

Schlesien

Ein Heimatbuch

herausgegeben
von

Wilhelm Müller-Rüdersdorf

Verlag Friedrich Brandstetter in Leipzig


UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

Schlesien

Ein Heimatbuch

herausgegeben von

Wilhelm Müller-Rüdersdorf



Mit Zeichnungen von
M. Klein-Hähnichen, L. Jaekel,
W. Krain und A. Mirau

Zweite Auflage
4.–8. Tausend



Leipzig
Friedrich Brandstetter
1923

Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.



Zum Geleit.

Schlesien, dem viel umstrittenen, strahlenden Grenzlande, gilt diese Ehrenspende — eine Ehrenspende, erwachsen aus wesensgrunderfühlender und vielzügiger Heimatliebe. Als ein voller Kranz bunter Blüten, soll sie zeugen von dem Reichtum, den die dreiteilige Südostmark Preußens — an der sich Friedrichs des Großen Feldherrn- und Heimatschützergenie so leuchtend bewies — in jeder Beziehung ihr Eigen nennt. Auf den frischen Fluren, in Höhen und Gründen schlesischer Kunst und Wissenschaft sind die zahlreichen Blüten und Grüntriebe des großen Heimatkranzes gesammelt. Männer und Frauen aller Zeiten und jeder Richtung unterhaltenden und belehrenden Schaffens, die als verdiente Kinder und Stiefkinder der Mutter Schläsing ans Herz sanken und ihre Natur- und Volkswerte, ihr Vergangenes und Gegenwärtiges erfaßten, haben beigesteuert zu diesem wesenkündenden Gewinde. Und da ist kein Zug im Antlitz der Heimat, der nicht durch ihre erlesenen Spenden zur Geltung gebracht würde.

Euch allen, die ihr auch nur ein Fünklein freudigen und suchenden Sinnes für das weite, schöne und wichtige Schlesierland aufweist, und vor allem euch Eingeborenen und Eingewohnten der Schläsing, möchte dieser Heimatkranz willkommen sein!

Schles. Isergebirge.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf.



Inhaltsverzeichnis.

Die mit * bezeichneten Stücke sind Gedichte, die mit † bezeichneten Originalbeiträge.

III. Flachland und Heide.

IV. Die Hauptstadt.

V. Der oberschlesische Industriegau und das andere Oberschlesien.





I. Schlesien als Ganzes.

Mein Schlesierland.

Von Philo vom Walde.

Wer die Welt am Stab
durchmessen,
Wenn der Weg in Blüten stand,
Nimmer konnt' der doch vergessen
Glückberauscht sein Heimatland.
Und wenn tausend Sangesweisen
Nur der Fremde Lob entquillt —
Einzig will das Land ich preisen,
Dem mein ganzes Sehnen gilt.
Sei gegrüßt am Oderstrand,
Schlesien, du mein Heimatland!

Schlesierland, du Länderkrone,
Sei gegrüßt vieltausendmal:
Wo auf sagenreichem Throne
Streng regiert Geist Rübezahl,
Wo im Volke stets aufs neue
Deutscher Freiheit Odem weht,
Wo als Bild von Männertreue
Kühn der alte Zobten steht.
Sei gegrüßt am Oderstrand,
Schlesien, du mein Heimatland!

Graue Burgen zaub'risch winken
Von den Bergen hoch und hehr;
In dem tiefen Schachte blinken
Erz und Kohle, blank und schwer.
Weißes Linnen, Stolz der Mädchen,
Bleicht im goldnen Sonnenschein;
Lustig schnurren Spill' und Räd-
chen;
Sang und Sage klingen drein.
Sei gegrüßt am Oderstrand,
Schlesien, du mein Heimatland!

Wackre Männer, treu und bieder,
Sturmfroh wie der Teufelsbart,
Ros'ge Frau'n in buntem Mieder,
Das ist echte Schlesierart.
Volle Becher fröhlich kreisen
Von der Heimat Traubenblut;
Schlesierland, dich muß ich preisen,
Bis mein Herz in dir einst ruht.
Sei gegrüßt am Oderstrand,
Schlesien, du mein Heimatland!

Heimkehr.

Von Moritz Graf Strachwitz.

Sei mir gegrüßt am Straßenrand,
Mein alter Markenstein!
Ich fahre in mein Vaterland,
Mein Vaterland hinein.

Du Land, in dem ich strebt' und stritt,
Wie bist du grün und schön!
Du Luft, in der ich lebt' und litt,
Wie duftig ist dein Wehn!

Du Strom, auf dem mein Segel schwoll,
Wie leuchtet deine Flut!
Du Wald, in dem mein Horn erscholl,
Wie klingt dein Rauschen gut!

Du aber bist noch, herziger Schatz,
Wie immer schön und süß,
Und alles steht am alten Platz,
Da, wo ich's stehen ließ.

Moritz Graf Strachwitz wurde am 13. März 1822 zu Peterwitz bei Frankenstein geboren und starb auf der Rückkehr aus Italien am 11. Dez. 1847 zu Wien.

Schönes Schlesien!

Seit Anfang des Monats (August 1790) bin ich in diesem zehnfach interessanten Lande, habe schon manchen Teil des Gebirgs und der Ebene durchschritten und finde, daß es ein sonderbar schönes, sinnliches und begreifliches Ganze macht. Joh. Wolfg. v. Goethe.

* * *

Schlesien ist ein prächtiges Land. Ich sah manchen Strich Erde, den die Natur in glücklichster Flitterlaune ausstattete, und sah doch Schlesien immer wieder mehr als gern, obgleich ich mich rühmen darf, frei von jedem Splitterpatriotismus zu sein. —

Ich müßte ein Buch über schlesische Naturschönheiten schreiben wollen, wenn ich's auf die Erschöpfung dieses reinen Stoffes abgesehen hätte, denn Schlesien ist wirklich schön. Max Waldau.

* * *

Schlesierland, Schlesierland,
Hochberühmt und wohlbekannt;
Schles'sche Berge, schlesisch Leinen, —
Doch das Schönst' ist, will mir scheinen,
Stets ein Streifel Streuselkuchen.

Aus Volksmund.

Schlesien und Deutschland.

Von Professor Dr. H. Wendt.

Ganz Schlesien, auch Oberschlesien, ist deutsches Land. Den Schlesiern, nicht zuletzt den Polnisch redenden, hat ihr inniger staatlicher, wirtschaftlicher und geistiger Zusammenhang mit deutschem Land und Volk reichen Segen gebracht. Aber sie haben auch an der weltgeschichtlichen Gesamtarbeit des Deutschtums stets rühmlichen Anteil genommen, treu bewährt als Vorposten deutscher Art.

Schlesien besitzt eine ausgeprägte Eigenart als Grenz- und Übergangsland. Die Vermittlerrolle zwischen dem romanisch-germanischen Westeuropa und dem slawischen Osteuropa ist ihm vorgezeichnet. Es unterlag naturgemäß von jeher starker Beeinflussung durch seine Grenznachbarn, war auf ihren guten Willen angewiesen, der Bedrohung durch sie leicht ausgesetzt. Im Ringen der Völker öfter Amboß als Hammer, mußte es seine staatliche Zugehörigkeit mehrfach wechseln. Aber andererseits bildet das Oderland eine natürliche Einheit. Sein Stromnetz, seine meist guten natürlichen Grenzen wahrten seinen staatlichen, völkischen, wirtschaftlichen Zusammenhang. Zeigt seine älteste Geschichte einen Wechsel, ein Schwanken zwischen Deutschtum und Slawentum, so wurde Schlesien je länger, je mehr durch seine Landesnatur wie durch die kulturelle Überlegenheit der Deutschen auf den Anschluß an diese hingewiesen. Schlesiens Zugehörigkeit zu Preußen und dem engeren Deutschland datiert zwar erst seit 1741, war aber durch eine vorhergegangene jahrhundertelange Entwicklung wohl vorbereitet.

In vorgeschichtlicher Zeit zweifellos von germanischen Stämmen besiedelt, hatte Schlesien seit der Völkerwanderung eine slawische, aber nur schwache, wenig kultivierte Bevölkerung. Als sich in Böhmen und Polen größere Slawenreiche bildeten, wurde Schlesien der Zankapfel zwischen beiden Nachbarn, bis es 1054 durch einen von dem deutschen Kaiser vermittelten Vertrag von Böhmen an Polen abgetreten wurde. Aber schon 1163 lockerte sich die Verbindung mit Polen. Unter dem Schutze

Kaiser Friedrich Barbarossas bildeten die aus dem polnischen Herrscherhause der Piasten stammenden Brüder Boleslaw und Miesko die besonderen schlesischen Nebenlinien ihres Geschlechts. Schon in vorgeschichtlicher und slawischer Zeit war Schlesien Schauplatz eines weitreichenden Durchgangsverkehrs. Uralte von der Nord- und Ostsee durch das südliche Osteuropa nach dem Orient ziehende Handelswege — man denke an das Schlagwort Hamburg-Bagdad! — müssen auch das Oderland berührt haben. Wahrscheinlich fanden schon im 10. bis 12. Jahrhundert süd- und westdeutsche, z. B. Regensburger und Kölner Kaufleute den Weg nach Schlesien.

Doch erst im 13. Jahrhundert wurde Schlesiens Zusammenhang mit der westlichen Kulturwelt fest und innig durch das große Werk der deutschen Besiedlung des Ostens, das wir mit Recht zu den glänzendsten Errungenschaften unserer mittelalterlichen Geschichte zählen. Die Einwanderung deutscher Bürger und Bauern, die Annahme und Weiterbildung deutscher Rechts- und Wirtschaftsformen auch durch die slawische Bevölkerung ging tief in den Osten, durch Polen nach Rußland, durch Galizien bis nach Rumänien hinein; sie schlug im Oderlande, einschließlich Oberschlesiens, besonders feste Wurzeln. Die schlesischen Piasten heirateten deutsche Frauen — unsre Heilige Hedwig war fränkischen Stammes —, sie knüpften staatsrechtliche Beziehungen zum Deutschen Reiche — der im Mongolenkampfe bei Wahlstatt gefallene Herzog Heinrich II. wurde 1239 zur deutschen Königswahl geladen —, sie beriefen deutsche Mönche und Nonnen in ihre neubegründeten Klöster, wie Leubus und Trebnitz. Schon zur Steigerung ihrer landesherrlichen Einnahmen zogen sie deutsche Siedler ins Land, gründeten sie Städte und Dörfer nach deutschem Rechte. Die einheimische Bevölkerung behielt ihre alte Volkssprache großenteils bei — daher noch heute die Zweisprachigkeit Oberschlesiens —, nahm aber im übrigen die überlegenen Kulturformen der Einwanderer willig an.

Diese völlig friedliche Durchdringung brachte einen ungeahnten Aufschwung des Wirtschaftslebens; Landwirtschaft, Handel und Gewerbe blühten auf. Der Bergbau, die Tuchmacherei und andere Gewerbe — Schlesien wurde durch seine Bierausfuhr das „Bayern des Mittelalters“ — entwickelten sich nach westlichen Vorbildern. Die Hauptstadt Breslau erlangte jetzt durch deutsche Betriebsamkeit ihre volle, von der Natur vorgezeichnete Bedeutung für den Welthandel als Vermittlerin des Austausches zwischen den Gewerbeerzeugnissen des Westens und Südens und den Rohstoffen des Ostens. Unmittelbar reichte ihr

Handelsverkehr im späteren Mittelalter von Brügge bis Kiew, von Venedig bis Danzig, mittelbar bis England, Skandinavien und an den Orient. Wie sehr die durch deutsche Arbeit geschaffene Wirtschaftsblüte Schlesiens auch sein geistiges Leben in Kirche und Schule, Kunst und Wissenschaft förderte, sei hier nur angedeutet.

Dieses überall sich regende neue Leben war freilich durch feindliche Einwirkungen bedroht. Durch die Unsitte steter Erbteilungen unter den schlesischen Piasten wurde das Land in viele Kleinfürstentümer zersplittert, durch Erbstreitigkeiten und Fehden zerrissen und bot den Angriffen der polnischen Nachbarn ein lockendes Ziel. Schutz dagegen fand Schlesien, indem es sich um 1330 als Nebenland dem Königreich Böhmen anschloß. Da Böhmen, ein Glied des deutschen Reiches, beherrscht von dem deutschen Kaiserhause der Luxemburger, unter vorherrschendem deutschen Einflusse stand, bedeutete für Schlesien der Anschluß an Böhmen zugleich eine Verstärkung seiner Hinneigung zu Deutschland. Den Polen war diese Wendung natürlich unerwünscht, aber ihre Könige Kasimir und Ludwig haben 1335, 1339 und 1372 bedingungslos auf jedes Anrecht auf ganz Schlesien, einschließlich Oberschlesien, verzichtet. Von der polnischen Gefahr befreit, erlebte Schlesien unter dem Luxemburger Karl IV. den Höhepunkt seiner mittelalterlichen Kulturblüte. Schlesische Fürsten lebten am Kaiserhofe, erschienen auf den deutschen Reichstagen; noch 1420 wurde sogar ein Reichstag in Breslau abgehalten. Breslaus Handel wurde durch den weitblickenden Kaiser kräftig geschützt. Immer enger wurde die wirtschaftliche Verbindung Schlesiens mit West- und Oberdeutschland, mit Frankfurt a. M., Nürnberg, Augsburg, Passau. Durch Bayern und Deutschösterreich führten die Handelswege nach Venedig, der Beherrscherin des Mittelmeeres. Der Verkehr mit dem Westen und Süden wurde für den schlesischen Handel ebenso lebensnotwendig wie der Austausch mit Polen, Rußland und dem Orient.

Durch diesen engen Zusammenhang mit dem Mutterlande war das Deutschtum in Schlesien so gefestigt, daß es im 15. Jahrhundert eine schwere Krisis überstehen konnte. In Böhmen und Polen regten sich starke Gegenwirkungen gegen den deutschen Einfluß. Das Hussitentum in Böhmen bekämpfte nicht nur die Kirche, sondern auch die deutschen Landesherren und die deutschen führenden Schichten. Wegen dieses tschechisch-völkischen Einschlags wurde das Hussitentum von den Schlesiern ganz überwiegend abgelehnt. Als 1456 der tschechisch-hussitische König Georg von Podiebrad, dann 1471 der polnische Prinz Wladislaw

von den Böhmen gewählt wurde, verweigerte ihm der größte Teil Schlesiens, unter Führung Breslaus, die Anerkennung und huldigte dem von einer deutsch-katholischen Partei aufgestellten Gegenkönige Matthias Corvinus von Ungarn. Nach dessen Tode (1490) mußten allerdings die Schlesier Wladislaw anerkennen; aber sie erzwangen von dem Könige ein Privileg, das Schlesien eine gewisse Sonderstellung gegen Böhmen sicherte. In diesen Kämpfen standen die Polen, bei denen schon die Kriege mit dem Deutschen Orden den völkischen Gegensatz gegen das Deutschtum verstärkt hatten, meist auf seiten der stammesverwandten Tschechen, so daß Schlesien zwischen zwei Feuer geriet. 1474 belagerten Böhmen und Polen gemeinsam Breslau. Dazu kamen auch wirtschaftliche Gegensätze. Versuche der Polen, die Vermittelung ihres Westhandels durch Schlesien auszuschalten, führten zum Handelskriege, zur Verkehrssperre Polens gegen Schlesien. Aber bald erwies sich der altgewohnte Austausch für beide Teile als so unentbehrlich, daß er in veränderten Formen wieder aufgenommen wurde. Im ganzen hat also das Deutschtum in Schlesien seine politische und wirtschaftliche Stellung gegenüber dem slawischen Ansturm siegreich behauptet.

Dadurch, daß Schlesien von 1526—1741 mit den anderen böhmischen Kronländern wieder unter einem deutschen Kaiserhause, den Habsburgern, stand, wurde sein Zusammenhang mit dem übrigen Deutschland noch weiter gefestigt. Hatte doch in dem habsburgischen Gesamtstaate, dem Böhmen sich einfügen mußte, das Deutschtum die führende Stellung. Wohl bewirkte die Reformation einen Gegensatz der meist evangelischen Schlesier gegen ihre katholischen Landesherrn. 1620 wurde der Wittelsbacher Friedrich von der Pfalz für kurze Zeit von den Evangelischen zum Könige erhoben. Aber anderseits schuf die Reformation neue Beziehungen Schlesiens zu Sachsen und andern deutschen Nachbargebieten. Schlesien war ein wichtiges Glied des Habsburgerreiches. Als „Fabrikant und Großhändler Österreichs“ stand es in regem Austausch mit Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen, pflegte aber auch den alten Handelsverkehr mit Süd- und Westdeutschland, mit Polen und Rußland erfolgreich weiter. An dem größten weltgeschichtlichen Verdienste, das sich der heute oft geschmähte Habsburgerstaat um die abendländische Gesittung erworben hat, an der Abwehr der Türkengefahr, hat Schlesien rühnlichen Anteil genommen. Der gefeiertste Türkensieger des 16. Jahrhunderts war der Schlesier Melchior von Redern. Schlesien war eine Art Bindeglied zwischen

Österreich und dem übrigen Deutschland, ein Arm, den der Kaiserstaat nach Norddeutschland ausstreckte. Der Verlust Schlesiens wurde naturgemäß der erste Schritt zur Trennung Österreichs von dem engeren Deutschland.

Umgekehrt war der 1741 vollzogene Anschluß Schlesiens an das engere Deutschland der erste Schritt zu dessen staatlicher Einigung. Insofern dürfen wir Schlesier in unserer Zugehörigkeit zu Deutschland einen Grundstein, ein Sinnbild der Reichseinheit erblicken. Als Friedrich der Große im österreichischen Erbfolgekriege unter Benutzung des Erbstreites der Häuser Habsburg und Wittelsbach Schlesien gewann, erhob er nicht nur Preußen zur zweiten deutschen Großmacht. Er fügte auch seinem meist niederdeutschen Staate ein mitteldeutsches Element ein, das, später durch die Rheinlande und sächsische Gebiete noch verstärkt, manche Schroffheit des Altpreußentums zu mildern, das Einleben Süddeutschlands mit Preußen nach 1871 zu erleichtern geeignet war. Anderseits war Schlesien seit 1741 endgültig und restlos mit dem übrigen Deutschland verschmolzen und wurde noch unmittelbarer als zuvor von allen Bewegungen im deutschen Staats-, Wirtschafts- und Geisteslebeu berührt. Friedrichs des Großen letzter Waffengang mit Österreich, der dem Schutze der Selbständigkeit Bayerns galt, spielte sich großenteils auf schlesischem Boden ab. Schlesiens Wirtschaftsleben wurde zwar durch die Trennung von Österreich zunächst schwer betroffen. Aber Ersatz für das Verlorene fand es in der Richtung, die ihm sein Strom, die schon unter dem Großen Kurfürsten durch den Oder-Spree-Kanal wiederbelebte Oderschiffahrt, wies. Preußens merkantilistische Wirtschaftspolitik schuf in Schlesien die Anfänge der modernen Großindustrie, verschaffte seinem Tuch- und Leinengewerbe zeitweilig Weltruf. Die Erschließung der oberschlesischen Bodenschätze gegen Ende der friderizianischen Zeit öffnete dem Bergbau und Hüttenwesen Oberschlesiens die Bahn, auf der es, neben Rheinland-Westfalen im 19. Jahrhundert, ein Grundstein des gesamtdeutschen Wirtschaftslebens geworden ist.

Die innige Lebensgemeinschaft Schlesiens mit Preußen-Deutschland bestand die Feuerprobe in der napoleonischen Zeit. Napoleon I. hat Schlesien von Preußen losreißen wollen, nicht etwa weil er es für polnisches Land hielt und darum mit dem von ihm wieder aufgerichteten polnischen Staate vereinigen wollte. Er wollte es an Österreich zurückgeben, um dieses mit Preußen dauernd zu verfeinden und so Deutschlands Zerrissenheit zu verewigen. Aber diese tödliche Gefahr ging

vorüber, und in den Freiheitskriegen konnte Schlesien alles das, was es von alters her dem Deutschtum verdankte, diesem reichlich vergelten. Schlesien wurde im Frühjahr 1813 der Brennpunkt der herrlichen Volkserhebung gegen Napoleon, bei der auch die Oberschlesier polnischer Zunge ihre Treue bewährten. Mit der auf schlesischem Boden geschlagenen Katzbachschlacht begann der Siegeslauf der Verbündeten, der auch Süddeutschland bald befreite. In dem Winterfeldzuge in Frankreich 1814 fochten die Süddeutschen, die noch 1807 als Feinde in Schlesien erschienen waren, Schulter an Schulter mit Blüchers schlesischer Armee. Mit vollem Rechte haben an der Jahrhundertfeier der Freiheitskriege in Breslau 1913 auch die süddeutschen Staaten lebhaften Anteil genommen; namentlich der „Bayern-Raum“ war einer der wirkungs- und stimmungsvollsten Teile der damaligen Historischen Ausstellung.

In dem Jahrhundert von 1815—1914 bereitete die durch den Wiener Kongreß bestimmte Länderverteilung dem Wirtschaftsleben Schlesiens große Schwierigkeiten. Neben seiner Binnenlage schuf sein Umschlossensein von den fremden Staats- und Wirtschaftsgebieten Rußlands und Österreichs starke Hemmungen. Um so segensreicher wirkte auf Schlesien die Festigung seines Zusammenhangs mit dem übrigen Deutschland durch die Begründung des Zollvereins, die Entstehung der Eisenbahnen — der erste Schienenstrang nach Westen folgte der Straße, auf der einst die deutschen Siedler im 13. Jahrhundert ins Land geströmt waren — und vor allem durch die nationale Wirtschaftspolitik seit 1871. Aber Schlesien war hierbei nicht nur empfangend, sondern auch gebend. Unentbehrliche Stützen der reichsdeutschen Volkswirtschaft wurden, neben der blühenden Landwirtschaft, dem Textilgewerbe und anderen Wirtschaftszweigen Schlesiens, vor allem der Bergbau und die Hüttenindustrie Oberschlesiens. Erzeugnisse seiner Kohlenförderung, seiner hochwichtigen Zink- und Bleigewinnung, seiner verfeinerten Eisenindustrie haben ihren Weg auch nach Süd- und Westdeutschland gefunden. Und wenn auch Rheinland-Westfalen hauptsächlich den Süden mit Bodenschätzen und den aus ihnen gewonnenen Gewerbeerzeugnissen zu versorgen hatte, so hätte es doch diese Aufgabe nicht so befriedigend erfüllen können, wenn nicht Oberschlesien seine Hauptaufgabe, die Versorgung des Ostens, so glänzend gelöst hätte.

Aus der Halbmonatsschrift „Wir Schlesier!“ 1920.
(L. Heege, Schweidnitz.)

Da Schlesien deutsch wurde.

Von Richard Müller.

Maitag war's. Zwischen blühenden Bäumen sonnten sich die windschiefen Strohdächer des polnischen Dörfchens, und über Schmirgeln und Himmelschlüsseln tollten die Kinder samt ihren Spielgenossen, den scheckigen Zicklein. Jetzt horchten die Kinder auf. Was doch das ewig unruhige Kiebitzvolk wieder hatte, daß es mit noch lauterem Geschrei als sonst über das Brachfeld flatterte!

Und schon zeigte sich, was die Vögel schreckte. Aus dem Gebüsch vor dem Dorfe brach ein Reiterzug: Herren in pelzverbrämter, polnischer Mütze, blondbärtige Ritter in eisernem Topfhelm, Reiterinnen in dunklem Gewande. Und um eine der Frauen schloß sich der Zug dichter zusammen.

Die Kinder schauten und staunten. Wie der rote Samt vor dem weißen Schlehdorn leuchtete! Wie sich die Falken auf der Faust der Reiter wiegten!

Da rief es plötzlich aus der Kinderschar: „Die Frau Herzogin! Die heilige Herzogin!“ und die Kinder warfen sich zur Erde, hoben wie betend ihre Hände empor und schauten und staunten.

Schon erloschen die roten Samtflecken hinter den Hecken; da lösten sich die Zünglein.

„Hast du sie gesehe'n, die Frau Herzogin?“

„Ob ich sie gesehen habe! Ich kenne sie doch! Sah ich sie nicht zu Trebnitz beim Klosterfeste?“ Und das wirrhaarige Mägdlein erzählte wieder einmal, was die anderen schon so oft gehört hatten: wie so fromm die Frau Herzogin Hedwig sei. Und so reich. Und wie sie doch hungere und so bitterlich faste, daß sie ganz schwach werde. Aber dafür speise sie auch die Armen und Hungrigen. Und den Elenden und Kranken helfe sie. Und dennoch büße die fromme Herrin, als sei sie die größte Sünderin. Und geißle sich sogar. Ein rauhes, quälendes Gewand trage sie auf dem bloßen Leibe. Und wandle im Winter büßend durch den scharfen Schnee . . .

Die braunen Buben und Mädchen lauschten. Vorbei war es mit dem Spiel. Aber ein wunderbares Glänzen lag in den Kinderaugen und in den Lüften über dem blühenden Mai.

Maitag war's. Festtag ist daraus geworden; denn die heilige Herzogin zog durch das Land.

* * *

Von der Frau Herzogin Hedwig sprachen auch die beiden Reiter, die ein wenig hinter den anderen zurückgeblieben waren.

„Du kannst von Glück sagen, Wasylko, daß du gerade in diesen Tagen aus Krakau gekommen bist! Deinen Kindeskindern wirst du es noch erzählen, daß du heut' die Frau Herzogin gen Trebnitz geleiten durftest."

„Gewiß, Oheim," erwiderte der junge Pole, „und ich weiß auch, daß ich es nur dir zu danken habe. Wenn du nicht so viel beim Herrn Herzoge gältest, wäre mir die Ehre wohl kaum zugefallen. Die hohe Herrin scheint ja nur nach den Blondhaarigen da vorn zu fragen!"

„Sage das nicht, Wasylko!" mahnte der ältere der beiden Reiter. „Es ist wahr: sie liebt der Deutschen Sprache und Sitte. Ist sie doch selbst ein deutsches Grafenkind! Aber sonst, Pole oder Deutscher, es gilt ihr gleich. Die Heiligen im Himmel können nicht gerechter sein als sie!"

Schweigend trabten die beiden Herren ein Stück durch das maifrische Land. Freudig lachte das Grün. Finkenschlag drang aus den Zweigen. Lebensfroh reckte sich der Jüngling im Sattel, und plötzlich fiel ihm das Ziel des Ausrittes ein.

„Eines, Oheim, verstehe ich nicht so recht. Gewiß, sie mag sehr fromm sein, die hohe Fürstin. Aber daß sie sich so ganz vom Hofe abkehrt und fast nur bei den Klosterfrauen zu Trebnitz lebt, das ist doch sonderbar."

„Es ist weniger zu verwundern, als du es glaubst, Wasylko. Sie hat Schweres getragen. Bedenke! wie furchtbar muß es für sie gewesen sein, daß der Verlobte ihrer Tochter ein Mörder wurde und dafür mit seinem Leben büßen mußte!" Der Alte meinte Otto von Wittelsbach, der den König Philipp, Barbarossas Sohn, getötet hatte. „Und was hat sie nicht jahraus, jahrein mit dem Herrn Herzoge durchlebt! Was für Zeiten! Schon damals gleich am Anfange, als Heinrich sein Erbe antrat. Es ist freilich jetzt schon mehr als dreißig Jahre her. Breslau, Liegnitz, Glogau und Oppeln waren ihm zugefallen. Aber der Ratiborer Mesko hatte nichts Eiligeres zu tun, als dem jungen Neffen Oppeln wegzunehmen. Und als dann kaum ein Jahr später drüben in Polen Mesko der Alte starb — das war 1202; ich werde das Jahr nie vergessen, denn damals machte sich der Herzog von der polnischen Oberherrschaft los und wurde hier im Lande sein eigener Herr — also, sage ich, als Mesko starb, wie trieben es da die Vettern in Polen? Nichts als Händel ohne Ende! Und dem Herzoge fiel das Frieden-

stiften zu. Eine böse Aufgabe! Das hat ihm und der Frau Herzogin manches Jahr verbittert. Und dann das Unglück, als der Masowier den Herzog gefangennahm! Damals ging die Herzogin selbst nach Plock und bat den Gemahl frei! Aber sieh, Wasylko, solche Jahre machen müde! Sie kehren das Herz von der Welt ab. Ich kann es ganz gut verstehen, daß die edle Herrin die Stille sucht."

Voller Bewunderung hatte Wasylko zugehört. „Wie glücklich ist der Herzog," rief er feurig, „daß er in so schweren Zeiten eine solche Frau zur Seite hatte!"

„Ja, sie ist ein rechter Segen für ihn gewesen," fuhr der Alte fort, „und auch ein Segen für das Land. Du hast gestern bei uns zu Breslau das Hospital zum heiligen Geist gesehen. Das ist ihre Stiftung. Ein solches Haus hat sie auch draußen zu Neumarkt für das arme, verworfene Volk, die Aussätzigen, gebaut . . . Und denke an die Klöster! Unter des Herrn Herzogs Vater, dem langen Boleslaw, war im Oderwalde Kloster Leubus entstanden. Als aber Heinrich zur Herrschaft kam, wollte die Frau Herzogin einen solchen Friedensort auch für die Frauensleute haben. Da gründete sie mit dem Herzoge das Kloster, das du heute in Trebnitz sehen wirst . . . Und jetzt schau' dorthin, — ein wenig gen Morgen vom Berge Slenz!" Der Alte wies nach Süden. „Dort liegt Kloster Heinrichau. Das hat der Herzog mit dem jungen Herrn Heinrich errichtet! Und noch etwas weiter hin, aber vor den blauen Bergen, die hinter dem Slenz auftauchen, ist Kloster Kamenz! . . . Und dort gegen Abend, in dem Lande vor dem Riesenberge (er meinte die Schneekoppe) liegt Kloster Naumburg . . . Du wirst verstehen, was das alles gekostet hat. Haben wir nicht allein zehn Jahre an der Trebnitzer Kirche gebaut! Es war aber auch eine Freude und ein Fest, als wir sie einweihten! Aus weiter Ferne kamen die Herren und die Kirchenleute. Selbst der Herr Bischof aus dem Kulmer Lande war da!"

„Ja, das weiß ich!" rief Wasylko und riß wie im Zorne sein Pferd zurück. „Ich weiß es auch, daß er es war, der den Herzog dazu brachte, ins Kulmer Land gegen die Heiden zu ziehen! Und dann ließ der Herzog das Kulmer Schloß aufbauen und trat es nachher an die Deutschherren ab! Sieh, Oheim," — er schaute vorsichtig nach den anderen Reitern hin — „das ist's, worüber ich nicht hinweg kann: Der Herzog ist gut. Aber überall die Deutschen! Fließt nicht Piastenblut in seinen Adern? Und Piastenblut ist Polenblut!"

„Mäßige dich, Wasylko; du kennst den Lauf der Dinge zu wenig! Zunächst bedenke, daß der Herzog beinah' selbst ein Deutscher ist. Seine

Mutter war eine Deutsche. Sein Vater ist in Deutschland aufgewachsen und hat lange Jahre dort verweilt, ehe ihm der Rotbart zum Lande verhalf. Und dann: als der Herr Herzog sich unabhängig machte, eben damals 1202, wer war es, der ihn stützte? Niemand anders als die Deutschen! Er hat allen Grund, ihnen dankbar zu sein!"

„Sei es!" rief Wasylko. „Er mag auch die deutschen Klosterleute ins Land rufen und die deutschen Herren an seinen Hof. Wozu aber noch all das Bauernvolk? Sind nicht genug im Lande, die schaffen, was nottut?"

Der Oheim blickte um sich. „Schau dorthin, Wasylko!" rief er und wies auf einen am Wege liegenden polnischen Pflug. „Wie faul der Holzpflug das Land bereitet, weißt du. Du weißt auch: Schlechter Pflug, schlechte Ernte; schlechte Ernte, schlechter Zehnten. Du solltest aber einmal sehen, wie der eiserne deutsche Pflug das Brachfeld bricht! Da gibt's ein Wachsen! Da reifen Ernten! Das weiß der Herr Herzog sehr gut."

„Geben denn die Deutschen den Garbenzehnten auch?"

„Sie geben ihn nicht," sprach der Alte; „aber sie geben dafür etwas, was der Herzog ebenso braucht wie das Gekörn. Sie geben bare Münze, Wasylko! Sie geben Geld! . . . Sieh, es ist jetzt eine andere Zeit als ehedem. Früher lieferte das unfreie Volk uns Herren alles, was wir brauchten: Vieh und Getreide, Honig und Leder, Gespinst und Geschirr. Aber heut' reicht das alles nicht aus. Neue Dinge kommen in das Land, und wer sie haben will, bedarf der silbernen Münzen viele. Und nun müßtest du sehen, was jetzt manches Stück Land trägt, das seit alten Zeiten öde lag! Du müßtest sehen, was die Hufen an Zins einbringen, seit die freien Deutschen sie pflügen! Darum wußten der Herzog und sein Vater Boleslaw recht gut, was sie taten, als sie die Fremden ins Land riefen!"

„Bei Gott!" erwiderte Wasylko heftig, „warum gibt dann der Herzog nicht seinem eigenen Volke solche Freiheit? Es würde ihm gewiß gern den klingenden Zins dafür zahlen!"

„Ei, Wasylko," sprach der Oheim, „hast du deine Augen so wenig aufgetan, als du noch in deines Vaters Kastellanei saßest? Du solltest doch wissen, wie es unser höriges Volk treibt! Lässige Arbeit, wo du hinschaust! Wenn nur das Notwendigste da ist! Und glaubst du wirklich, unsere Leibeigenen und Hörigen möchten mehr Freiheit, um dafür mehr zu arbeiten? Sie würden ihre Freiheit nur brauchen, um noch weniger zu tun als bisher."

„Armes Volk!“ rief Wasylko. „So wird es neben den Deutschen jetzt noch schlechter daran sein!“

„Du brauchst es nicht zu bejammern. Es hat seinen Nutzen von den Deutschen. Es nimmt den Eisenpflug an. Es nimmt auch das bessere deutsche Korn. Und dann will ich dir noch eins sagen. Hier, wo wir eben reiten, geschah es, als ich noch jung war, daß zwei unserer Herren einem Bauern die Pferde wegrissen und im Übermut damit durch das Land rasten, bis die Tiere tot zusammenbrachen. Das war damals nichts Seltenes. Wer fragte danach? Heut' wirst du solches kaum erleben . . . Seit die freien Deutschen da sind, ist mehr Recht im Lande. Das kommt auch unserem Volke zugut. Was aber die Deutschen leisten, das wirst du erkennen, wenn wir nächste Woche mit dem Herzoge in das Land vor den Riesenbergen reiten werden und wenn du eine von den neuen Städten sehen wirst: Goldberg, wo die Fremden dem Herzoge sogar das Gold aus der Erde holen, oder Löwenberg oder eine von den Städten, die der Herzog im Lande am Strome zu deutschem Rechte gegründet hat. (Er meinte Steinau und Guhrau.) Denn sieh, Wasylko: Jetzt in diesem Jahre 1233 hat es Gott gefügt, daß unserem Herzoge fast das ganze Land von Pommern her bis an die Tatraberge gehorcht; aber so wohl steht es nirgends im Lande wie da, wo der Herzog die Deutschen hingesetzt hat!“

Wasylko sah nachdenklich vor sich hin. „Und denken denn viele der Herren hier im Lande wie der Herzog und wie du, Oheim?“

„Gewiß, Wasylko!“ antwortete der Alte. „Sie haben es alle erkannt: der Herr Bischof, die Klöster, — die deutschen Herren, denen der Herzog Land gegeben hat, natürlich erst recht. Und siehe, Wasylko, so schön ist der Geldzins: selbst unsere polnischen Herren gründen Dörfer mit deutschem Volk nach deutschem Rechte! Und ich kann es ihnen nicht verdenken . . . Wasylko, ich bin Pole, und das Lied, das die Maid dort singt,“ — er zeigte auf eine junge Gänsehirtin — „ist mir lieber als die Weisen der deutschen Spielleute bei uns zu Breslau am Hofe. Aber die deutsche Arbeit, Wasylko, — die deutsche Arbeit muß ich achten!“

Wasylko ritt mit finsterer Miene dahin. Da erklang von den deutschen Herren her froher Ruf. Die Hügel senkten sich. Helle Giebel sahen aus dem Grün. Das Kloster war nahe.

* * *

Des anderen Tages kehrte Wasylko mit dem Oheim nach Breslau zurück. Bis zu des Herzogs Ausfahrt blieben ihm noch einige Tage

der Muße. In dieser Zeit gesellte sich ein junger polnischer Edelmann zu ihm, der als Freund des Herzogssohnes Konrad am Hofe zu Gaste war. Auch der neue Genosse Wasylkos schien den Deutschen nicht hold zu sein. Doch sprach er sich darüber nicht aus. Nur einmal, als er mit Wasylko bei einem Ausritte durch Schyttenik (Scheitnig), das Schildmacherdorf, kam und Wasylko auf die Leibeigenen wies, die dem Herzoge Schilde verfertigten, fuhr es dem Gefährten durch die Zähne: „Bei Gott, ich wüßte wohl, gegen wen wir dies Gewaffen kehren müßten!"

Einige Tage darauf gab der Herzog den Befehl zum Aufbruch. Das war eine frohe Stunde. Hinaus ging es aus der engen Herzogsburg und am linken Oderufer entlang durchs Falknerdörflein, wo des Herzogs leibeigene Falken die gefiederten, edlen Räuber hegten, und dann durch Busch und Aue zum Nikolaikirchlein und durch Stepin (Tschepine), wo seit Jahren freie deutsche Bauern saßen. Scharf blickte Wasylko hier in die Felder und Höfe, um zu sehen, wie deutsche Art sich im Lande zeige.

Als sie dann später nach Neumarkt kamen, von dem der Oheim sagte, daß es als polnischer Ort Szroda, Mittwochsmarkt, geheißen habe und zu den Städten gehöre, die am frühesten deutsches Recht erhalten hätten, da maßen Wasylkos Augen den Schutzgraben und den Wall mit der eichenen Pfahlumzäunung, als wollte er prüfen, wie solche Wehr zu zwingen wäre.

Noch mehr aber fesselte den jungen Polen, was er einige Tage später im Katzbachtale sah.

Dort hatte der Herzog ein Jahr vorher ein großes Stück Waldland abgrenzen lassen, und ein Unternehmer war ausgezogen, um aus deutschem Lande, wohl aus Thüringen oder Franken, tüchtige Menschen heranzuholen.

Die Ansiedler waren angekommen. Noch stand ihr schweres Fuhrwerk mit Vorrat und Hausgerät beladen, und mit Wohlgefallen betrachtete der Herzog die rüstigen, blonden Frauen und die starken Männer, von denen jeder eine Anzahl Hufen zum freien Eigentum erhalten sollte.

Während der Herzog mit dem Unternehmer sprach, fragte Wasylko den Oheim: „Was wird dem Manne, der die Fremden ins Land bringt?"

„Er kann zufrieden sein!" lautete die Antwort. „Er erhält von allen Hufen immer die sechste zins- und zehntenfrei. Er darf auch eine Mühle anlegen oder einen Kretscham, auch Verkaufsbänke für Brot und Fleisch und Schuhe. Dafür muß er freilich, wenn es not tut, mit dem Herrn

Herzoge zu Felde ziehen. Er muß auch in geringen Dingen an des Herzogs Statt Recht sprechen, und wenn die Freijahre um sein werden, muß er den Zins erheben. Soweit ist's freilich noch lange nicht. Vorerst wird das neue Volk noch ein hart Stück Arbeit haben."

Was aber deutsche Arbeit schaffen kann, das sah Wasylko am folgenden Tage.

Sie ritten durch ein weites, flaches Tal. Zur Rechten und Linken eines rauschenden Baches sah Wasylko die festgefügten hölzernen Häuser, die sich im Geviert zu Höfen zusammenschlossen, und hinter den Höfen und Gärten streckten sich in langen Streifen die grünenden Gelände — hinauf bis zu den Waldresten auf den Höhen. Breite Steinrücken aus zusammengelesenem Felsgeröll trennten die Gemarkungen und zeigten, wie sorgsam fleißige Hände dort oben edlem Samen den Boden bereitet hatten. Und die schweren, jungen Saaten wogten im Winde, als wollte sich ihr lebendiger Segen schon jetzt ins Tal ergießen.

Da dachte Wasylko an die mageren Äcker im polnischen Lande.

— —

Je mehr sie aber nach Westen kamen und je schärfer das Riesengebirge im Mittag aufstieg, um so häufiger sah Wasylko die leuchtenden Dächer der neuen Dörfer, und um so weiter dehnte sich die Flut der wogenden Fluren. Und als der junge Pole auch Goldberg und Löwenberg gesehen hatte und er mit dem Herzoge heimzog und die Fahrt überdachte, da war es ihm, als ob deutsche Kraft und deutsches Wesen von Westen her in das Land strömte, einströmte wie etwas, dem nichts widerstehen kann —, wie etwas, das polnische Lässigkeit aufheben und aus dem Lande tragen würde.

Das fühlte er — und wollte es doch nicht für wahr haben.

Und fühlte es doch! Und aufmerksamer als vorher lauschte er nach der Rückkehr den Reden des jungen Hofgastes, der sich des Herzogssohnes Konrad Freund nannte.

Nicht viel Zeit verging, da gehörte Wasylko zu der Schar unzufriedener edler Polen, die sich unter Konrad gegen die Deutschen erhoben.

Der Herzog sandte ihnen seinen Sohn Heinrich entgegen. Bei Rotkirch in der Nähe der Kastellanei Liegnitz wurden Konrad und seine Anhänger in hartem Kampfe geschlagen.

Konrad floh zu seinem Vater und fand Verzeihung. Wasylko wurde durch seinen Oheim gerettet, der ihm später eine Dorfschaft an der

oberen Ohle überließ. Und Wasylko ging hin, um hinfort dem Herzoge treulich zu dienen . . .

Herr Herzog Heinrich I., der Bärtige, aber, der von 1201—1238 regierte, hatte wieder einmal eine Zeit des Kampfes hinter sich. Ruhe wurde dem edlen Fürsten auch jetzt nicht. Unfriede trübte seine Tage bis an seinen Tod.

Aus: Richard Müller, Was die Heimat sah. Bilder und Erzählungen aus der Geschichte des schlesischen Landes und seiner Hauptstadt. Breslau, Priebatschs Buchhandlung.

Hussitenzeit.

Von Richard Müller.

Welche Feuer doch jener Holzstoß entfacht hat, auf dem im Jahre 1415 zu Konstanz der böhmische Prediger und Professor Johann Hus verbrannt wurde, trotzdem ihm vom Kaiser Sigismund freies Geleit zugesichert worden war!

Da waren die Flammen auf der Westseite des Breslauer Ringes, zu denen man im März 1420 — noch während des glänzenden Reichstages — den Prager Gastwirt Krasa schleifte, weil er des Kaisers Verhalten gegen Hus getadelt und sich selbst zu Hus' Lehre bekannt hatte.

Da waren die Scheiterhaufen im Böhmerlande, denen die ersten der gefangenen Hussiten übergeben wurden, als die Schlesier von 1421 ab dem Kaiser in seinen erfolglosen Kämpfen gegen die Anhänger Hus' beistanden.

Da war die Glut, die dich, tapferer Nikolaus Megerlin, umlohte, als das Feuer des Hussitenkrieges über die Sudetenberge schlug und du als lebende Fackel neun Jahre unsäglichen Elends für das schlesische Land einleuchtetest!

Es war 1425. Der erste Dezembertag hatte die Böhmen durch die Waldpässe der Grafschaft vor Wünschelburg gebracht. Bald war die Mauer gebrochen. Die Bürger flüchteten in des Vogts geräumiges steinernes Haus und zündeten ihr Holzstädtchen an. Die Feinde untergruben und bestürmten das Vogthaus, so daß die bedrängten Bürger den Vogt an einem Tuche hinabließen, damit er mit den Böhmen verhandle. Er erwirkte Freiheit für Frauen und Kinder. Die Männer sollten bis zur Erlegung eines Lösegeldes Gefangene bleiben. Den Geistlichen drohte der Tod.

Und Nikolaus Megerlin, der Stadtpfarrer, verschmähte es, sich beim Auszuge aus der Vogtsburg durch Anlegen von Weiberkleidern zu

retten. Die Feinde nötigten ihn, ihren Glauben anzunehmen. Er aber sprach: „Ich habe die Wahrheit gelehrt und gepredigt zu Prag, zu Görlitz und zu Königgrätz, und um derselben Wahrheit willen will ich sterben!“ Alsbald umkleideten ihn die Böhmen mit Stroh, zündeten es an und ließen ihn umhertaumeln, bis er zusammenbrach. Den Leichnam warfen sie samt einem gefangenen alten Dorfpfarrer in eine Braupfanne voll siedenden Wassers.

In diesen Adventswochen plünderten die Böhmen die Wallfahrtsstätte im Warthapaß und brandschatzten das Kloster Kamenz.

Solches geschah im Osten der schlesischen Berge. Im folgenden Jahre, 1426, flog der Hussitenbrand über die Mitte des Sudetenzuges. — Hochsommer war es, da fand der Abt des Klosters Grüssau, als er von einer Reise nach Schweidnitz zurückkehrte, sein Kloster ausgeraubt und teilweise zerstört, an Stelle seiner 72 Klosterbrüder aber ebenso viele Märtyrerleichen. Die Böhmen hatten die Mönche zwingen wollen, das Abendmahl auf hussitische Weise zu genießen; doch die zweiundsiebzig hatten sich lieber den ärgsten Martern unterworfen, als daß sie von ihrem Glauben abgelassen hätten.

Als später die Bergbauern im Riesengebirge ihr Herbstheu sammelten, sahen sie, wie unten im Bobertale die Hussitenfeuer das fleißige Landeshut verzehrten.

Und 1427 kam. Da trugen die Böhmen den Brand über den Westen der Landesgrenze. Mitten im blühenden Mai schoben sie ihre Sturmleitern über die Mauern von Lauban, klommen katzengleich zur Mauerkrone, und bald wehte der Blütenschnee über Hunderte erschlagener Bürger.

Doch das feste Löwenberg ließ sich nicht zwingen. Dagegen fanden die Feinde im offenen Felde keinen Gegner. Wohl rückte Mannschaft aus den Fürstentümern Liegnitz und Schweidnitz-Jauer heran, wohl war sie gleich den Hussiten mit einer Anzahl der neuen Donnerbüchsen, aus denen mächtige Steinkugeln geschossen wurden, ausgerüstet. Aber beim Anblick der als unbesiegbar geltenden Böhmen ergriffen die Schlesier die Flucht. Die Goldberger Gegend wurde ein Raub der Feinde, und durch den Landeshuter Paß, wo sonst die vielspännigen Frachtwagen der Breslauer auf der Ausfahrt nach Prag lustig klingelten, rasselten zwischen blökenden Herden Hunderte geraubter Wagen mit der Habe schlesischer Bauern und Bürger.

* * *

Drüben in Böhmen lockte die Beute zu neuen Zügen. Das unendlich traurige Jahr 1428 kam. Da galt es fast dem ganze Lande.

Auf der großen Handelsstraße, die von Ungarn her durch Mähren nach Schlesien führt, zieht der furchtbare Prokop heran. Troppau hält sich. Leobschütz rettet sein Fürst durch Geldzahlung. Aber dann fliegt der Feuerschein von Katscher, Neukirch und der Propstei Kasimir durch die Märznebel. Oberglogau wird gestürmt, und während die Hauptmasse der Hussiten Zülz und Steinau peinigt, schwärmen plündernde Rotten nach Hotzenplotz und Neustadt, Kleinstrehlitz und Krappitz. Und schon tragen die Frühlingswinde den Brandgeruch ins Neißer Land.

Im Neißer Lande harrt der streitbare Breslauer Bischof Konrad mit bewaffneten Bauern, Breslauer Reisigen, Liegnitzer und Glatzer Mannschaft. Vergebens! Mit Not hält sich die Neißer Neustadt. Um Neiße aber flammt ein wahrer Wirbel von Vernichtungsfeuern. Ziegenhals, Ottmachau, Patschkau, Falkenberg und Grottkau verbrennen. Wohin die Verteidiger Neißes schauen — da ist kein Stück ihres Gesichtskreises, über das nicht brandige Röte zieht.

Und mit dem fliegenden Rot am Himmel rast das Elend ins Land. Trupps von zehn oder zwölf der hussitischen Reiter jagen in dieser vorösterlichen Passionszeit von Dorf zu Dorf. Der Schreck macht das Landvolk wehrlos. Aus blutiger Hofstatt und brennenden Ställen treibt der Bauer als Hussitenknecht sein Vieh vor den wilden Reitern zu den Sammelplätzen der Feinde.

Aus dem Neißer Lande dringen die Böhmen der Oder zu. Die Brieger retten sich und ihre Habe über den Strom. Ohlau entgeht durch Geldzahlung der Plünderung — für diesmal, ebenso das Münsterberger und Strehlener Gebiet, durch das sich die Feinde dem Gebirge zuwenden. Und jetzt sieht die Frühlingssonne auf den Bergstraßen ein Treiben, das dem der großen Waldameisen gleicht, wenn sie eifrig von der Beute zum Bau und vom Bau zur Beute ziehen. Scharen von Gefangenen und ungeheure Rinderherden werden durch die Täler nach Böhmen getrieben; neue Hussitenmassen ergießen sich durch die Grafschaft, wo Glatz mannhaft widersteht, nach Schlesien herüber.

Mit Grauen gewahren die Flüchtlinge in den Wäldern des Eulengebirges, wie unten Ort um Ort aufflammt. Dem Kloster Kamenz wird der Aschermittwoch zu einem wahren Aschentage. Am Karfreitage verbrennt Falkenstein, wo der Dominikanersubprior Carpentarii, der den hussitischen Frevlern unerschrocken ins Gewissen geredet hat, auf

einem Scheiterhaufen von Altartrümmern seine Seele aushaucht. Am Ostertage fliegen die böhmischen Brandfackeln in das verlassene Reichenbach, und schon gewahrt die Besatzung des Zobtenschlosses, wie sich der Feuerkranz um den Berg zu ziehen beginnt. Bald darauf wird die Zobtenfeste ohne Kampf aufgegeben. Hussitische Wachen beobachten jetzt vom Gipfel des Berges an den Feuerzeichen zu ihren Füßen, wie ihr Volk bis Canth hinab weiterdringt.

Wieder einmal wagt sich eine Streitkraft gegen die Feinde. Schlesier und Lausitzer wollen sich vereinigen. Ein Vorstoß der Hussiten schreckt sie auseinander. Zur Not wird Liegnitz gedeckt. Aber über die Gegend von Jauer dehnt sich das Hussitenheer und zieht sich, mit Raub beladen, wieder zusammen. Haynau verblutet tapfer. Bunzlau setzen die flüchtenden Bürger selbst in Brand. Doch das kleine Lüben trotzt erfolgreich — Steinau auch. Und jetzt läßt sich der Feind von der Oder nach Breslau führen.

Breslau ist gefüllt mit Flüchtlingen und Flüchtlingsgut. Welche Beute, wenn es gelingt, diese Stadt zu nehmen!

Am 1. Mai verrät Feuerschein vor der Stadt die Ankunft der Böhmen. Um die starken Mauern, deren Türme gleich unbezwingbaren Recken herabschauen, kreist lauernd und blutgierig das Hussitenheer — von Westen über den Süden nach Osten. Doch die Stadt ist dem Raubvolk zu fest. Um so wilder wirft es sich auf die Dörfer, bis die den Feind begleitenden Feuersbrünste verkünden, daß er sich Strehlen zuwendet.

Durch die Grafschaft Glatz ziehen die Plünderer heim. Droben blühen und duften die Bergwälder. Aber während die unermeßliche Beute in Böhmen Jubel und Pfingstfreude verbreitet, scheint die Pfingstsonne von den schlesischen Waldbergen bis zur Oder auf ein blutendes, auf weiten Strecken saatenloses Land.

Was aber in diesem Sommer wächst und was die Wälder geschützt haben, das liefert der Winter dem Feinde aus. Im Dezember dringen die Böhmen in die Grafschaft, liegen wochenlang vor dem wohlverteidigten Glatz und tragen in den Weihnachtstagen das Entsetzen unter die Schindeldächer der zerstreuten Walddörfer.

Und jetzt versucht Herzog Johann von Münsterberg mit Mannschaften der Schweidnitzer und Breslauer und Leuten des Bischofs Konrad den Kampf — nicht ohne Siegeshoffnung; haben doch die Oberlausitzer im November einen Hussitenhaufen vernichtet.

Am 27. Dezember wirft sich der Herzog bei Altwilmsdorf gegen die hinter ihren Wagen verschanzten Feinde. Furchtbares Geschützfeuer

aus der Wagenburg treibt die Angreifer zurück. Schützend deckt sie die Nacht. Doch die Hussiten zünden die nächsten Dörfer an und „lesen die Flüchtigen von den Schneefeldern wie Hühnlein". Des Herzogs Roß gerät in einen Graben. Die schwere Rüstung hält es zurück, und unter den Streitkolben der Böhmen fällt der letzte Nachkomme Bolkos des Starken.

In den folgenden Januarwochen werden Brieg und Ohlau „gründlich verderbt", Strehlen, Münsterberg und das Kloster Heinrichau in Asche gelegt. Erst im Februar verlassen die Peiniger das Land, nachdem ihnen Schweidnitz erfolgreich widerstanden hat. Aber schon zur Johanniszeit überfällt ein Hussitenhaufe Bunzlau. Was von den Bürgern dem Tode entgeht, wird nach Böhmen geschleppt und erst im nächsten Jahre, nachdem inzwischen viele elend umgekommen sind, gegen Lösegeld heimgeschickt.

* * *

Ob es noch schlimmer kommen konnte? . . . Allmählich setzten sich die Böhmen in den Burgen zu Nimptsch und Ottmachau, in Kreuzburg und manchem Felsenneste fest, griffen von dort weit ins Land und sogen es aus.

So bereiteten hussitische Rotten dem Dorfe Wederau in der Bolkenhainer Gegend ein schreckliches Schicksal. Dort saßen auf zwei benachbarten Höfen vier Edelleute des Geschlechts von der Reibnitz. Als sich die Böhmen anschickten, die Schlösser der Reibnitze zu stürmen, verteidigten sich die Angegriffenen durch Hinabwerfen brennender Pechtonnen. Aber eine der Tonnen setzte die Höfe in Brand, und die vier Edelleute kamen in den Flammen um. Nach dem Erlöschen des Feuers wandten sich die Hussiten wider die Bauern, die sich in die Keller der Schlösser geflüchtet hatten. Die Insassen des einen Kellers, mehr als dreißig Menschen, wurden in einer Badestube verbrannt, die des anderen wehrten sich darauf um so heftiger und erreichten damit wenigstens, daß ein hussitischer Edelmann, dem sie sich endlich ergaben, sie nach Böhmen führen ließ.

Bei solcher Not war es kein Wunder, daß nicht nur loses Gesindel, sondern auch verzweifeltes Landvolk sich den Feinden anschloß. Öffneten doch selbst Ritter ihre Burgen den Böhmen. Machte doch sogar ein schlesischer Fürst mit den Feinden gemeinsame Sache.

Dieser Fürst — Herzog Bolko V. von Oppeln —, polnische Scharen

unter dem polnischen Prinzen Korybut und Hussiten unter dem Polen Puchala verwüsteten 1430 Oberschlesien.

Allmählich aber lernten die Schlesier den Kampf mit den Böhmen. Tapfer griffen sie 1432 mit ihren Steinbüchsen die Hussitenfeste Nimptsch an. Allerdings schoß von Ottmachau sofort ein böhmisches Entsatzheer herbei und fuhr mit solcher Wucht ins Land, daß es das Verderben vollends in die bisher verschonten Gegenden trug. Die Klöster Leubus und Trebnitz, Prausnitz, Winzig, Militsch und Bernstadt sanken in Asche, und die fliehenden Bürger von Öls zündeten ihre Stadt selbst an, damit sie nicht, gleich Kreuzburg, Hussitensitz werde.

Dennoch blieben die Erfolge der Schlesier nicht aus. Gleiwitz wurde den Böhmen entrissen, später ganz Oberschlesien gesäubert, und den Breslauern und Schweidnitzern fiel ein Hussitenführer nebst vielen Truppen und Vorräten in die Hände.

Und endlich brachte das Jahr 1434 den Frieden.

* * *

Der Krieg war vorüber. Die Not blieb.

Durch das verwüstete Land strich würgend das Gespenst des Hungers. Meilenweit dehnten sich, wo sonst Saaten wogten und Herden weideten, menschenleere Einöden, in deren wucherndem Gestrüpp schädliches Getier sich immer ärger mehrte.

Als aber die Sicheln wieder klangen, wurden sie, besonders in Oberschlesien, häufiger als vorher von Slawenhand geführt.

Und wo noch deutsche Bauern den verwilderten Boden von neuem unter den Pflug zwangen, war vielfach aus den Nachkommen der freien Ansiedler aus Heinrichs I. und Bolkos des Starken Zeit ein gedrücktes Volk geworden — untertan dem Burgherrn, dessen Schutz mit dem Verluste der Freiheit erkauft worden war.

Da stand es um diejenigen noch am besten, denen die Mauern der wenigen unbezwungenen Städte Sicherheit geboten hatten. Aber auch sie seufzten unter der Not des Landes, und es war ein schwacher Trost, wenn ein schrecklicher Reim, der damals durch Breslaus Gassen ging, zeigte, wie schwer auch andere Gebiete gelitten hatten. Der Reim lautete: „Meißen und Sachsen verderbt — Schlesien und Lausitz verscherbt — Bayern ausgenärbt — Österreich verheert — Mähren verzehrt — Böhmen umgekehrt.“

Aus: Richard Müller, Was die Heimat sah. Bilder und Erzählungen aus der Geschichte des schlesischen Landes und seiner Hauptstadt. Breslau, Priebatschs Buchhandlung.

Fridericus Rex.

Von Willibald Alexis.

Fridericus Rex, unser König und Herr,
Der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr,
Zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegte sechzig Patronen.

„Ihr verfluchten Kerls," sprach Seine Majestät,
„Daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht!
Sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glatz
Und die hundert Millionen in meinem Schatz.

Die Kaiserin hat sich mit den Franzosen alliiert
Und das Römische Reich gegen mich revoltiert;
Die Russen sind gefallen in Preußen ein;
Auf, laßt uns zeigen, daß wir brave Landeskinder sein!

Meine Generale Schwerin und Feldmarschall von Keith
Und der Generalmajor von Zieten sind allemal bereit.
Potz Mohren, Blitz und Kreuzelement,
Wer den Fritz und seine Soldaten noch nicht kennt!"

Nun adjö, Lowise, wisch' ab das Gesicht,
Eine jede Kugel, die trifft ja nicht;
Denn träf' jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann?

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,
Die Kanonenkugel ein weit größeres noch;
Die Kugeln sind alle von Eisen und Blei,
Und manche Kugel geht manchem vorbei.

Unsre Artillerie hat ein vortreffliches Kaliber,
Und von den Preußen geht keiner zum Feinde nicht über;
Die Schweden, die haben verflucht schlechtes Geld;
Wer weiß, ob der Österreicher besseres hält!

Mit Pomade bezahlt den Franzosen sein König;
Wir kriegen's alle Wochen bei Heller und Pfennig.
Potz Mohren, Blitz und Kreuzsackerment,
Wer kriegt so prompt wie der Preuße sein Traktament!



Friedrich der Große.

Fridericus, mein König, den der Lorbeerkranz ziert,
Ach, hättest du nur öfters zu plündern permittiert!
Fridericus Rex, mein König und Held,
Wir schlügen den Teufel für dich aus der Welt!

Wie der Alte Fritz Dörfer gründete.

Von Paul Barsch.

Durch den Siebenjährigen Krieg hatte Schlesien hundertfünfzigtausend Menschen eingebüßt. Diesen Schaden wollte der König heilen. Und nicht nur das! Er wollte, daß die Bevölkerungsziffer der Provinz zu einer Riesengröße anwachsen solle. Schlesien, meinte er, habe so gutes Ackerland und so viel Nährboden für lebenskräftige Industrien, daß es viel mehr Menschen als irgendein anderes Land ernähren könne.

Wie er dabei zu Werke ging? Bereits nach dem Ersten Schlesischen Kriege hatte er sich an den reichbegüterten Adel gewandt und ihn aufgefordert, neue Dörfer zu gründen und Ansiedler aus dem Auslande heranzulocken. Wenn er in diesem Falle vom Auslande sprach, so dachte er hauptsächlich an Sachsen. Als er sich später im Besitz der Herrschaft sicher fühlte, ging er in seinem Eifer, die Bevölkerung Schlesiens zu vermehren, kräftig ins Zeug. Sein schlesischer Minister, Exzellenz von Schlabrendorf, sollte Rat schaffen. Der kraute sich hinter den Ohren und schimpfte und fluchte wohl auch heimlich. Das war ja rein zum Verrücktwerden! Während des langen Krieges hatte er für den König und dessen Kriegsheer fast übermenschlich viel gearbeitet und seine Gesundheit dafür hingeopfert, und nun, da Frieden war, sollte er noch viel mehr arbeiten. Im Kriege war es seine größte Sorge gewesen, Rat zu schaffen, daß Friedrichs Regimenter überall, wohin sie kamen, Nahrung für sich und ihre Pferde fanden, und er hatte dabei oft Wundertaten vollbracht, deren kein anderer fähig gewesen wäre. Nun aber verlangte der König von ihm, daß er an Wunderkraft den Herrgott überbieten solle. Mindestens zweihunderttausend arbeitstüchtige Menschen, keine Müßiggänger, keine Schwächlinge, keine Dummköpfe, sollte er herbeizaubern. Weitere hunderttausend sollten dann nachfolgen. Selbst wenn er fähig gewesen wäre, Menschen aus Lehm zu formen und sie durch Anblasen lebendig zu machen, hätte er den König nicht zu befriedigen vermocht, denn solche „Murxerei“ wäre dem Alten Fritz viel zu langsam erschienen. Woher aber sollte der Minister die vielen Menschen nehmen?

Er tat, was hohe Herren in der Regel tun, wenn sie „von oben her" einen Auftrag bekommen, mit dem sie nichts anzufangen wissen: sie befehlen ihren Untertanen, ihn auszuführen. So wandte sich Minister Schlabrendorf an die schlesischen Güterbesitzer, besonders an die oberschlesischen, und forderte von ihnen, daß sie neue Dörfer und Kolonien anlegten und Bauern aus dem Auslande zur Besiedelung der Neugründungen herbeiriefen. Die Gutsherren erwiderten, das sei unmöglich, denn dazu gehöre Geld, und alles Geld habe der Krieg aufgesogen. Sie seien verschuldet und sie müßten zunächst sorgen, daß sie ihre vernachlässigten Äcker und Gebäude nach und nach wieder in Ordnung brächten; dann erst könnten sie an andere Dinge denken. Würden sie schon jetzt anfangen, Wälder auszuroden, Waldland in Acker zu verwandeln und neue Ortschaften zu bauen, so wäre das ein Fehler, der ihnen das eigene Bestehen kosten würde. Zunächst müsse doch Vieh angeschafft werden; denn ohne Vieh gäbe es keinen Dünger, und ohne Dünger trage der Acker keine Früchte. Das war alles richtig. Der Minister wußte ja am besten, woher er das Vieh genommen hatte, als er Fleisch brauchte für die Soldaten des Königs. Und er wußte am besten, wie die Österreicher und die Russen im Lande gewütet und gewüstet hatten. Er stimmte den Gutsbesitzern aus voller Seele bei, wenn sie ihm beteuerten, daß sie beinah verarmt seien durch den Krieg und daß sie zugrunde gehen würden, wenn der König jetzt Unmögliches von ihnen verlangte. Doch er hatte keinen freien Willen, und er mußte tun, was ihm befohlen worden war. Friedrich drängte, schalt und drohte in heftiger Ungeduld, und der Minister sah sich den Gutsbesitzern gegenüber zur ärgsten Rücksichtslosigkeit gezwungen. Schon nach kurzer Zeit konnte er dem Könige melden, daß neunundzwanzig Dörfer mit zusammen mehr als siebenhundert Haus- und Ackerstellen errichtet worden seien. Er verschwieg nicht die großen Schwierigkeiten, unter denen dieses Werk vollbracht worden war, und er scheute sich nicht, dem Könige zu bedeuten, daß das allzu hastige Betreiben solcher Gründertätigkeit dem Lande viel mehr schade als nütze. Der König aber verlangte immer mehr neue Dörfer, immer mehr Ansiedler. Sein höchstes Ziel war, die Bevölkerungsziffer der Provinz zu verdoppeln, zu verdreifachen, zu verfünffachen. Der alte Herr von Schlabrendorf hatte, als es bei ihm zum Sterben kam, das Leben herzlich satt.

Sein Nachfolger war Graf Hoym. Dieser geschmeidige Herr strebte nach der Gunst des großen Königs und getraute sich nicht, ihm eine eigene Meinung entgegenzusetzen, wie es der derbe Schlabrendorf

oft getan hatte. Er zeigte sich flink bereit, auf alle Wünsche des Monarchen einzugehen und ein gefügiger Diener zu sein. Zunächst konnte er nichts ausrichten, da in Schlesien große Teuerung herrschte; als aber das Jahr 1771 eine gute Ernte brachte, beeilte er sich, ans Werk zu gehen. Bereits im August jenes Jahres erschien ein königlicher Befehl, in dem zur Gründung neuer Dörfer aufgefordert wurde. Den Begründern sowie den fleißigen „Ausländern“, die als Kolonisten angeworben werden sollten, wurden Staatsprämien verheißen. Auch noch andere Zugmittel brachte der kluge Graf zur Anwendung. So versprach er den Ausländern, daß sie und ihre Kinder frei von Militärdiensten seien und daß sie den Gutsherren weder Gehorsam noch Arbeit und Abgaben zu leisten hätten.

Daß sich die Gutsbesitzer nicht beeilten, der königlichen Aufforderung nachzukommen, ist selbstverständlich. Solche Gründerei kostete sie eine schwere Menge Geld und brachte ihnen wenig Nutzen. Viele fürchteten, daß sie dabei zugrunde gehen würden. Aber Graf Hoym wußte sie gefügig zu machen. Er schickte ihnen die Landräte auf den Hals und nötigte sie durch allerlei kleine, feine Mittel, zu erklären, daß sie geneigt seien, Ortschaften zu gründen. War diese Erklärung unterzeichnet, so kamen die Landräte wieder und wollten genau wissen, wie viele Siedlungen ein jeder der Herren anlegen wolle. Auch in diesem Falle mußten die Landräte sorgen, daß lohnende Versprechungen aufs Papier kamen. Als auch diese Angelegenheit erledigt war, verlangte die Regierung nachdrücklich, daß jede Zusage redlich erfüllt werde. Die Großgrundherren mußten nun gehorchen; denn Graf Hoym bestimmte, daß sie für die Erfüllung der unterzeichneten „Verträge“ mit ihrem ganzen Besitztum haftbar seien.

So gründete der Minister Dorf auf Dorf und erwarb sich dadurch die volle Zufriedenheit des Königs. Binnen fünf Jahren entstanden zweihundert neue Dörfer. Jeder Ansiedler erhielt zwölf bis zwanzig Morgen Rodeland zugewiesen. Er bekam auch ein Haus nebst Stall und Scheuer und Garten, ein Stück Wiesenland und das notwendige Vieh. Jahrelang blieb er frei von jeglichen Abgaben.

Die Zuzügler kamen meistens aus Sachsen, Österreich und Polen. Aber auch viele Süddeutsche zogen herbei und siedelten sich an.

In Mähren entschloß sich eine ganze Gemeinde, nach Schlesien auszuwandern und dort ein neues Dorf zu gründen. Die Einwohner dieses Dorfes waren ihres evangelischen Glaubens willen so arg geplagt worden, daß sie es in der Heimat nicht mehr aushielten. Aber ihre

Gutsherrschaft verweigerte den Leuten den Abzug. Da schrieben sie heimlich an den König von Preußen, teilten ihm ihr Vorhaben mit und baten ihn um Beistand. Der König, froh darüber, eine ganze Gemeinde zu gewinnen, schickte eine Schwadron Husaren über die mährische Grenze und ließ die gesamte Gemeinde abholen.

Im Jahre 1775 konnte der König seinem Bruder Heinrich schreiben, daß Schlesien seit 1740, trotz der verheerenden Kriege, um zweihunderttausend Seelen gewachsen sei. Insgesamt hat er einundsechzigtausend Ansiedler ins Land gelockt.

Die Franzosenzeit in Schlesien.

Von Fedor Sommer.

Schon im Jahre 1805 sah Schlesien wieder fremde Heere auf seinem Boden: der russische Kaiser rückte mit seiner Armee, als Bundesgenosse Österreichs gegen Napoleon, durch Breslau und Neiße gegen Brünn vor.

Als dann Friedrich Wilhelm III. Napoleon im August den Krieg erklärt hatte, rückte die Breslauer Garnison nach Sachsen aus. Alle hegten die feste Überzeugung, daß die Armee Friedrichs des Großen keinen Feind, auch Napoleon nicht, zu fürchten brauche. So erfaßte die allgemeine Entmutigung, die nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt ganz Preußen beherrschte, auch die Schlesier. Die Nachricht von der völligen Niederlage des Heeres und der Flucht des Königs wirkte geradezu erschütternd und verwirrend.

Da niemand erwartet hatte, daß der Feind bis nach Schlesien vordringen könnte, war die Provinz nahezu von Truppen entblößt, selbst die Festungen waren nicht im Verteidigungszustande. Ganz fassungslos waren der Minister Hoym und der Stadtgouverneur von Breslau. Leider verhinderten sie auch die Ausführung einer allgemeinen Landesverteidigung, zu der der Graf von Pückler auf Gimmel (Kreis Wehlau) einen vom Könige genehmigten Plan entworfen hatte. Dies trieb den begeisterten Vaterlandsfreund, wie manchen anderen, zum Selbstmorde. Nachdem dann zwei Brüder, die Freiherrn von Lüttwitz, dem Könige einen neuen Verteidigungsplan vorgelegt hatten, ernannte er den Fürsten von Pleß zum Generalgouverneur von Schlesien. Mit dessen Vertretung bis zu seiner Ankunft in Schlesien betraute der König den Graf von Götzen.

Noch ehe er in Schlesien eintreffen konnte, wurde die Festung Glogau

vorzeitig den sie belagernden Württembergern unter Vandamme übergeben, wobei über zweihundert Geschütze in feindliche Hände fielen. Anfang Dezember traf Graf Götzen in Breslau ein, das die Feinde vergeblich durch einen Handstreich zu nehmen gesucht hatten, und ermahnte die Bürgerschaft zur Standhaftigkeit. Dann verließ er die Stadt, um in Oberschlesien ein Verteidigungsheer auszurüsten.

Vandamme ließ Breslau beschießen, wodurch schwerer Schaden an Kirchen und andern Gebäuden angerichtet wurde, da auch eine Feuersbrunst ausbrach.

Unterdes übernahm der Fürst von Pleß in Oberschlesien das Generalgouvernement, und Hoym trat von seinem Ministerposten zurück. Von Neiße aus versuchte der Fürst, Breslau zu entsetzen; aber Vandamme schlug den Versuch ab. Trotzdem weigerte sich der Kommandant von Breslau, hauptsächlich auf Drängen der Bürgerschaft, die Festung zu übergeben. Der Fürst wagte einen neuen Vorstoß bis gegen Breslau, konnte aber nichts ausrichten, weil der Kommandant versäumte, ihm durch einen Ausfall zu Hilfe zu kommen. Da übergab (im Januar 1807) der Kommandant die Festung unter harten Bedingungen, gegen den Wunsch der anderen Behörden, trotzdem noch kein eigentlicher Mangel an Lebensmitteln eingetreten war. Die Mitglieder der Breslauer Behörde zwang man, durch Androhung der Einziehung ihres Vermögens und der Strafverschickung, Napoleon den Treueid zu leisten. Nur sechs Räte widersetzten sich. Die Stadt hatte schwer gelitten; denn es waren über zehntausend Kugeln hineingeworfen und sechshundert Besitzungen zerstört worden. Der Breslauer Kammerbezirk mußte 4 800 000 Taler Kriegsentschädigung zahlen, und die Festungswerke wurden geschleift.

Bald darauf ergab sich auch Brieg, und selbst Schweidnitz, an dessen Verstärkung Friedrich Millionen gewendet hatte und das gut versorgt war, wurde von seinem feigen Kommandanten von Haak ohne jede ernstliche Gegenwehr übergeben.

Der Fürst von Pleß verlor zu Beginn des Februar den Paß von Wartha an die Feinde, zog sich in die Grafschaft zurück und ging selbst nach Wien, seine Truppe auflösend.

Neiße und Kosel hielten zunächst der Belagerung noch stand, und dieses hat sich auch unter dem greisen Oberst von Neumann und nach dessen Tode unter Oberst von Puttkammer bis zum Schlusse des Feldzuges behauptet, trotzdem die Festung im Umbau begriffen und erst halb fertig war.

Da sich Napoleon genötigt sah, einen Teil seiner Armee aus Schlesien

nach Ostpreußen zu ziehen, wagte Graf von Götzen noch einmal einen Verteidigungskampf Schlesiens und zwar von der Grafschaft aus. Als neuernannter Generalgouverneur von Schlesien brachte er um Glatz ein kleines Heer zusammen. Es strömten ihm viele Freiwillige aus allen Berufsschichten zu und bewaffneten sich auf eigene Kosten.

Götzens Plan war, Neiße und Kosel zu entsetzen, Glatz und Silberberg zu halten.

Um Kosel zu entsetzen, ließ er zweitausend Mann über Landeshut und Freiburg gegen Breslau vorgehen, dessen geringe Besatzung man überrumpeln wollte. Aber schon in Kanth stellte sich General Lefèbre den preußischen Truppen entgegen. Zwar gewannen diese das Gefecht, aber von feindlicher Übermacht gedrängt, suchten die Preußen den Rückzug nach Glatz zu gewinnen. Bei Salzbrunn wurden sie von Lefèbre überfallen und zersprengt. Nur ein Teil kam nach Glatz zurück.

So ohne Hoffnung auf Entsatz, übergab der Neißer Kommandant die Festung im Juni nach dreimonatiger Belagerung. Es waren an hundertsechzigtausend Schüsse auf die Festung abgegeben worden. Auch Oberst von Puttkammer versprach, die Tore von Kosel zu öffnen, falls bis Mitte Juli kein Entsatz heranrücke.

So waren Glatz und Silberberg neben Graudenz und Kolberg die einzigen noch nicht vom Feinde eingenommenen Festungen Preußens.

Gegen Glatz rückte im Juni Vandamme heran und suchte durch schreckliche Drohungen, den Grafen Götzen zur Übergabe zu bewegen. Aber dieser blieb standhaft. Nach vierzehntägiger heldenmütiger Verteidigung wurde das preußische Lager bei Glatz von den Franzosen am 23. und 24. Juni erstürmt, wobei sich die Bayern und Württemberger wie rasend zeigten. Nun konnte auch die Beschießung der Festung selbst eröffnet werden. Da es an Schießbedarf fehlte, begann Götzen, der schwer erkrankt war, Unterhandlungen mit dem Feinde und versprach, die Festung in vier Wochen zu übergeben. Bis dahin sollten, Silberberg ausgenommen, alle feindseligen Handlungen auf beiden Seiten unterbleiben.

Vor Silberberg gingen die Kämpfe weiter. Mehrfach schon hatten die Feinde die Eroberung der kleinen, aber sehr starken Bergfestung versucht. Das Städtchen, unterhalb der Festung gelegen, war dabei in Flammen geschossen worden. Aber das Hauptwerk, der Donjon, erwies sich als uneinnehmbar. Von ihm aus führten kühne Offiziere der Besatzung einen den Feinden sehr schädlichen Kleinkrieg in den Glatzer Gebirgen und gegen die schlesische Ebene hin.

Da bereits am 7. Juli der Friede zu Tilsit geschlossen wurde, blieben Silberberg, Glatz und Kosel dem preußischen Könige erhalten. Ihre Ausdauer hatte einen großen Einfluß auf den Friedensschluß ausgeübt und Napoleon zu manchem Zugeständnis veranlaßt. Graf Götzens Verdienst ist erst in neuester Zeit in der richtigen Weise anerkannt worden.

Schlesien brachten die Kriegsjahre 1806 und 1807 wieder schwere Leiden. Wenn auch im allgemeinen die Franzosen gute Manneszucht hielten, haben sich die Württemberger viele Bedrückungen und Erpressungen zuschulden kommen lassen, und auch die von dem Prinzen Hieronymus, einem Bruder Napoleons, und andern Befehlshabern ausgeschriebenen Kriegsentschädigungen sowie die unvermeidlichen Einquartierungslasten haben viele Familien und Ortschaften zugrunde gerichtet.

Überall, wohin die feindlichen Truppen kamen, wurde das königliche Eigentum weggenommen, auf die königlichen Kassen Beschlag gelegt und versucht, die Staatsdiener durch Eid und Handschlag für Napoleon zu verpflichten. Nur wenige widersetzten sich, jeder Gefahr trotzend. Vielfach trat eine erschreckende Gesinnungslosigkeit zutage. Die wenigsten Beamten waren auf die Sicherung der königlichen Kassen und die Erhaltung des andern Staatseigentums bedacht. Bei der Schleifung der Festungen verhinderte niemand die Verschleuderung der Materialien; „es nahmen sogar Kammer-Baubediente an dem Raube teil,“ und einzelne brachten es fertig, durch Verrat glücklich geborgenes Silbergeschirr des Königs und Kassengelder in die Hände der Feinde zu spielen. Rückhaltlose, ins einzelne gehende Mitteilungen über die Zustände in der Provinz, über die Quellen des National- und Staatseinkommens wurden an den Feind erstattet, und der Widerstand der unteren Volksschichten gegen die Aussaugungen des Feindes wurde von den Beamten geradezu lahmgelegt. Ohne die große Gefügigkeit derjenigen Breslauer Kammerräte, die Napoleon den Diensteid geleistet hatten, wäre es dem Feinde nicht möglich gewesen, seine in Südpreußen stark bedrängte Armee so schnell zu versorgen.

Aber es fanden sich doch treue Beamte und Bürgersleute, die selbst mit Lebensgefahr dem Könige zu erhalten suchten, was irgend möglich war, so der spätere Oberpräsident Merckel, die Akzisendirektoren in Breslau, Neiße und Liegnitz, die etwa eine Million Kassengelder verbargen, der Geheimsekretär Zimmermann, der den schlesischen Staatsschatz rettete, und der Breslauer Drechslermeister Seeling, der den Franzosen über hunderttausend Taler allmählich aus den Kassen-

gewölben zur Nachtzeit stahl und auch sein eigenes ganzes Vermögen für vaterländische Zwecke hingab.

Die Not der Schlesier hörte mit dem Friedensschlusse nicht auf; denn es blieben noch jahrelang über fünfzigtausend Mann mit sechzehntausend Pferden französischer Besatzung in der Provinz. So gingen denn auch die drückenden Kriegszahlungen weiter. Während der Kriegszeit waren allein durch das Breslauer Departement sechseinhalb Millionen Taler an die französische Hauptkasse abgeführt worden, und trotzdem mußte die Provinz nach dem Friedensschlusse bis Ende 1808 doch noch zwei Millionen Taler abliefern, ungeachtet der vielleicht noch ebenso großen Summe mittelbarer Lasten, als Einquartierungs-, Lazarett-, Belagerungs- und anderer Kosten. Das kleine Städtchen Wansen z. B. mußte 1808 in anderthalb Monaten fünfzehnhundert Taler aufbringen. So wurde Schlesiens Notlage wieder einmal so groß, daß Verzeichnisse der Behörden von Hand zu Hand gingen, die angaben, welche wildwachsenden Pflanzen im Notfalle dem Menschen als Nahrung dienen könnten. Über die damalige Stimmung der Schlesier schrieb ein hoher Beamter an den König, jedes Gemüt sei mit Erbitterung erfüllt, daß alle dem Vaterlande gebrachten Opfer dem Abgrund nur immer näher zu bringen schienen. Selbst die Aussicht auf eine gute Ernte erhöhe nur die Trostlosigkeit, da man sicher sei, dann um so mehr abgeben zu müssen. Unter solchen Umständen waren denn auch die Schlesier zu den höchsten Opfern bereit, um durch eine schleunige Abtragung der Kriegsschuld möglichst bald die lästige Besatzung loszuwerden. Besonders die schlesische Kaufmannschaft erwies sich vaterländisch gesinnt, indem sie durch Wechsel die Zahlung von zwanzig Millionen Franken gewährleistete. Anfang Dezember 1808 verließ die französische Besatzung endlich die Provinz.

Aus: Fedor Sommer, Die Geschichte Schlesiens.
Breslau, Priebatschs Buchh.

Schlesische Kriegsnot im Jahre 1813.

Von Gustav Freytag.

Dumpfe, kurze Schläge in der Luft — es ist ferner Kanonendonner. Auf dem Markte, vor den Toren stehen lauschende Haufen; wenig wird gesprochen, halbe Worte mit gedämpfter Stimme, als fürchte der Sprecher den Klang in der Luft zu übertönen. Vom Kranz der Türme, vom Giebel der Häuser, welche dem Kampfplatze zu liegen,

spähen die Augen der Bürger ängstlich in die Ferne. Am Rande des Horizonts liegt es wie eine weiße Wolke im Sonnenlichte; nur zuweilen regt es sich darin, ein helles Aufleuchten, ein dunkler Schatten. Aber auf den Seitenwegen, welche aus den nächsten Dörfern von der Landstraße seitab führen, bewegen sich dunkle Haufen. Es sind flüchtige Landleute, welche quer durch das Land in den Wald oder in die Berge ziehen. Jeder trägt auf den Schultern, was er zusammenraffte; nur wenige vermögen ihre Habe zu fahren; denn Wagen und Pferde sind ihnen schon seit Wochen vom Kriegsvolke genommen. Buben und Männer treiben mit ängstlichem Schlage ihre Herden; laut jammernd tragen die Weiber ihre kleinsten Kinder. Und wieder ein Rollen in der Luft, deutlicher, heller. In wildem Rennen stürmt ein Reiter durch das Stadttor, und wieder einer. Die Unseren ziehen sich zurück. Die Haufen der Bürger fahren auseinander; angstvoll rennt das Volk in die Häuser und wieder auf die Straßen; auch in der Stadt beginnt die Flucht. Laut ertönt Schrei, Zuruf und Klage. Wer noch ein Gespann besitzt, reißt die Rosse zur Deichsel; die Tuchmacher werfen ihre Ballen, der Kaufmann die wertvollsten Kisten auf das Geflecht, oben darauf die eigenen Kinder und die der Nachbarn. Zu den abliegenden Toren drängt Fuhrwerk und der Haufen flüchtiger Menschen. Ist ein sumpfiges Bruchland, schwer zugänglich, oder ein dichter Wald in der Nähe, so geht die Flucht dorthin. Unwegbare Verstecke, noch von der Schwedenzeit her bekannt, werden jetzt wieder aufgesucht. Dort sammeln sich große Scharen, eng gedrängt; unter Rindern und Füllen birgt sich der Städter und der Landmann durch mehrere Tage, zuweilen noch länger. Nach der Schlacht bei Bautzen hauste die Gemeinde Tillendorf bei Bunzlau über eine Woche im nahen Walde; ihr treuer Seelsorger Senftleben begleitete sie und hielt in der Wildnis auf Ordnung; auch ein Kind hat er dort getauft.

Wer aber in der Stadt bei seinem Eigentum oder in seiner Pflicht zurückblieb, der ist eifrig, die Seinen und die Habe zu verstecken. Lange ist der Fall überlegt, und erfinderisch sind Schlupfwinkel ausgedacht. Hat gar die Stadt den besonderen Grimm des Feindes zu fürchten, weil sie durch preußischen Eifer auffällig wurde, dann drohen ihr Brand, Plünderung, Verjagen der Bürger. In solchem Falle tragen die einzelnen Mitglieder der Familie das Geld fest eingenäht in ihren Kleidern.

Eine angstvolle Stunde verrinnt in fiebrigem Hoffen. Auf der Straße rasseln die ersten Verkündiger des Rückzugs, beschädigte Geschütze, von Kosaken begleitet. Langsam ziehen sie zurück; ihre Mannschaft

ist unvollständig, von Pulver geschwärzt; mehr als einer wankt verwundet. Die Infanterie folgt. Wagen kommen, überfüllt mit wunden und halbtoten Kriegern. Die Nachhut stellt sich auf, am Tor und an Straßenecken den Feind erwartend. Halbwüchsige Buben laufen aus den Häusern und tragen den Kriegern noch zu, wonach sie gerufen, einen Trunk, ein Brot. Sie halten den Wunden die Tornister und helfen bei schnellem Verbande.

Staubwolken auf der Landstraße! Der erste feindliche Reiter nähert sich dem Tore, vorsichtig spähend, den Karabiner auf dem rechten Schenkel. Da fällt aus der Nachhut ein Schuß. Auch der Reiter feuert seinen Karabiner ab, wendet das Pferd und zieht sich zurück. Gleich darauf dringt der feindliche Vortrab im schnellen Trabe vor; die preußischen Soldaten ziehen sich von Stellung zu Stellung zurück und feuern. Endlich hat der letzte die Häuserreihe verlassen.

Leere Straßen, lautlose Stille! Auch die Knaben, welche die preußischen Krieger begleitet haben, sind verschwunden. Die Vorhänge der Fenster werden herabgelassen, die Türen verschlossen; aber hinter Vorhang und Tor spähen ängstliche Blicke auf den heranziehenden Feind. Plötzlich ein rauher, tausendstimmiger Ruf: „Vive l'empereur!" Und wie eine Wasserflut strömt französisches Fußvolk in die Stadt. Sogleich dröhnen die Kolbenschläge an den Türen. Öffnet sich eine Tür nicht schnell, so wird sie zornig erbrochen. Und nun folgt der wüste Streit, welchen der schutzlose Bürger mit dem gereizten Feinde auszumachen hat, unerschwingliche Forderungen, Drohung, nicht selten Mißhandlung und Todesgefahr, überall Geschrei, Jammern und Gewalttat. Schränke und Truhen werden erbrochen, Wertvolles und Wertloses geraubt, verdorben, zerschlagen, am meisten bei solchen, die geflohen sind; denn die Habe ihres ungastlichen Hauses ist nach Soldatenbrauch dem Eindringenden verfallen. Die Behörden der Stadt werden auf das Rathaus geschleppt, und über die Unterbringung der Truppen, über Lieferung von Lebensmitteln und Viehfutter und über eine unmögliche Kriegssteuer, welche die Stadt zahlen soll, beginnt die peinliche Verhandlung.

Und zieht am Morgen, nach einer Nacht, die der Bürger ängstlich durchwachte, der Feind wieder ab, dann sieht der Städter erstaunt die schnelle Verwüstung in der Stadt und vor dem Tore die plötzliche Verwandlung der Landschaft. Das unabsehbare Getreidemeer, welches gestern um seine Stadtmauern wogte, ist verschwunden, von Roß und Mann zerwühlt, niedergestampft, zertreten; die Holzzäune der Gärten

sind zerbrochen, Sommerlauben, Gartenhäuser abgerissen, Fruchtbäume abgehauen. In Haufen liegt das Brennholz um die erlöschenden Wachtfeuer. Der Bürger mag darin die Bretter seines Wagens, die Tore seiner Scheune finden. Kaum erkennt er die Stelle, wo sein eigener Garten war; denn mit Lagerstroh und wüstem Unrate, mit dem Blute und Eingeweide geschlachteter Tiere ist der Platz bedeckt. Und in der Ferne, wo die Häuser des nächsten Dorfes aus dem Baumlaube ragten, erkennt er auch die Umrisse der Dächer nicht mehr. Nur die Wände stehen wie ein Trümmerhaufen.

Herb war es, solche Stunden zu durchleben, und auf Tage fiel wohl manchem der Mut. Aber der Mensch wird bei einer schnellen Folge großer Ereignisse kälter, zäher, härter gegen sich selbst; der starke Anteil, welchen jeder einzelne an dem Schicksale des Staates nahm, machte gleichgültiger gegen die eigene Not. Nach jeder Gefahr empfand man mit Behagen, daß man das letzte, das Leben, gerettet. Und man hoffte.

Aus: Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 4. Band. Leipzig, S. Hirzel.

Auf der Postkutsche durch Schlesien im Jahre 1767.

Von Max Leischner.

Kurze Zeit vor seinem Tode veröffentlichte Bernardin de Saint-Pierre im Pariser „Lyceum“ Mitteilungen über eine Reise durch Schlesien im Jahre 1767. Er mag selbst erzählen:

„Mit einer nicht geringen Anzahl Reisender von verschiedenen Nationen befand ich mich auf meiner Rückkehr von Rußland nach Frankreich auf dem Postwagen, der von Riga nach Breslau fährt. Über uns oft den freien Himmel, unsere Koffer unter den Füßen, zwei und zwei nebeneinander auf hölzernen Stühlen hockend, fuhren wir Tag und Nacht, ohne in den Gasthöfen andere Erfrischungen zu finden als Schwarzbrot, Kornschnaps oder höchstens elenden Kaffee. So reist man fast durchweg in Rußland, Polen, Preußen und dem größten Teil des Nordens.

Nachdem wir weite Fichten- und Birkenwälder und ausgedehnte Sandflächen hinter uns hatten, erreichten wir die mit Buchen und Eichen bedeckten Höhen, welche Polen von Schlesien scheiden.

An der Unterhaltung meiner Reisegefährten konnte ich mich nur selten beteiligen, obgleich sie mehr oder weniger geläufig Französisch sprachen. Denn nur zuweilen wurde sie für alle anregend.

Beim Aufgang der Morgenröte befanden wir uns eines Tages auf



einem Hügel, wo die malerische Lage eines Edelsitzes einen entzückenden Anblick bot. Durch lange Lindenreihen schlängelten sich klare Bäche und formten ringsum in fröhlichen Wiesen kleine, mit Obstbäumen bepflanzte Inseln. So weit das Auge reichte, sah man in buntem Wechsel Saatfelder, Dörfer und einzelne schöne Landhäuser, eine der fruchtbarsten Ebenen Schlesiens, durchzogen von der aufblauenden Silberfläche der Oder.

‚Welche herrliche Aussicht!' rief ein italienischer Maler, der nach Dresden wollte, um dort in den Gemäldegalerien Studien zu sammeln. ‚Man könnte glauben, mitten in Mailand zu sein!'

‚Diese Ebene wäre vortrefflich zu Vermessungen geeignet. Die vielen Kirchtürme ließen ein großes Netz von Triangeln bilden.' So bemerkte ein Astronom und Mathematiker von der Berliner Akademie der Wissenschaften.

‚Wissen Sie, mein Herr,' meinte ein österreichischer Baron, verächtlich lächelnd, zu dem Geometer, ‚wissen Sie, daß dies eins der ersten Adelsgüter Deutschlands ist? Alle diese Kirchen sind vom Lehnsherrn abhängig, alle Landleute ihm untertan.'

‚Wenn das wahr ist,' entgegnete ein Schweizer Kaufmann, ‚dann sind die Bewohner hier wohl Leibeigene und wirklich sehr zu bedauern.'

Ein preußischer Husarenoffizier, der uns bisher schweigend in den Rauch seiner Pfeife gehüllt hatte, sprach darauf barsch: ‚Nur mein König ist hier Lehnsherr. Mit dem Druck des Adels ist es aus für Schlesien; unser Friedrich hat es davon befreit. Noch vor vier Jahren stand ich hier im Lager. Meiner Treu, ich kenne kein besseres Gelände, eine Schlacht zu liefern. Der Edelhof ist sehr bequem, um Magazine anzulegen. Meine Artillerie würde ich auf diese Hügel ziehen, meine Infanterie längs des Flusses ausdehnen, rechts und links dort auf den Flügeln würde meine Kavallerie herrlich gedeckt sein. Hei, nur dreißigtausend Mann in dieser Stellung, und ich nähme es mit dreifacher Übermacht auf!'

Kaum begann der Preuße wieder zu rauchen, so ergriff ein russischer Offizier das Wort. ‚In einem Lande, das allen Heeren so offen daliegt wie Schlesien, möchte ich nicht leben,' sagte er. ‚Im letzten Kriege haben unsere Kosaken hier bös gehaust, und ohne den Schutz unserer Linientruppen blieb keine Hütte unzerstört. Doch auch jetzt ist es arg in diesem Lande, wo der Bauer gegen seinen Gutsherrn einen Rechtsstreit aufnehmen kann und wo man dem Bürger so viel Rechte eingeräumt hat. Nein, die Gegenden von Moskau sind mir lieber!'

Jetzt begann ein Leipziger Student: ‚Aber, meine Herren, in diesen himmlischen Gefilden wollen wir uns nicht an Krieg, Kosaken und Rechtsstreit erinnern; denn ich erlaube mir, Ihnen zu sagen, daß Schlesien von Campi elysei abgeleitet ist, und statt Hütten zu zerstören, möchte man rufen: Hier laßt uns Hütten bauen und elyseisch, das heißt schlesisch leben!,

Während dieser warmen Worte öffnete eine hübsche Pariser Putzhändlerin ihre Augen. Sie hatte bisher geschlafen und erblickte nun auch die vor uns ausgebreitete schöne Landschaft. Sie jubelte: ‚Ah, lieblich, reizvoll, entzückend! Nichts fehlt, als daß diese Gegend nur von Franzosen bewohnt wäre! Doch warum seufzen Sie so tief?' fragte sie den jungen Rabbiner neben sich. Und er antwortete:

‚Sehen Sie dort drüben den Gipfel des Berges? Gleicht er doch dem Berge Sinai; freilich gleicht er ihm!'

So kamen wir in Breslau an. Bis zum Mittagessen erhob sich ein eifriges Gespräch über den Besitzer des Landgutes, dessen Lage wir so einhellig bewundert hatten. Ein sächsischer Geistlicher nannte ihn einen Frevler, einen Erzbösewicht. ‚Er kommandierte bei der Belagerung von Dresden und zerstörte mit seinen Bomben die unglückliche Stadt. Die Hälfte der eingeäscherten Häuser ist noch jetzt Schutt. Das Landgut ist mit den in Sachsen erpreßten Kriegsgeldern erworben."

‚Nein,' erwiderte der Baron. ‚Das Gut ward ihm durch seine Vermählung mit einer österreichischen Gräfin, die sehr zu beklagen ist. Ihre Kinder können nie in den deutschen Ritterorden aufgenommen werden, weil ihr Vater nur ein Offizier bürgerlicher Herkunft ist.'

‚Schön,' rief der preußische Husarenoffizier hastig dazwischen, ‚das empfiehlt ihn. Wäre er im Dienst geblieben, so hätte man ihn mit Ehre überhäuft. Er hat sie verloren, als er beim Frieden seinen Abschied nahm, und jetzt darf er sich bei uns nicht mehr sehen lassen. Es geschieht ihm recht!'

Der Wirt, der eben den Tisch decken ließ, mischte sich ein. ‚Mir scheint, meine Herren, daß Sie den Edelmann, von dem Sie sprechen, nicht kennen. Überall ist er gern gesehen, jeder liebt und achtet ihn, und in seinem ganzen Gebiete findet sich nicht ein Bettler. Er unterstützt aber alle vorüberreisenden Armen, welcher Religion sie auch sein und aus welchem Lande sie auch kommen mögen. Sind es Sachsen, so bewirtet er sie drei Täge lang wegen des Schadens, den er ihnen im letzten Kriege anzutun genötigt war. Frau und Kinder beten ihn an.‘

‚Kann sein, und ich möchte mich darüber nicht streiten,‘ entgegnete der sächsische Geistliche; ‚indessen seine Handlungen sind nicht Werke christlicher Liebe, wahrer Tugend. Sie sind heidnische Heuchelei und sollen vergangene Sünden beschönigen.‘

Mehrere Gäste der inzwischen vergrößerten Gesellschaft wollten soeben heftig widersprechen, als die ersten Platten auf den Tisch kamen und der Wirt nach deutscher Sitte seinen Platz am oberen Ende einnahm. Nun herrschte plötzlich Stille; denn jeder aß und trank mit Reisehunger, zumal alles Gebotene schmackhaft war. In Schlesien weiß man für den Magen zu sorgen. Pfirsiche gab es zum Nachtisch, Melonen und Weintrauben, auch kam der Wirt auf den angenehmen Einfall, noch vorm Kaffee zu Ehren besagten Edelmannes einige Flaschen Champagner zu lösen, aus Dankbarkeit, wie uns der Wirt sagte; denn ihm habe jener Edelmann Gutes getan. Der Wein wurde gebracht und die französische Dame um seine Verteilung gebeten. Rasch belebte die Freude alle Gesichter und bald auch die Unterhaltung. Meine Landsmännin bot dem Wirt von seinem Weine das erste volle Glas mit der Versicherung, es wäre hier so behaglich wie im besten Gasthof von Paris, und sie kenne keinen Franzosen, der ihn an Artigkeit überträfe. Der russische Offizier gab zu, daß man in Schlesien bessere Früchte hätte als in Moskau und verglich betreffs der Fruchtbarkeit Schlesien mit Livland. Er glaubte schließlich sogar, daß freie Bauern ihre Felder ertragreicher und die Gutsherrn sorgenloser machen könnten. Der Astronom behauptete, Moskau läge fast unter derselben Breite wie Breslau, folglich wäre die dortige Gegend fähig, dieselben Früchte hervorzubringen. ‚Auf Ehre!‘ sagte der preußische Husarenoffizier, ‚ich finde, daß jener Edelmann, durch dessen Gebiet wir gekommen sind, sehr recht getan hat, die Kriegsdienste aufzugeben. Selbst unser großer Friedrich verwendet doch nach ruhmvoll beendetem Kriege seine Zeit teilweise dazu, seinen Garten zu pflegen und in Sanssouci Melonen zu bauen.‘ Alle pflichteten dem Husarenoffizier bei, sogar der sächsische Prediger nannte Schlesien

eine schöne Provinz. Er bedauerte nur, daß die Einwohner auf dem Irrwege wären, schloß jedoch: ‚Es ist aber zu hoffen, daß die in den Staaten des Königs von Preußen herrschende Gewissensfreiheit die Untertanen, besonders den Edelmann des benachbarten Gutes, allmählich das wahre Heil werde erkennen lassen.‘

Der kluge Wirt schlug jetzt vor, ein Glas auf die Gesundheit des braven Edelmannes zu leeren. ‚Zugleich auf den Segen der Duldsamkeit!‘ rief der Student. ‚Bis nach Italien!‘ schrie der Maler. Die ganze Tafelrunde nahm den Vorschlag des Wirtes und des Studenten beifällig auf, und hell ließ man die Gläser erklingen. Auch der junge Rabbiner, der nach der Sitte reisender Juden seine mitgeführten Lebensmittel in einer Ecke des Saales verzehrte, wollte mit anstoßen. Er reichte der Französin seine große, lederne Tasse hin; sie wurde ganz gefüllt und nach einem Segenszeichen in einem Zuge geleert.

‚Nun, wie gefällt Ihnen der Wein? Ist das Land, das ihn hervorbringt, nicht so lockend wie das Ihnen verheißene?‘ fragte ihn die listige Pariserin. ‚Gewiß, gewiß,‘ antwortete der Jude lächelnd, ‚besonders wenn solch kostbarer Wein von so schönen Händen gereicht wird.‘ ‚Nun,‘ erwiderte die Dame, ‚dann wünschen Sie nur, daß Ihr Messias in Frankreich erscheine und dort Ihre Stämme aus allen Weltgegenden versammle!‘ Und seufzend meinte der Israelit: ‚Das wolle Gott! Aber erst müßte ein neuer Cyrus erscheinen, um sämtliche Völker zu zwingen, untereinander und mit dem ganzen Menschengeschlecht in Frieden zu leben.‘ ‚O, daß dieser Wunsch erhört würde! Amen, Amen!‘ So tönte es fast einstimmig aus dem belustigten Kreise.

Die Verschiedenheit der Meinungen so vieler Personen, die sich vor Tische stritten und völlig geeint vom Mahle aufstanden, war mir auffallend. Ich folgerte daraus, daß der Mensch im Unbehagen, durch Hunger oder sonstige Not veranlaßt, boshaft, indessen bei und nach der Sättigung oder Linderung gutmütig ist und sich dann, wie Rousseaus Wilder, mit aller Welt in Frieden fühlt. Noch eine andere, wichtigere Folgerung stellte ich fest: alle diese abweichenden Ansichten und Meinungen gründen sich auf die verschiedene Erziehung meiner Reisegefährten, und obgleich sie jetzt einig waren, so zweifelte ich keinen Augenblick, daß bei kälterem Blute jeder zu seiner früheren Auffassung der Umstände zurückkehren würde. Um mein Urteil hierüber zu klären, wandte ich mich an einen Gast, der bisher völlig still und in ruhiger Laune geblieben war. Ich redete ihn an.

‚Sie scheinen hier beheimatet. Wie urteilen Sie denn über

Schlesien und den Edelmann, auf dessen Gesundheit wir getrunken haben?'

‚Mein Herr,' antwortete er, ‚Schlesien ist ein Land der Frucht und des Segens, überall, an Schätzen reich, auf und unter der Erde. Die Bewohner sind fleißig, bieder und mitleidig. Schlesien könnte ein Paradies sein, wenn nicht immer böse Nachbarn eingedrungen wären. Jener Gutsherr aber ist ein ausgezeichneter Mann mit edlem Willen, immer bereit, das Wohl der Familien zu fördern und es den Hilfsbedürftigen zu schaffen. Was die Art des Urteils darüber anbelangt, so ist diese verschieden nach eines jeden Religion, Volkstum, Stand, Wesen, Geschlecht, Alter, vielleicht auch nach Tages- und Jahreszeit, hauptsächlich jedoch Folge der Jugendanleitung, die unserm Wesen das eigentliche Gepräge gibt. Wir handeln dem Zweck unseres Daseins gemäß, wenn wir bei unserem Urteil immer das Menschenglück vor Augen haben. Wie wir unsere Uhren nach der Sonne stellen, so sollten wir die ewige Weisheit fortwährend der unsrigen zur Richtschnur dienen lassen.'

Er stand auf und ging; wir mußten nun auch weiter. Ich hätte ihm aber gern länger zugehört, erkundigte mich nur noch eilig nach seinem Namen und vernahm, er heiße Schönaich [1]), sei ein Poet und lebe bei einem Fürsten in der Nähe von Breslau. Die heilige Wahrheit seiner letzten Worte ist mir unvergeßlich. Möchte es ihm gut gehen in dem von ihm gelobten Schlesien, das ich jetzt in angenehmerer Fahrt verließ."

Der Schlesier im Urteile bedeutender Stammesgenossen.

Die Bevölkerung ist heiteren Gemüts, Traurigkeit verachtend, von milder und strenger Gesinnung, nämlich voller Liebe zur Heimat, hart aber gegen den Feind. Tugend wohnt in Schlesien, gottversöhnende Frömmigkeit, Demut und Gerechtigkeit.

Pankratius Vulturinus (Geier) aus Hirschberg (um 1500).

Die Gemütsart der Schlesier schwankt meistens zwischen sanguinisch und melancholisch. Deshalb trifft man bei den ungebildeten Leuten eine gewisse natürliche Traurigkeit, Ernsthaftigkeit oder bäurische Schamhaftigkeit an. Wo aber durch Erziehung oder Gewöhnung erworbene Kultur vorhanden ist, zeigt sich der Schlesier nicht nur in bester Weise aller Künste fähig, sondern hat auch eine leichte Geschicklichkeit, Großes

[1]) von Schönaich, geb. 1725, gest. 1807 in Carolath-Beuthen.

zu vollbringen. Sehr viele studierte Leute können ihren Gedanken in Schönheit und Fülle Ausdruck verleihen.

Joachim Cureus (Scheer) aus Freistadt (1532—1571).

Die Bewohner Schlesiens haben frische Farben, sind von gesundem und starkem Körperbau, umgänglich und zuvorkommend, aber sie berauschen sich leicht und oft.

Kaspar Schwenkfeldt aus Greiffenberg (1563—1609).

Unter die herrschenden Tugenden des Schlesiers darf man nach meinem Erachten Bonhomie, Biedersinn, Ehrlichkeit, Untertanentreue, Toleranz, Nachgiebigkeit rechnen, zu seinen Fehlern eine gewisse Indolenz, einen Hang zu bonne chère (guter Kost) und selbst zur Gemächlichkeit.

Joseph Kausch aus Löwenberg (1751—1825).

Der Schlesier ist lebhaft, gesellig, gesprächig, leicht erregt und leicht befriedigt, schnell im Erfassen des Neuen, aber nicht ebenso stark an Ausdauer, an beharrlicher Kraft. Eifrig und sanguinisch, wird er leicht von einem Extrem ins andere gezogen. Seine Phantasie schafft ihm schnell Ideale, aber sein leichter Sinn läßt ihn nicht zu einem tragischen Kampf mit der Wirklichkeit kommen. Schlesien ist das Land der Gelegenheitsgedichte, der geselligen Kalenderfeste, der Ressourcen, Klubs, Harmonien und Humanitäten.

* * *

Die Schlesier von deutscher Abstammung sind ein lebhaftes Volk von gutmütiger Art, heiterem Sinn, genügsam, höflich und gastfrei, eifrig und unternehmungslustig, arbeitsam, aber nicht vorzugsweise dauerhaft und nicht vorzugsweise sorgfältig, von einer unübertrefflichen Schwungkraft, aber ohne gewichtigen Ernst, behende und reichlich in Worten, aber nicht ebenso eilig bei der Tat, mit einem weichen Gemüt, sehr geneigt Fremdes anzuerkennen und auf sich wirken zu lassen, und doch mit nüchternem Urteil, welches ihnen die Gefahr verringert, das eigene Wesen aufzuopfern, beim Genuß heiterer, ja poetischer als die meisten andern Stämme, aber in ihrem idealen Leben vielleicht ohne die Größe gewaltigerer Volksnaturen.

Gustav Freytag aus Kreuzburg (1816—1895).

Der Schlesier ist natürlich, vor allem gemütlich; er ist treu, zugänglich, emsig und klug in Unternehmungen, mühsam; er ist gesprächig, voll

trockenen Humors, hat sprachlichen Formsinn und macht gern Verse, namentlich, wenn er verliebt ist, wozu er sehr neigt, und wenn er diese oder jene Festlichkeit gibt. Er liebt die Musik, hat Neigung für Phantastisches; religiöse Schwärmerei hat daher oft in Schlesien Boden gefunden. Er hat Familiensinn und liebt die Kinder; er hängt fest an seiner Heimat. Aber der Schlesier ist auch derb und realistisch bis zum äußersten, leichtsinnig und sinnlich, verfällt in weichliche Unentschlossenheit und läßt seine guten Anlagen in Trägheit oder in dilettantischer Zerfahrenheit verkommen. Er verwechselt im Reden und Schreiben die Breite mit der Tiefe. Er übertreibt seinen Heimatsinn bis zu dem Aberglauben, daß nur zwischen den Sudeten und der Posenschen Grenzlinie sich leben lasse. Karl Weinhold aus Reichenbach (1823—1901).

Der Schlesier ist gläubig, emsig und betriebsam, doch auch wieder leichtsinnig, läßt es, wie der Slawe, gern an sich kommen und schlägt sorglos Zeit und Geld auf den Kopf. Er ist lebhaft, gutmütig und anhänglich, eine „Seele von Mensch“, liebt die Geselligkeit, offenes Haus und offene Hand, und sein Sprichwort „allzu gut, ist liederlich“, beherzigt er meist zu spät. Er hat das Herz auf der Zunge, ist ein Freund derber Prosa, doch noch mehr behaglich breiter Verse. Er liebt witzige, schlagfertige Rede und Gegenrede, Spitznamen und traulich kosenden Ausdruck. Oft überraschend praktisch, neigt er zu weichlicher Unentschlossenheit, träumerischer Gefühlsmeierei und Rührseligkeit, schwerfälliger Form in Rede und Urteil und nicht selten zu phantastischer Schwärmerei. Gern sehnt er sich ins Weite und will doch zuletzt „suste nischt, ock heem“. Diese Charaktermischung befähigt ihn auf allen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und Kunst zu schöpferischer, regsamer Betätigung; in ihr wurzeln seine Vorzüge und seine Schwächen. Drechsler.

Aus dem Sprichwortschatz des Schlesiervolkes.

Die Fliege setzt sich immer uff's magerste Pfard.

Doas sein tumme Pfarde, die ma oa de Krüppe bind't und se frassa nich.

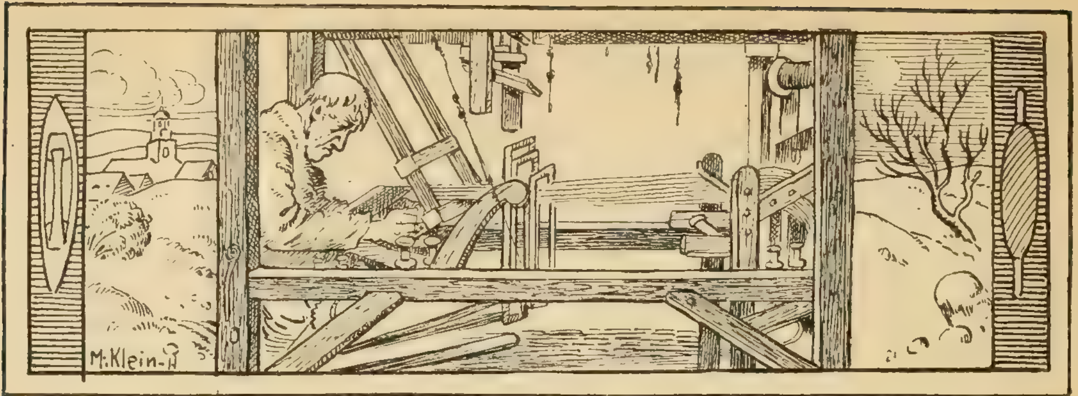
Bem Backtroge ihs noch niemand verhungert.

Amtla brenge Wampla.

Aam Gelehrten ihs gutt predigen.

Am glücklichsten sein die, die entweder valles oder goarnischt wissen,

Je älder der Buck, je älder es Horn.



Kraut alleene, macht dünne Beene.

Junges Blutt, spoar' dei Gutt!

Lange geborgt, ihs nicht geschenkt.

Sprichst du, du willst verzeih'n, aber vergassen konst's nich, do steckt nooch Belial derzwischen.

Under de Vögel muß ma nich mit Knüttaln schmeißa.

Wu Tauba sein, fliega Tauba zu.

Wenn ock der Tumme zum wingsta suviel Verstand hätte, doß a sich nicht eibild't klug zu sein.

War de Wuhrheet geigt, dam schlät ma a Fidelbogen üm a Kopp.

War vu der Tugend weicht, der weicht vu seinem Glücke.

Verbirg du a Norrn hinger der Tür, a steckt seine Uhren doch herfür.

Ma mißt a Menschen nich nooch der Elle; goar uffte hot a grußer Geist a kleenes Haus.

Ma koan es Guden nich zu viel tun.

Immer koan man nich gutt sein.

Hinger guldna Wurta liegt ufft a eisarn Harze.

Je mehr Hirten, je übler gehüt't.

Hinger sich schorrn de Hunde.

Gruße Vögel mussa gruße Naster hoan.

Gewohnheet ihs de andere Natur.

Fütt're a Wulf, wie du willst, immer stiht sei Sinn nooch'm Walde.

Geborgtes Schwein grunzt es ganze Juhr.

Eene Höflichkeit erfordert die andre und eene Groobheet die andre.

Eilen brengt nischt Gutt's. Doas soate schun immer Eulenspiegel, wie a noch labte.

Ei der Jugend ihs ma hinsichtlich, ei mittleren Juhren umsichtlich, ei hucha Juhrn rücksichtlich.

War mit Füchsen zu tun hot, muhß sich a Hühnerstoall zuhaln.
War wiell miete assen, muhß au miete draschen.
Kleene Tüpla kocha leicht über.
A Weib ohne Tugend ihs a guldner Becher mit saurem Wein.
Aus am Tunischt ward gewöhnlich a Taugenischt.
Beiß ei an Pelz, wenn du biese bist.
Am nackten Schoofe ihs nischt obzuschaarn.
Dem Verräter Judas krähte der Hoahn nich, wull oaber dem Petrus.
Der Guckuck rufft immer seu'n eegna Noama aus.
Der Mensch braucht nur en'n Gott, oaber mehrere Freunde.
Der Haller gilt am meesten, wu a geschloan ihs.
Der Toifel ihs su reich oa Zucker, doß a jede Minute susse macht.
Der liebe Gott gibt zwar de Kuh, oaber nich a Strick derzu.
Der schlechte Mensch ihs an'n Kohle; wenn a euch ne brennt, su macht a euch doch schworz.
Die grußa Harrn mit ihren langa Orma schoada ufft winger ols ihre Diener mit ihren korza.
War sich om Duft der Rusen begnügt, dan ward ke Dorn stecha.

Schlesische Volksspiele.

(Oster- und Weihnachtsspiele.)

Von Dr. Hermann Jantzen.

Schon in frühen Zeiten der christlichen Kirche war es Brauch, die Bedeutung der hohen Feste den Gläubigen möglichst klar und eindringlich vor Augen zu führen, und dieses Bestreben hat eine eigentümliche und hochbedeutsame Erscheinung zur Folge gehabt, der wir heute keinerlei Zusammenhang mit Kirche und Dogma mehr ansehen: es hat die Grundlagen geschaffen, aus denen das ernste Drama erwachsen ist.

Vom Osterfeste und seiner Behandlung in den Evangelien geht diese Entwicklung aus. Die in Gesprächsform gehaltenen, an und für sich häufig schon dramatisch wirkenden Berichte der Heiligen Schrift mußten geradezu zum Lesen oder Singen mit verteilten Rollen herausfordern. Dazu kam, daß die vortragenden Personen, Priester, zur leichteren Erkennbarkeit für die Gemeinde besondere, ihren Rollen entsprechende Abzeichen an der Kleidung oder symbolische Geräte erhielten und daß auf ihre Ausführungen ein Chor antwortete. Von dieser melodramatischen Behandlung der Leidensgeschichte des Erlösers bis zur wirklich mimischen

war nur noch ein Schritt, der bald getan wurde. Da die Zahl der Priester an einem Orte nun aber zu solch einer Aufführung meist nicht ausreichte, durften sich auch Laien beteiligen. Als — wie dies natürlich — bei weiterer Ausbildung, namentlich auch der von Anfang an vorhandenen komischen Szenen, gewisse Auswüchse und Übertreibungen sich einstellten und die Sache unkirchlich wurde, verlegte man die Darstellung zunächst auf den Platz vor der Kirche, dann auf den Marktplatz. So entstanden allmählich die gewaltigeu mittelalterlichen Osterspiele, auch Mysterien oder Passionsspiele genannt, deren manche tage-, ja wochenlang dauerten und eine Spielgesellschaft von mehreren hundert Personen erforderten. Ihr letzter, wenn auch nicht in unmittelbarer Entwicklung folgender Ausläufer sind die noch gegenwärtig aufgeführten Oberammergauer Passionsspiele, die in den letzten Jahrzehnten hier und da auch von andern Gemeinden nachgeahmt wurden.

Es ist beachtenswert und doch wenig bekannt, daß uns auch ein schlesisches Osterspiel dieser Art, freilich ein recht einfaches und nur etwa 1200 Verse zählendes, erhalten ist. Es führt den Titel: „Hie habet sich an das Spiel von der Besuchung des Grabes und von der Auferstehung Gottes“. Es ist in einer im Jahre 1472 geschriebenen Wiener Handschrift aufgezeichnet und höchstwahrscheinlich in Schlesien, vielleicht in Deutsch-Böhmen entstanden. In Hoffmann von Fallerslebens „Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur“ ist es herausgegeben (Breslau 1837, II. Teil).

Das Stück lehnt sich an ältere Vorbilder an, zeigt aber in Redewendungen, Namen und mancherlei Anspielungen deutlich schlesische Eigenart. Ein Herold gebietet den Zuschauern, darunter „Kunze, Heinrich oder Ott, Hensel oder Eckehart, oder Nitsche mit dem großen Bart“, Schweigen. Dann zeigt sich uns Pilatus im Kreise seiner Ritter und der Rat der Juden, die sämtlich große Angst vor dem schon begrabenen Christus haben. Während die Juden den toten Heiland lästern und dann mit den Rittern einen seltsamen Tanz aufführen, der die Ritter zum Grabe führt, erscheinen die Erzengel. Michael schlägt die Grabeshüter, daß sie wie tot umfallen, und dann erfolgt die Auferstehung. Einer der erwachenden Ritter singt:

Waffen, ihr Herren, Waffen! [Waffen-wehe, ach]
Wir haben zu lange geschlafen.
Jesus ist auferstanden,
Uns zu großen Schanden.

Dann erscheint Jesus, läßt die Engel die Höllentore sprengen und zwingt die Teufel Satanas, Luzifer und Beelzebub zur Anerkennung seiner Herrlichkeit. In einen Streit um eine arme Seele, die der Teufel haben möchte, greift er selbst ein und rettet sie; dann folgt wieder ein langer, wegen seiner derben Komik breit ausgesponnener Auftritt zwischen den Juden und den Rittern, der zu einer sehr gründlichen Zänkerei ausartet und mit einer regelrechten Prügelei endet.

Eine neue Zwischenszene, gleichfalls komischen Gehalts, führt uns ein paar Kaufleute und Quacksalber vor, die sich gegenseitig ihrer Künste im Stehlen und Leutebetrügen rühmen. Den Zusammenhang mit der Haupthandlung stellt das Auftreten der drei Frauen her, die zum Grabe des Herrn wallen, um den Leichnam zu salben. Als sie die Salbe und den Balsam kaufen wollen, entsteht abermals ein derbkomischer Zank, in dessen Verlauf als echt tschechische Eigentümlichkeiten z. B. die guten Mosanzen (d. i. Mazzas = Judenkuchen), die man zu Breslau auf dem Dome bäckt, und die trefflichen Weichkäse aus Ottmachau erwähnt werden. Dann kommen endlich die drei Frauen zu Worte. Sie preisen den Herrn und gelangen an das Grab. An dieser Stelle findet sich nun der älteste Kern aller solcher Osterspiele wörtlich wieder. Sie singen:

Wer hilft uns wälzen abe
Den Stein von dem Grabe,
Der darauf geleget ist,
Daß wir unserm Herrn Jesu Christ
Salben seine Wunden?
Die stehn ihm noch unverbunden.

Und die Engel antworten:

Wen sucht Ihr Frauen gut
Mit so traurigem Mut
Also früh vor Tage
Mit so jämmerlicher Klage?

Nach weiteren Klagen, daß sie das Grab leer gefunden, erscheint Christus in Gestalt eines Gärtners und gibt sich zu erkennen. Die Frauen glauben sofort; der ungläubige Thomas aber läßt sich erst überzeugen, als er seine Hände in die Wundmale des Herrn gelegt hat. Als sie nun Petrus und Johannes das Wunder künden, eilen diese schleunigst zum Grabe, und da spielt sich nun ein schon von alters üblicher, wieder derb-

komisch ausgestalteter Wettlauf zwischen den beiden ab. Dann hält noch Johannes eine die Heiltat Jesu preisende Ansprache an die Zuschauer, die alle in den Gesang „Christi ist erstanden“ einstimmen. Mit den Worten:

Silete, silete, silete!
Silentium habete!
Wir wollen zu dem Grabe gehn,
Jesus, der will auferstehn.
Ist das wahr, ist das wahr,
So sind golden unsre Haar

schließt das Spiel. Dichterisch unbedeutend, ist es doch ein wertvolles kulturgeschichtliches Denkmal und eine ehrwürdige Probe echt volkstümlicher Heimatkunst.

Gleichlaufend mit der Ausbildung der Osterspiele und in den Hauptzügen ihr gleichartig ist die der Weihnachtsspiele. Auch hier sind die evangelischen Berichte die Grundlage; auch hier ist der erste Ort der Aufführung die Kirche. Aber ein Unterschied zwischen beiden Gruppen ist wesentlich. Während die Osterspiele zu gewaltigen, pomphaften öffentlichen Veranstaltungen werden, deren Geschichte mit dem ausgehenden Mittelalter so gut wie abgeschlossen ist, sind die Weihnachtsspiele weniger prunkend, erfreuen sich aber einer um so dauerhafteren Lebenskraft. Der menschlich leichter faßbare, anspruchslosere, einfachere Charakter der Geburtsgeschichte des Weltheilandes brachte es mit sich, daß eine Darstellung derselben in größter Öffentlichkeit, eben weil sie ja nur wenig Gelegenheit zur Entfaltung von Schaugeprägen aufwies, weniger wirksam sein mochte als die der Osterspiele. Wohl aber konnte eine Aufführung im kleinen Kreise, im Hause, in der Familie tiefen Eindruck machen, und dieser Entwicklungsgang ist denn tatsächlich auch eingetreten. Und noch bis heute haben sich derartige dramatische Feiern der Geburt Christi erhalten.

Diese Sachlage zeigt sich auch in unserem Schlesierlande. Während von den Osterspielen kein Rest mehr fortlebt, ist die Überlieferung an Weihnachtsspielen ganz ungewöhnlich reich. Freilich hat man das bis vor etwa zwanzig Jahren gar nicht gewußt. Erst die verdienstvolle und umsichtige Sammel- und Forscherarbeit der „Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“ und ihres ersten Vorsitzenden, Prof. Dr. Friedrich Vogt, hat gezeigt, welche erstaunliche Fülle von solchen Spielen bei uns noch vorhanden ist. In seinem großen Werke „Die schlesischen

Weihnachtsspiele" (Leipzig 1901) hat uns Friedrich Vogt diesen ganzen reichen Schatz erschlossen. Was an Bruchstücken oder vollständigen Spielen noch vorhanden war, ist darin abgedruckt, und die Geschichte dieser ungemein ansprechenden, wertvollen und eigenartigen Sondergruppe unserer Volksdichtung ist darin ganz vortrefflich beschrieben, mit ernster, tiefgründiger Wissenschaftlichkeit und dabei doch in einer höchst anziehenden und allgemein verständlichen Form.

Es gibt drei Gruppen von Weihnachtsspielen: das Adventspiel, das Christkindelspiel und das Herodesspiel.

Im Adventspiel erscheint das Christkind, begleitet vom Erzengel Gabriel und vom Heiligen Petrus, bei den Kindern, um sich zu erkundigen, ob sie auch artig waren. Petrus stellt sich sehr hübsch selbst vor:

Sankt Petrus bin ich genannt,
Die Schlüssel trag' ich in meiner rechten Hand.
Die goldene Kron' auf meinem Haupt,
Die hab' ich mir von selbst erlaubt,
Und hätt' ich mir sie nicht von selbst erlaubt,
So trüg' ich sie nicht auf meinem Haupt.

Dann schickt er den Knecht Ruprecht herein, der erst griesgrämig droht, dann aber reiche Gaben austeilt. Er spricht prachtvolles Schlesisch:

Plitsch, platsch, Fladerwesch,
Dessa es mersch gar ze fresch!
Ich war mich ei de Stube macha,
War a Kindrn vertreiba 's Lacha.
Nächta, wie ich bin v'rbei gezon,
Do han se ananderr gerauft und geschlan,
Han anander zu Bodem geschmissa
On de Klonkan vom Holse gerissa.
Ich bin vom Himmel gefolla,
Ich ha mer a Sack zerknolla,
Ha mer mei Purzlan zerschlan
On muß de Schire im Sacke hemtran.
Ich war de Kinder sacka ei a Sack,
War se reiba zu Schnupptobak,
War se stuppa ei die Nosa
On zum Nasaluch ausblosa.

Zum Abschied spricht er also:

Na, da wünsch' ich euch o a langes Laba,
Hundertfufzig Älla lang,
Hiecher wie die Wulka schwaba,
Länger wie a Glokastrang.
Ich wünsch euch o a Sak vull Dukota
Un a Sak vull Kleegeld
Un an ticht'ge Schweinebrota
Un a Schock Gorka, wie's euch gefällt.
Un — wenn nu was Gutts zu trinka wär.

Dieses harmlose kleine Spiel führt uns bei entwicklungsgeschichtlicher Betrachtung bis in die fernste Vergangenheit unseres Volkes, bis in altheidnische Zeiten mit mythischen Zusammenhängen zurück, mit denen kirchliche Überlieferung einen seltsamen Bund eingegangen ist. Der Knecht Ruprecht oder der Nickel, die vor dem Eintreffen des Christkindes die Häuser besuchen und die Kinder prüfen, sind letzte Spuren altmythischer Vorstellungen vom Umgehen göttlicher Wesen in den zwölf Nächten zwischen Weihnachten und Neujahr, die ja überhaupt als heilige Zeit gelten, in der die Überirdischen ihren Spuk auf Erden treiben. Zu diesen gehören vor allem auch Frau Berchta und Frau Hulda oder Holle, und als männliche Gegenstücke zu ihnen sind der rauhe Berchthold und Ruprecht aufzufassen. Wenn diese, deren Auftreten in Umzügen zur Weihnachtszeit schon seit sehr alter Zeit bezeugt ist, zu Vorläufern oder selbst Vertretern des Christkindes werden, so ist das eben eine im Volksglauben nicht seltene Verquickung heidnischer Vorstellungen mit christlichen, eine Umgestaltung, deren mannigfaltige Gründe, Ursachen und Entwicklungsformen man heute nur noch mit Mühe zu durchschauen vermag.

Kann man bei dieser Gruppe von einer allmählichen Umwandlung heidnischer volkstümlicher Anschauungen in christliche reden, so zeigt das Christkindelspiel, wie umgekehrt christlich-kirchliche Vorstellungen und Bräuche in das Volksbewußtsein eingedrungen und gänzlich mit ihm eins geworden sind. Denn diese Spiele von Christi Geburt beruhen auf den mittelalterlichen geistigen Spielen, und die geschichtliche Betrachtung der jetzigen schlesischen Stücke zeigt sogar einen fast ununterbrochenen Zusammenhang mit der Vergangenheit.

Das schlesische Christkindelspiel ist sehr wirkungsvoll, es gibt die biblischen Vorgänge einfach und packend wieder. Zeigen Joseph und Maria die herkömmlichen Züge, so sind der Wirt und der Haushalter

immerhin schon selbständig gezeichnete Gestalten, und besonders die Hirten, die nur Mundart sprechen, sind die lebenstreuesten schlesischen Bauern. Grolmus (Hieronymus), Staffa (Stephan), Matz und Rappel sind ihre Namen. Besonders hübsch ist es, wie Bruder Staffa seinen Brotherrn abschildert:

„Hoo, ech ho gor a guda Pauer!
A flucht on schelt on sitt gor sauer.
On wenn ech komm bis ei dos Haus,
Do sprecht a zu mer „pack dech naus!"
Ech thor wol a ni a Wertla sohn,
Do wel a mich glei dervone john.
Du, Bruder Motz, was get denn dir dei Pauer zu Lohn?"

Auch das Lied, mit dem einer von ihnen die frohe Botschaft verkündet, ist gut. Die beiden ersten Gesätze lauten:

O Freda über Freda!
Ihr Nuppern kumt und hiert,
Was mir durt uf der Heda
Für Wunderding passiert!
Es quam a weßer Engel
Bei hucher Mitternacht,
Dar sung mer a Gesängel,
Daß mir das Harze lacht.

A soite: „Fret euch alle!
Dar Heland is geborn,
Zu Bethlahem eim Stalle,
Das hot a sich derkorn.
Die Krippe is sei Bette,
Siht hin uf Bethlahem!"
Und wie ar a su redte,
Da flug a wieder hem.

Das Herodesspiel endlich behandelt die Geschichte der drei Weisen aus dem Morgenlande, ihr Auftreten vor Herodes und den bethlehemitischen Kindermord. Auch hier haben wir eine durchaus volkstümliche Behandlung des biblischen Stoffes. Die Diener des Königs und ein paar jüdische Schriftgelehrte sorgen für den nötigen Humor. Dramatisch sehr wirksam ist der Schluß. Herodes ist von bebender Angst erfüllt und klagt:

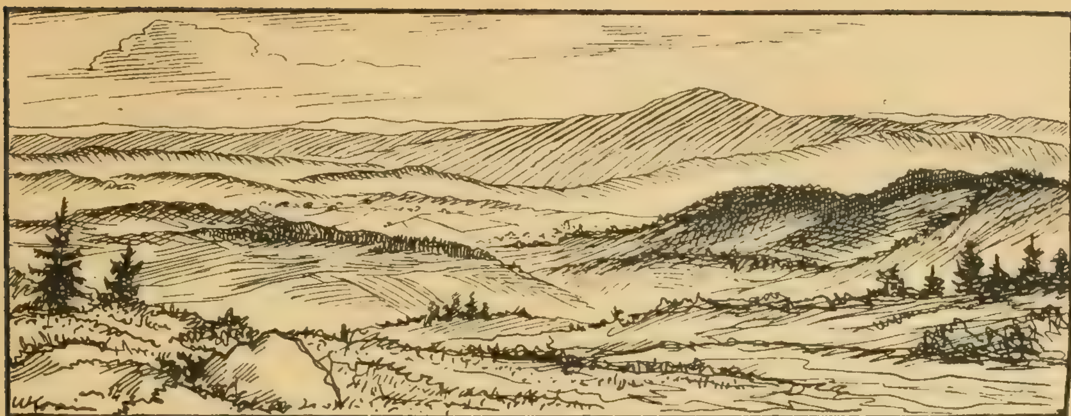
Ach weh, ach weh!
Wohin ich seh',

Was für ein Graus!
Wo soll ich ein, wo soll ich aus!
Will ich zur Linken gehn,
Seh' ich viele Mütter stehn,
Die zu Gott um Rache flehn.
Will ich zur Rechten gehn,
Seh' ich viel tausend Kindlein stehn,
Die zu Gott um Gnade flehn.
Wend' ich den Blick hinab,
Gähnt mich an das Höllengrab,
Seh' ich die Teufel nach mir trachten,
Daß ich ewig bei ihnen soll schmachten.
Wend' ich die Augen über mich,
Dort steht der Richter fürchterlich;
Das Urteil er über mich spricht,
Den Stab er zerbricht — —!

Da kommt auch schon der Tod in eigener Person, hält ihm eine furchtbare Strafrede und bohrt ihm seinen Pfeil ins Herz.

Die zahlreich vorhandenen schlesischen Stücke dieser Art schließen sich unmittelbar an alte Überlieferung an. Es ist übrigens bei ihnen eine merkwürdige zweiteilige Entwicklung zu beobachten, indem ursprünglich neben der eigentlich dramatischen Ausgestaltung auch noch ein Sternsingerlied im Brauche war. Dieses wurde nun vielfach dialogisch vorgetragen, mit den Herodesdramen vereinigt und die mehr oder minder vollständigere Form in sie hineinverarbeitet.

In diesen Spielen ist uns ein reicher Schatz ursprünglicher und edelster Volkspoesie erhalten. Im Volke selbst, auf den Dörfern, bei den Bauern, werden leider die Aufführungen immer seltener. Aber die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde hat sie mit sorgsamer Hand in die Stadt verpflanzt. Schon vor mehr als zwanzig Jahren hat sie in Breslau rein volkstreue Aufführungen, zuerst durch Studenten, veranstaltet, und seitdem sind die schlesischen Weihnachtsspiele so beliebt geworden und haben namentlich in die Schulen — auch anderer Städte — Eingang gefunden, daß kaum mehr ein Jahr vergeht, das nicht zu Weihnachten eine oder mehrere Aufführungen brächte, die nie ihre Wirkung verfehlen. Und das ist gut. Denn diese Veranstaltungen tragen nicht wenig dazu bei, die Freude am schlesischen Volkscharakter und das Verständnis für ihn zu fördern und neu zu erwecken.



II. Die Sudeten und ihr Vorgebiet.

Aus „Schweidnitz“.

Von Johann Christian Günther.

1.

Erwünschten Frühlingstage,
Ihr Boten meiner Ruh'!
Laßt mich im Grünen liegen
Und bringet mir Vergnügen
Und bringt mich selbst dazu,
Daß ich noch einmal sage:
Erwünschten Frühlingstage,
Ihr Boten meiner Ruh'!

2.

Ermuntert euch, ihr blöden Sinnen,
Und macht euch in das Blumenfeld!
Die Erde geht nicht mehr im Leide,
Drum schickt die Augen in die Weide,
Drum laßt die Seele Lust gewinnen,
Zerreißt, was sie gebunden hält!

Hohenfriedeberg.

Von Fedor Sommer.

Von dem Städtchen Hohenfriedeberg wüßte man wohl nur im allerengsten Kreise etwas, hätte nicht hier Friedrich der Große am 4. Juni 1745 die vereinigten Österreicher und Sachsen geschlagen und dabei einen seiner glänzendsten Siege erfochten. Hohenfriedeberg würde von Fremden kaum besucht werden, böte nicht die „Siegeshöhe" einen prächtigen, hervorragenden Rundblick über das Schlesierland.

Der Name des Berges deutet schon hin auf seine Verbindung mit der Schlacht. Sie fand hier ihren Abschluß in einem Vorüberzuge der erbeuteten Fahnen und Gefangenen — unter ihnen befanden sich mehrere Generale — vor Friedrich dem Großen. Damals führte die Anhöhe noch den weniger schwungvollen Namen Galgenberg, denn auf ihr befand sich einst das Hochgericht. Auf dem Grunde des ehemaligen Galgens ist ein Denkmal der Schlacht errichtet worden, ein hoher Hallenbau, der sich zu einem Aussichtsturm verjüngt.

Nur vierhundert Meter steht der Beschauer hier über dem Meeresspiegel, und doch durchstreift das entzückte Auge einen weiten, blühenden Umkreis.

Zunächst zieht das Städtchen Hohenfriedeberg selbst den Blick auf sich. Es schmiegt sich an den Fuß des Berges und klimmt an ihm hinan, die letzten Häuser bis zur Hälfte seines Gipfels, der etwa zwanzig Minuten von dem Ringe entfernt ist. Man sieht von oben deutlich, wie sich vom Ringe aus das Städtchen in Kreuzform ausdehnt. Der Langbalken dieses Kreuzes liegt in der Richtung des Bergabfalles; seine Querbalken weisen seitwärts auf die evangelische Kirche linker- und die katholische rechterhand, beide wie treue Hüterinnen in die freundlichen Straßen und Gassen der Stadt hineinschauend.

Die Sage rankt ihr blütenreiches Gezweig auch um die Entstehung dieses trauten Städtchens, dessen Bedeutung leider nur in der Vergangenheit liegt, wie die gegenwärtige Einwohnerzahl von noch nicht achthundert Seelen beweist.

Und doch hat seine Umgebung so viele offenbare und noch mehr verschwiegene Reize.

Wir überschauen von unserer Warte sanfte und steilgeböschte Bergrücken, die bis in die unmittelbare Nähe der Stadt heranziehen. Dichte Wälder gemischten Bestandes bedecken ihren Rücken. Zwischen ihnen

dehnt sich mancher Wiesengrund aus, umsäumt von stattlichen Obstbaumstraßen. Wie ein Vogel aus dem Neste, so lugt hier und da ein Bauerngehöft oder eine romantische Mühle mit ihrem roten Dache aus Laubgrün und Blütenschnee hervor.

Über die Stadt hinaus aber schweift der Blick in die schlesische Ebene mit ihren vielfarbigen Fruchtgefilden, ihren langgedehnten, reichen Dörfern, mit den roten, freundlich winkenden Ziegeldächern, entlangziehend an Bächen und Flüssen, deren Lauf ein dunkler Streifen sie begleitenden Waldes oder Gebüsches bezeichnet. Es ist ein lachendes, herzerfreuendes Bild, doppelt wirkungsvoll, weil ihm die Umrahmung nicht mangelt. Diese bilden ebenewärts das Zobtengebirge und die Gruppe der Striegauer Berge.

Beide Bergmassen zeigen so gefällig geschwungene, bezeichnende Linien, wie man sie an so verhältnismäßig niedrigen Bergen sehr selten findet.

Wie ein stolzer Heerführer schreitet der Zobten seiner bescheideneren Gefolgschaft, dem Geiers- und Költschnerberge, voran; denn der ganze Zug macht hier den Eindruck von etwas Vorwärtsstrebendem. Und auch die Umrißlinie der Striegauer Berge ist auffällig, vom Volkssprüchlein trefflich bezeichnet, wenn es sagt:

Bei Striegau liegen drei Berge,
Ein Striezel und zwei Quärge."

Bei ihnen begann das mächtige Ringen, das dem Namen Hohenfriedeberg Unvergänglichkeit verliehen hat. Sie verbargen dem allerdings nicht allzu „weitsehenden“ Prinzen von Lothringen die Bewegungen Friedrichs, als jener vom Galgenberge aus am 2. Juni 1745 Ausschau nach den Preußen hielt. So vermutete er den König, der ihn mit seinen fünfundsiebzigtausend Österreichern und dreißigtausend Sachsen so ungehindert durch die Pässe des Riesengebirges ziehen ließ, im festen Lager bei Breslau, das wir mit unserem guten Glase ja auch von hier aus zwischen dem Zobten und den Striegauer Bergen liegen sehen. In aller Bequemlichkeit ließ sich darum ohne jedes Kartenwerk der weitere Plan entwerfen; denn hier liegt ja das ganze Land wie eine riesige Karte dem Beschauer zu Füßen. Es wurde beschlossen, Striegau zu besetzen, das mit seiner turmlosen, hochgewölbten Peter-Paul-Kirche zum Greifen nahe vor uns am Fuße der Berge liegt, dann Jauer, das wir weiter links erblicken, von jenem durch sanftgeschwungene, dunkelbewaldete Berge getrennt, und endlich Liegnitz, das noch weiter links

in duftig-blauer Ferne zu erkennen ist. So mußte es möglich sein, den unvorsichtigen König abzuschneiden und morgen wieder einmal standesgemäß in Schweidnitz zu frühstücken, das mit seinem hohen Jesuiterturme vom Fuße des Zobten so freundlich herüberzuwinken schien.

Der Lothringer ging bald an dieses verhängnisvolle Werk und stieg gerade ab vom Galgenberge nach Hausdorf, dem langgestreckten Nachbardorfe der Stadt, dessen Schloß, in dichtes Grün gebettet, wir von unserem Standpunkte aus erblicken können. Hier nahm er sein Hauptquartier. Nach Hohenfriedeberg legte er den rechten Flügel der Österreicher, nach Rohnstock, das heutzutage besonders durch das hochtürmige Schloß des Grafen Hochberg, mitten im prächtigen Parke gelegen, auffällt, und in seine Nachbardörfer Günthersdorf und Thomaswaldau sein Zentrum; als linker Flügel sollten die Sachsen zunächst Striegau besetzen. Da aber lag der Hase im Pfeffer; denn das hatte der König schon besetzen lassen. Und so waren die Sachsen kaum imstande, in der Nacht noch schnell einige Geschütze auf den spitzen Georgsberg, den vordersten der Striegauer Berge, zu bringen, eine unglaubliche Anstrengung, die sich nachher als von sehr zweifelhaftem Werte erwies. Die Hauptmacht des Königs lag dort rechts von Striegau, wo wir in die dunkle Gebüschbegleitungslinie des Striegauer Wassers die Dörfer Gräben und Halbendorf eingebettet sehen.

Hätten wir nun von der Siegeshöhe aus jenes Schlachtendrama als ungefährdete Zuschauer beobachten können, so würde unser gut preußisches Herz zwischen Bangigkeit und Jubel geschwankt haben.

Mit Bangigkeit hätten wir den Übergang der preußischen Armee über das Striegauer Wasser bei Gräben beobachtet. Er wurde durch eine einzige schadhafte Brücke vermittelt, die schon hinter den ersten zehn Schwadronen zusammenbrach. Mit Bangen hätten wir auf das Geschützfeuer der Sachsen auf dem Georgenberge gesehen, das schon um vier Uhr morgens begann. Mit Jubel aber würden wir die Vertreibung der Sachsen durch General du Moulin und die Auffindung einer Furt bei Gräben durch General Ziethen, den glänzenden Angriff des Garde-du-Korps-Regiments, des Kürassier-Regiments Prinz von Preußen und der preußischen Grenadiere auf die Sachsen begrüßt haben, der schon früh um sieben Uhr deren gänzliche Niederlage herbeiführte.

Mit bangem Herzklopfen hätten wir dann später gesehen, wie sich bei einem Angriffe des Prinzen von Anhalt mit der preußischen Infanterie auf das österreichische Zentrum bei Günthersdorf und Thomaswaldau plötzlich eine klaffende Lücke zwischen den preußischen

Regimentern bildete, die der Feind eben benützen wollte, um die preußische Schlachtordnung zu durchbrechen und so den Sieg an sich zu reißen.

Da durchzieht uns mit einem Male ein freudiger Schreck. Aus dem Tale, das sich zum Striegauer Wasser senkt, bricht gleich einer lichtblauen, blitzenden Wolke ein Reitergeschwader hervor. Das sind die Bayreuther Dragoner, an ihrer Spitze General von Geßler und ihr Oberst von Schwerin. Wir sehen sie in rasender Schnelligkeit über den ebenen Plan links vom Striegauer Wasser dahinsausen, die große Entfernung in unglaublich kurzer Zeit zurücklegen und durch die Lücke der Infanteriestellung hindurchsprengen. „Und nun werden sie ungeordnet in die dichten Haufen der feindlichen Gewehre stürzen, der sicheren Vernichtung entgegen!“, rufen wir, unendlich geängstigt bei diesem Anblick. Doch wieder weicht die Angst dem Jubel, als wir sehen, wie die Bayreuther ihren etwas brüchig gewordenen Ruf als schneidige Reiter glänzend wiederherstellen, indem sie mit einem Schlage vor der preußischen Infanterielinie wie Mauern stehen, sich dann blitzschnell angesichts des Feindes in drei Kolonnen gliedern, so daß dieser, gaffend, schon das Schießen vergißt — und nun mit doppelt vermehrter Wucht sich auf die bestürzten österreichischen Infanteriebataillone werfen, deren zwanzig im Augenblick überreitend, sechsundsechzig Fahnen und mehrere tausend Gefangene erbeutend.

Wir haben hier im Geiste einem Ereignis zugesehen, von dem Friedrich der Große schrieb:

„Eine so einzige, glorreiche Tat verdient in den Büchern der preußischen Geschichte mit goldenen Buchstaben angemerkt zu werden.“

Sie war der Höhe- und Entscheidungspunkt der Schlacht und ist von dem Könige durch einen Gnaden- und Ehrenbrief, durch ein neues Siegel, durch besondere Siegeszeichen auf den Fahnen des Regiments und durch Erhebung seines Generals von Geßler in den Grafenstand dankbar geehrt worden.

Heillose Flucht der Sachsen und Österreicher war die nächste Folge der Heldentat.

Die Flucht vollzog sich durch das Bergland, das wir von der anderen Seite der Siegeshöhe aus betrachten, wo Bergwelle sich vor Bergwelle legt, immer höher und höher aufsteigend bis zum Gipfel der Schneekoppe, die gerade noch, von zwei näheren Bergen gerahmt, sichtbar ist.

Die Flucht ging vorüber am Hoch- und Sattelwalde, deren eigenartige Formen sich aus dem vielgestaltigen Gewimmel der Berge des

Waldenburger Gebirges emporheben, vorüber an Bolkenhain, dessen sagenumsponnene Ruine, die Bolkoburg, und ihre noch stattlichere Schwester, die Schweinhausburg, von hoher Warte zu uns herüberwinken.

Die Zahl der Waldgründe und Aussichtspunkte, der verschwiegenen, traulichen Waldwiesen, der glitzernden Wasserläufe und schilfumsäumten Teiche, die das uns rings umgebende Land birgt, ist so groß, daß schon sie Hohenfriedeberg manchem unvergeßlich machten, der seine Reize näher zu studieren nicht versäumte. Unvergessen aber wird der Ort in der Geschichte bleiben; denn in der Schlacht, die seinen Namen trägt, stand wieder einmal, wie so oft vor- und nachher, das ganze fernere Dasein des preußischen Staates auf dem Spiele.

Striegau.

Von Johann Christian Günther.

1.

Dein angenehmer Kreis, dein schmeichelndes Gefilde,
In welchem, wenn der Süd auf dem Getreide schifft,
Die Einfalt der Natur den Maler übertrifft,
Macht unser Schlesien zu Edens Ebenbilde.

2.

Du heimatseliges Gefilde,
Sei hunderttausendmal gegrüßt!
Nun seh' ich, wie gerecht und milde
Des Himmels weise Führung ist;
Nunmehr erfahr' ich dessen Freude,
Der dort den Rauch von Ithaka
Nach glücklich überstandnem Leide,
Wie ich mein Striegau, wiedersah.

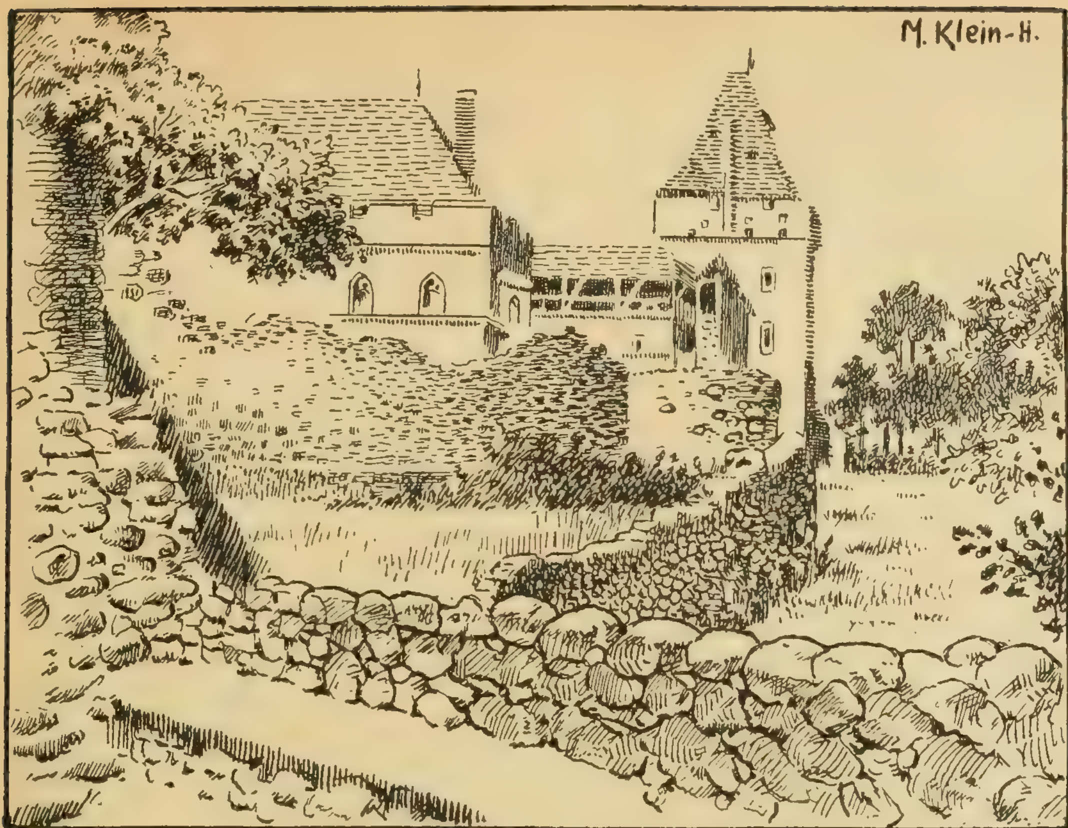
(Johann Christian Günther, der bedeutende schlesische Dichter, wurde am 8. April 1695 zu Striegau geboren und starb am 15. März 1723 zu Jena.)

Fahrt im Bober-Katzbach-Land.

Von Hainz Haeusler.

Kennt ihr des Bobers und der Katzbach Land? Kommt, wir wollen es durchstreifen!

Liegnitz sei für heut' unserer Wanderung Ausgangspunkt. Mit dem Frühzuge verlassen wir die Herzogstadt in südwestlicher Richtung.



Gröditzburg.

Unser Eisenroß hat wenig Eile, daher können wir auch ohne Hast durch die großen Wagenfenster mit unseren Augen die Gegend durchmessen. — Alter Vorwärtsgeneral, ersteh' uns wieder! 's ist an der Zeit, den Erbfeind in den Zornbach zu werfen! Hier ist die Flur, schlesische Flur, über die Blücher Rothosen jagte. — „Kosendau", ruft der Schaffner, macht unserem Zeitgespräch ein Ende. Endlich! Wir steigen ab und wandern südwärts in den frischen Morgen. Die Katzbach haben wir überschritten, und schon sind wir im Röchlitz-Dörfel, an dessen Westhang wir aufsteigen, über dessen zur Zeit des Großen Krieges wehrhaften Gottesacker wir schreiten, um die Ruinen einer alten Burg, der Hedwigskapelle — so müßten wir die Leute fragen, wenn wir ohne Karte wären —, zu suchen. Es ist wenig von diesem Dornröschenschlosse erhalten; aber ehrwürdig und romantisch-anregend ist die Stätte. Denkt, Röchlitz ist im elften Jahrhundert entstanden; das Schloß hat Herzog Heinrich mit dem Barte 1210 aufführen lassen! Aber nach zweiundeinemhalben Jahrhundert, als das Faustrecht galt, d. h. als Raubritter sich auch hier breitmachten, kamen die Schweidnitzer, die Breslauer und legten

das Nest nieder. — In den Trümmern aber hauste ein verstoßener Klosterbruder. Wer will, der warte bis zur Mitternacht, ihn dann zu erlösen. Wir aber wandern weiter nach frischem Trunk am Brünnlein, das nach Schlesiens großer Heiligen, Hedwig, benannt ist. Am Fuße des strauchwerkbedeckten Röchlitzer Burghangs stoßen wir auf eine wahrscheinlich vorgeschichtliche Anlage, deren halbkreisförmigen Wall wir kurz betrachten. Dann aber wandern wir durch ein anmutig Tal, sanft steigend, nach Prausnitz mit seiner idyllisch gelegenen Sachsenmühle am Dorfbach. Immer bergan über blumige Wiesen und Hänge, vorbei an Kalköfen und alten Bergwerkstollen, vorbei am Stillen Glück kommen wir nach Haasel, wo früher auf silberhaltigen Kupferschiefer geschürft wurde. Dann folgen wir dem Pfad, der uns auf den aussichtsreichen Willmannsdorfer Hochberg führt. Der türmt sich über dem alten Bergmannsdorf, nach dem er ja seinen Namen führt, hoch auf. Und wir erfreuen uns während der Rast seiner prächtigen Rundsicht. Dann winken wir dem weiten Mönchswald im Osten Abschied und gehen gen Abend ins bewaldete Prausnitzbachtal, durch Wolfsdorf auf Goldberg zu. Wir umgehen den Wolfsberg, auf dem der Sage nach einst eine „stolze Feste“ stand, auf seiner westlichen Seite, schauen ins schöne Katzbachtal und treten durchs Obertor mit seinem alten Schmiedeturm auf Goldberger Stadtgebiet. Wollten wir die schöne Kreisstadt nach allen ihren denkwürdigen Stätten durchschürfen, müßten wir's tun wie einstens seine Goldgräber. Nur einiger Stellen der Stadtchronik wollen wir gedenken. Im dreizehnten Jahrhundert wurde reger Bergbau, im vierzehnten Jahrhundert starke Tuchweberei hier betrieben. Aber Tataren und später Hussiten zerstörten die Blüte und die Frucht, die aus ihr entstehen sollte. — Beinahe ein Jahrhundert lang brachte der Stadt seine in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von dem bekannten Valentin Trotzendorf geleitete Lateinschule Ruhm ein. Wir wissen ja, daß auch Wallenstein hier seine erste Bildung empfing. Im letzten Wirkungsjahre Trotzendorfs, an den uns so vieles in Goldberg erinnert, brach eine grausame Pest aus, die alles vernichtete, was ihr nicht entfloh. Noch heute gedenken Goldbergs Bürger dieses Schreckensjahres 1553, wo nur noch sieben Bewohner, Herren vom Rate, am Leben blieben: in der Weihnacht werden auf dem Oberringe die sogenannten Ringarien gesungen. — Wir haben noch Zeit und wollen den schönen Abend benutzen, um weiter vorzudringen. Das malerische Städtchen verlassen wir und pilgern nach Bad Hermsdorf hinab. Es liegt herrlich am Fuße des Wolfsberges, an dem wir vorhin entlanggingen: da,

wo das Seifenauer Tal ins Katzbachtal läuft. Das sind seltsame Wächter dort, die das Tal hüten. Rabendocken [1]) werden sie genannt, und das ist richtig, denn Docken — will heißen Säulen — sind's, die merkwürdige Gestalten aufweisen, hin und wider wohl einem Raben nicht unähnlich. Wie wären auch sonst die vielen Sagen, die sich um diese Felsen ranken, entstanden! Schade, jetzt wird das Naturdenkmal zerstört! Im Hermsdorfer Kurpark gehen wir noch ein Weilchen spazieren, dann ziehen wir uns zurück. —

Heut' soll Löwenberg unser Ziel sein. Wir wollen also den westlichen Grenzpunkt unserer Wanderung erreichen. Wieder mit dem ersten Zuge fahren wir ab, und zwar durch den einstigen Wallfahrtsort — wie der Name schon sagt — Pilgramsdorf, vorbei an dem durch die Sekte der Schwenkfelder denkwürdigen Harpersdorf, dann über Neudorf nach Station Gröditzberg an der Bunzlau-Neudorfer Kleinbahn. Vom Bahnhof aus schon sehen wir einen sonnenbeschienenen Basaltkegel, den Gröditzberg. Durch Wüttchenau, Dorf und Gut Gröditzberg gelangen wir an den Berg selbst, den wir unter schattigem Baumkronendache ersteigen. An der westlichen Wegseite träumt das wundersame Georgskirchlein. Wir schreiten vorbei, und bald stehen wir vor Schlesiens einstmals stärkster Feste. Ursprünglich stand sie freilich unter polnischer Herrschaft. Dann aber war sie den Herzögen von Liegnitz zu eigen mit Ausnahme der Jahre 1320—1476. Im Großen Kriege fiel sie durch Verrat an Wallenstein, der sie aus militärischen Gründen kriegsunbrauchbar machte. Fast völlig zerstört ward sie dreizehn Jahre später durch die Empörung der umwohnenden Bauern über die Kaiserlichen und ihre Grausamkeiten. Am Anfang unseres Jahrhunderts aber zauberte Bodo Ebhardt, dessen künstlerisches Können gebrechliche Altburgen mit neualtem Geiste belebt, auch hier im Boberland alte Pracht hervor. Wir haben Zeit, uns überall gründlich umzuschauen. Doch von der herrlichen Fernsicht, die unserem Blick Licht aus Schlesiens farbenreichen Gauen überall spendet, kann uns nur die fortrückende Zeit losreißen, die uns an das Bahnel unten im Tal mahnt. Schnell sind wir wieder am Bahnhof, und der Zug trägt uns durch Felder und Wälder und an Dörferketten vorbei nach dem mittelalterlich-verträumten, aber doch regen Kreisstädtchen Löwenberg. Es ist nur gut, daß wir Zeit mitbringen, denn hier gibt's viel zu beschauen. Als wichtigstes das Rathaus. Ein Bau, harmonisch vom Scheitel bis zur Sohle! Dafür bürgt auch der Name

[1]) K. Simrock sieht in Rabendocken einen Berg, um den Raben fliegen.

unseres großen Poelzig, der die Nordseite mit ihrer Markthalle neu schuf. Wir gehen hinein. Auch da können wir fühlen, was Linienmeisterschaft und Raumkunst heißt. Die Kreuzkirche und das katholische Gotteshaus aus dem sechzehnten Jahrhundert suchen wir neben den vielen anderen Sehenswürdigkeiten Löwenbergs besonders auf. Auch die einstige Minoriten-Klosterkirche dürfen wir nicht vergessen, die jetzt das sehr beachtenswerte Museum des Kreises Löwenberg, die Altertumshalle, birgt. Schon ermattet durch die vielen Eindrücke, die wir an all den Stätten der Erinnerung empfingen, gehen wir am Abend vor die Tore. Durch die wohlgepflegte Promenade und am Friedhof entlang steigen wir auf den Hospitalberg, von dem unser Auge weit, weit ins gesegnete Boberland und südwärts fern zum abendblauen Grenzwall schweift. Dämmerung überrascht uns, und zufrieden des reichen Tags, suchen wir unser Lager.

Unsere nächsten Wandertage sollen ganz besonders dem Bobertal gelten. Freilich, gern möchten wir noch die schöne Löwenberger Gegend nach anziehenden Punkten durchstreifen. Nach dem traulichen Liebental mit seinem uralten Kloster, nach dem stolzen Hohenzollernschloß Hohlstein, und wer weiß, wohin noch wandern! Aber wir müssen südostwärts, unseren Fahrtbogen zu schließen. Und heut' wollen wir nur wandern. Bei erstem Lichte ziehen wir durchs Städtel, am Buchholz vorüber, das uns an Blücher erinnert, über die Goldene Aussicht, die wahrhaft golden ist, da Frühsonne um die Gipfel im Süden spielt, dann über morgenfrische Hänge hinab nach Siebeneichen mit seinem portalgezierten Herrenhaus. Bald steigt unser Pfad, führt uns aus kühlem Tal auf waldbestandene Höhe, um uns durch das stille Tor zwischen Speer- und Frauenberg in blauüberwölbte Landschaft zu stellen. Wir sind bald in Märzdorf angelangt. Vorher aber hält uns eine merkwürdige Bodenwelle auf. Sie ist der einstige Platz der Frauenburg. Einige sagen auch, es sei eine vorgeschichtliche Wallanlage. Wir aber meinen, hier ist ehedem ein Raubnest gewesen. Was Wunder auch bei dieser Lage! Märzdorf wird von unserem Weg nur ein kurzes Stück berührt. Wir steigen gleich wieder bergan und stehen auf der kleinen Ebene der Viehwegshäuser. Bald umschließen Hügel unseren Fernblick, und wir steigen ins verträumte Kupferbachtal. Dann geht's hinan zur Lehnhausburg. — Die einst so trotzige Feste ist gebrochen, der Bergfried nur reckt sich noch stolz. Wenn du auf seiner Zinne stehst, tief hinab ins Bobertal schaust und in mittägliche Weiten träumst, da wünschtest du dir, jener Sagenvogel käme gerauscht und trüge dich weit. Doch wir

bleiben gebunden und steigen die Stufen hinab zum Lagerplatz unter schattenden Bäumen. Dort steht ein Marmordenkmal, von Schadows Meisterhand geformt. Es erinnert an einen Letzten seines Geschlechts, an Freiherrn von Grunfeldt, den einstigen Besitzer der Herrschaft Lehnhaus. Verfolgen wir nun der Burgherren Reihe aufwärts, so treffen wir auf Herzog Heinrich und seine Gemahlin Hedwig, die besonderen Wohltäter ihres Landes. Oft wandelte die Heilige spendend über all die Stätten, und Dankbarkeit ward ihr vom Volk durch Jahrhunderte. Es kamen andere Zeiten für die Burg. Während des Dreißigjährigen Krieges, 1646, nur ein Jahrzehnt vor ihrem fünfhundertjährigem Bestehen, ward sie von den Kaiserlichen in Brand gesteckt. — Auf! Wir steigen — am schönen, aus dem siebzehnten Jahrhundert stammenden, neuen Rokokoschloß vorüber — den Hedwigsteig, der nach der Heiligen genannt, steil hinab in den Lähner Bobertalkessel. Dort treten wir ein, wo der Fluß das freundliche „Taubalahn" aus seiner Umarmung freigibt. Auch hier, dem kleinen Städtchen, hat Herzog Heinrich Pate gestanden: 1214 ward's von ihm gegründet, doch später oft vom Bober überflutet und 1813 vom Feuer fast völlig zerstört. — Taubenmarkt ist heut' nicht. Am Flusse wandern wir entlang, stromaufwärts seinem Zwingherrn entgegen. Dies bis zum Dorfe Mauer. Dort überschreiten wir die Boberbrücke und gehen auf Matzdorf zu. Wählen wir den Weg so, daß wir durch den Matzdorfer Grund hinauf in den Schloßpark gelangen! Man glaubt hier in einem Paradies zu sein. Wir schauen nur und nehmen die edlen wegdurchzogenen Flächen genießend auf. Dann kommen wir an dem aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden alten und dem kaum hundert Jahre stehenden Schlosse vorbei und steigen hinab nach Riemendorf. Unweit der Ziegelei nimmt uns Mischwald auf. Ein stiller Pfad führt zum Bernskenstein und über den Zacken, der sich dort dem Bober vereint. Nun geht's westwärts durch liebliche Gründe nach Boberröhrsdorf mit seiner aufs vierzehnte Jahrhundert zurückweisenden Wasserburg. Der massige, fast würfelförmige Wohnturm und sein harmonisch aufgepaßtes Walmdach zieht am rechten Ufer besonders unsere Blicke auf sich. Wir gehen ins Gräflich Schaffgotschsche Dominium, in dem der Turm steht, verschaffen uns Einlaß und besteigen den Bau. Im zweiten Stockwerk stehen wir vor Zeugen deutscher Kultur früher Zeiten hier im Siedlungsland. Es sind dies Wandzeichnungen von Begebnissen aus Hartmanns „Iwein". Hier in dem Gemäuer ist's schon recht dunkel, und das mahnt uns zum Weitermarsch. Am Bober entlang, südostwärts, auf schmalem

Pfade in engem Tal! Wilde Romantik braut hier. Des Urwalds Rauschen wird verschlungen von des gefesselten Bobers Wut. Bald sind wir am Raubschloß, der felsigen Trümmerstätte eines von Städtern gebrochenen Buschkleppernestes. Vorbei! — Hinein in die Sattlerschlucht, deren Kühle uns wohltut, deren wechselnde Bilder uns immer wieder beleben. Sie entläßt uns. Und an ihrem Ausgang grüßt durch des Boberviaduktes hohe Bogen im Abendsonnenschein Hirschberg, unser heutiges Wanderziel. —

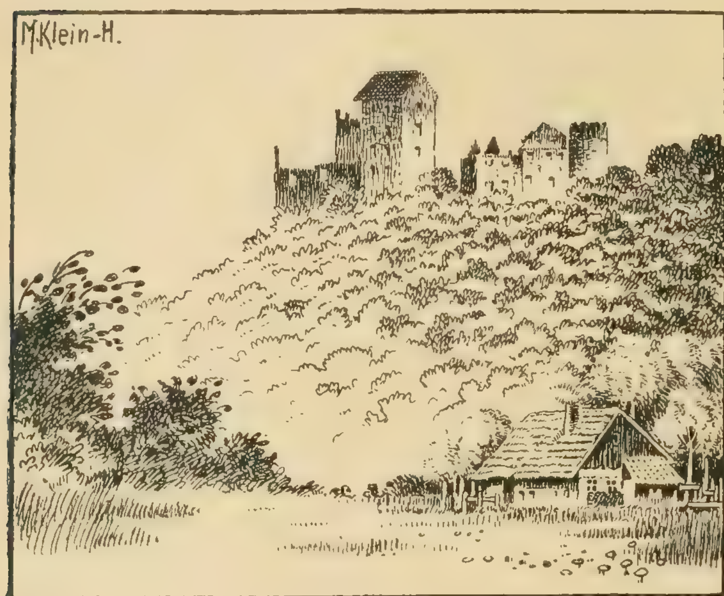


Blick von der Schweinhausburg nach Bolkenhain mit Bolkoburg und Bober-Katzbachgebirge.

Hirschberg und seine Sehenswürdigkeiten kennen wir von früheren Besuchen her. Deshalb nutzen wir den heutigen Tag zum Weitermarsch. Der zweite Frühzug trägt uns ostwärts an den Bergen vorbei, die gleich spähenden Fabeltieren treulich Wacht im Bobertal halten. In Jannowitz verlassen wir die Bahn, und eine Wegstunde berganwärts in frischem Morgenwind bringt uns auf den Bleibergkamm. Prächtig ist dort die Weitsicht hin zu den Riesenbergen. Wir schreiten ein kleines Ende auf dem Kamm in südöstlicher Richtung auf der vom Großen Fritz an-

gelegten Kolonnenstraße. Dann ade, lieblich-starkes Bobertal, mit deinen Gründen, deinen Wäldern, ade! Boberfluß, wir suchen deine Schwester. Wenige Schritte nordostwärts an abfallendem Hang, und wir stehen an ihrer Wiege, am brunnengefaßten Katzbachquell. Auf gepflegter Kunststraße schreiten wir bald in östlicher Richtung auf Nimmersatt zu mit seiner sagenumrankten Burgruine auf steiler Bergnase überm neuen Schlosse Wilhelmsburg. So viel und so „Erschröckliches“ Frau Sage von der Stätte zu berichten weiß, so wenig ist heut' dort zu sehen. Nur ein Wartturm und geringe Mauerreste sind vorhanden. Phantasie mag hier ein wehrhaft Schloß sich bauen; der Nüchterne ein Raubnest haben will. Durch ein anmutiges Tal, zur Seite eines munter plaudernden Bächleins, treten wir in einen weiten, höhenummauerten Kessel, in dessen Mitte ein burggekrönter Hügel aufragt. Am Neißebach gehen wir weiter, und in kurzem sind wir im Städtchen, das, wie Schutz suchend, sich am Hügelhang in der Herzogburg Mauerarme wirft: Bolkenhain und Bolkoburg. Wir folgen den engsten, den ältesten und steilsten Gäßchen; denn nur die zeigen uns das, was wir suchen. Es ist, als ob Blätterbauers Stahlstiche Leben angenommen hätten. Diese schönen, alten Dächer, alten Fenstereinfassungen und Haustüren, und dann alte Leute auf 'm Bänkel davor! Eine Fundgrube für den Künstler, wie auch für den Genießenden. Durch einen niedergelegten Teil der alten Stadtmauer kommen wir auf die Außenseite der Burg. Von diesem romantischen Wege unter alten Linden blicken wir oft ins Neißetal unten mit dem spielzeuggleichenden Dörfel. Dann treten wir auf Burggebiet. Das ist ein trotziger Bau, recht sinnreich angelegt. Wir erkennen bald, daß nicht alle Teile zu gleicher Zeit entstanden; Erweiterungen sind, den Bedürfnissen entsprechend, angefügt worden. Das Ganze entstammt in seiner heutigen Gestalt dem sechzehnten Jahrhundert. Drei, auch vier Jahrhunderte lang vordem war's ein Holzbau. Wir besteigen den hohen Bergfried und überschauen den Neißekessel und schlesisches Burgenland. Du festes Haus dort drüben am Talrand, wir möchten dir gern durch den unterirdischen Gang, von dem das Völkel schwätzt, einen Besuch abstatten; doch der ist verfallen. Wir kommen auch so! Aber erst im späten Nachmittag, denn jetzt machen wir Rast. — Unser Versprechen wollen wir halten! Durchs Städtchen mit seinen alten Lauben gehen wir nach Dorf Schweinhaus. Gewaltig ragen die Trümmer des „Hauses“ aus dem hüllenden Laubwaldmantel des rötlichen Porphyrzugs, auf unserem Gang von allen Seiten sich zeigend. An der träumenden Stille des Kirchlein-

betreuten Gottesackers vorüber, gehen wir einen Burgzugang, wie wir ihn auf unserer Wanderung noch nicht fanden und weit im Schlesierland nicht treffen werden. Steinalte Linden, das sind die Knappen, die uns heut' — am Wegrand aufgestellt — grüßend empfangen, uns ein kunstreiches Portal weisend. Das hier freilich stammt alles aus späterer Zeit, diente einem anderen Zweck als die Bolkoburg. Eines Ritters Schloß ist unser „Sauhäusel", und in seinem heutigen Umfang ist es eine Schöpfung Johann Sigismunds von Schweinichen nach des großen Krieges Wirren. Wir können uns mit Hilfe der noch sehr reich vorhandenen Sgraffitoreste ein anschauliches Bild vom einstigen Gewande des Schlosses machen. Weiße Bänder auf hellbraunem Grunde. Das Ganze muß vornehm-prunkhaft in hohem Maße gewirkt haben; dazu eine breite Borte von Birken- und Eichenwald! Den Herrn solchen Kunstbaues treffen wir freilich nicht mehr an. Aber seiner ein stilles Gedenken an epitaphgeschmückter Schlummerstätte am Kirchlein draußen vorm Schloßtor! „Die Kirche, adiuncta zu Polkenhain, erloschene Parochie St. Nicolai", ist ein schlesisch Schmuckstück ohnegleichen: diese einfach-lieblichen Linien, dieser Turm mit seinem uralten singenden Glöcklein, das hohe, hohe Alter — es ist eine Perle, kunst- und baugeschichtlich gleich bedeutend. — Am Berghang entlang schreiten wir den abendlichtdurchleuchteten Trümmern der Herzogburg und unserer Raststätte zu. —



Bolkoburg.

Bald ist unser Wanderbogen geschlossen. Vorher aber wollen wir noch eine Fahrt nach dem Mittelpunkt des von ihm bezeichneten Gebietes machen. Schönau soll heut' unser Ziel sein. — Über den Burgberg, der in der Frühsonne noch das Neißetal beschattet, gehen wir auf unsere gestrige Wanderstraße zu, die wir ein Stück in nun entgegengesetzter

Richtung verfolgen. Dann über die Sperrmauer der Wiesauer Talsperre und durch morgenfeuchte Wiesen dem westlichen Kamme zu! Durch schattenden Wald mit zauberhaften Rückblicken ins „Land unter der Herzogburg“ hinauf! Ihm einen Gruß! — Vogelherd — der Name paßt. Wir schreiten links in den Wald, dem Steinhau zu, des berühmten Großhau Bruder. Eine kleine Lichtung, in deren Mitte ein bankgegürteter Laubbaum steht, finden wir an seiner westlichen Höhe. — Von Ost nach West umspannt unser Blick Riesenberge und Iserhöhen mit ihren leuchtenden Holzfällerfeuern. Sie glühen, wenn du nur recht hinschaust. Letzten Abschied euch hohen Kämmen! Dann hinab durch jungen Wald ins Tal, ins Katzbachtal, das wir heut' nicht verlassen wollen. Wir kreuzen unsere gestrige Straße nochmals, um sie bei Ketschdorf endgültig zu meiden und nordwärts Schönau zuzustreben. Zur Seite des Rauschebaches auf sanft fallender Straße kommen wir bald nach dem im Engtal hingestreckten Kauffung mit seinen großen Kalk- und Marmorbrüchen einer reichen Industrie, deren eigentlicher Begründer der Alte Fritz ist. Im Mitteldorf sehen wir das Schloß, das Gneisenaus Besitz war, der es auf den Trümmern eines wehrhaften Edelsitzes erbaute. In der Nachbarschaft des Gutes im Niederdorf werden wir auf die spärlichen Reste des sogenannten Raubschlosses aufmerksam, von dessen Geschichte sich Genaues nicht angeben läßt. — Es ist ein wuchtiger Talschnitt, den hier die junge Katzbach durch Mühl- und Kitzelberg zu ihrem Laufe nutzt. Auf schmalen Durchlaß sind Bach, Straße, Dorfkette und Schienenstrang angewiesen. Liegnitz, Goldberg und Schönau verbindet die Bahn und mündet in den Merzdorfer Knotenpunkt. — Nicht fern, bei Hohenliebental, westlich unseres Wegs, liegt die Hogolie, die wir aber trotz lohnender Aussicht, die sie bietet, nicht besteigen. Wir wandern heut' im Tale, dessen schöne Bilder uns halten, dessen bequeme Straße uns bald zum Ziele bringt. — Das Schloß Alt-Schönau versäumen wir nicht zu betrachten. Sein Einfahrttor scheint dem von Schweinhaus nachgebildet, es stammt aus gleicher Zeit, der Zeit der deutschen Hochrenaissance. Bald treten wir ins freundliche Schönau ein, von dem aus wir noch einen Spaziergang nach dem nahen Röversdorf machen, um ein uraltes Kirchlein inmitten eines mauerumzogenen Friedhofes aufzusuchen. — Ums Jahr 1100 soll es erbaut sein. Wir gehen hinein und lassen uns berühren von dem Hauch, der ausgeht von all den altersgrauen Kunstwerken. — Dann kehren wir heim, stärken und rüsten uns zum letzten Wandertage.

Bald hebt er an. Wollen wir ihn noch recht genießen, so müssen wir

in frühester Frühe abwandern; denn zu der Zeit werden des Bober- und Katzbachgebirges reiche Blumenwiesen und seine herrlichen, stillen Wälder sich uns am schönsten offenbaren. Die Katzbach verlassen wir, wandern ostwärts von ihrem rechten Ufer fort, um bei Georgendorf durch eine weite Pforte in morgenkühlen Forst zu treten. Am Ende des Walddorfs Mochau gehen wir vom bequemen Wege ab und steigen durch herrlichen Laubwald, dessen Gründach von Sonne durchgoldet ist, hinan auf den Mochenberg mit seinem Aussichtsturm.

Ehe wir den Bergring Mochenberg-Valerienhöhe überschreiten, halten wir im Waldesgrün lange Rast. Gestärkt, treten wir unserer Wanderung letzten Teil an. Hinab die Höhen des Bober-Katzbach-Landes, vorbei an den idyllischen Feigenhäusern, nordostwärts durch Jägendorf, in den naturschönen, vom Pladerbächel durchhüpften Moisdorfer Grund. Lebt wohl, ihr Höhen! — Dann hinein in die blauüberkuppelte schlesische Ebene, aus der uns Jauers Türme erste Grüße winken. Ein kurzes Stündlein bringt uns dem Städtlein nahe. Am Helwingshof, einstigem Burglehen, gedenken wir Theodor Körners, der hier, am Hedwigsborn, eine Stunde wehmütiger Erinnerung an seine ferne Geliebte verbrachte. Dann treten wir in die gewerbfleißige Neißestadt selbst ein und statten zuerst den sehenswerten Kirchen einen Besuch ab. Die älteste ist die katholische, St. Martinus, ein frühgotisches Bauwerk mit herrlichen Portalen und berühmten Willmann-Bildern. Aus schwerer Zeit stammt die in Fachwerk aufgeführte evangelische Friedenskirche zum Heiligen Geist, Schwester derer in den beiden anderen Erbfürstentumshauptstädten Schweidnitz und Glogau. Barbarakirche und St.-Adalberts-Kapelle, spätere Synagoge, entstammen beide dem achtzehnten Jahrhundert. Auch der Ring mit seinem Deutsch-Renaissance-Rathaus, seinen Lauben und sehenswerten Portalen verdient einen besonderen Besuch. — Bei „Schöps“ und Jauerschen Bratwürsten stärken wir uns und verbringen unsere letzten freien Stunden. Dann trägt uns der Zug Liegnitz, unserem Ausgangspunkte, zu.

Bergstadt.

Von Marie Muthreich.

Feldweite, satt vom Abendblute, schweigt,
Und lässig wandelt Nacht vor deinen Schritten,
Bis wo ein steinern Torgetürme steigt,
Mit sanfter Helle dich hereinzubitten.

Ein Flämmchen flackt; Gewölbe widerhallt;
Uralte Gäßchen krümmen sich und holpern
Steilan mit Giebeln, greis und ungestalt,
Die ängstlich Dach an Dach zum Markte stolpern.

Aus Lauben und Gewinkel überschwillt
Mondschatten seine kletternden Terrassen
Und droht, gebannt in einem Brunnenbild,
Mit frommem Finger in die obern Gassen,

Darin die Fensterlein zu Paaren, grell
Vor Neugier, nach dem späten Fremdling äugen,
Und Bäume, schwergeballt, laternenhell,
Die Wucht der Kronen zueinander beugen.

Ein Haustürglöckchen rührt sich und erschrickt;
Nachtwächtertrott verliert sich um die Wände.
Treppauf, in krauser Schwärze ganz erstickt,
Ein Nestgewirr von Gärten ohne Ende.

Aus eb'ner Runde fahlem Schimmer ruft
Ein Brückchen zu vertieften Finsternissen.
Gemäuer, schartig, himmelan gestuft,
Taucht rüstig und vergeht im Ungewissen.

Ein Blätterschwall in dunklen Ranken träuft
Vom Überhang der felsigen Empore,
Just wo die Straße sich in Nacht verläuft
Aus letztem lämpchenlichten Bogentore.

Hoch droben zwinkert einer ohne Laut,
Des Lachen sich an deiner Luft entzündet:
Recht für die Einfalt ist die Stadt erbaut
Und, freut es dich, für deinen Traum gegründet.

Aus: Marie Muthreich, In der Sonne.
Gedichte. Schweidnitz, L. Heege.

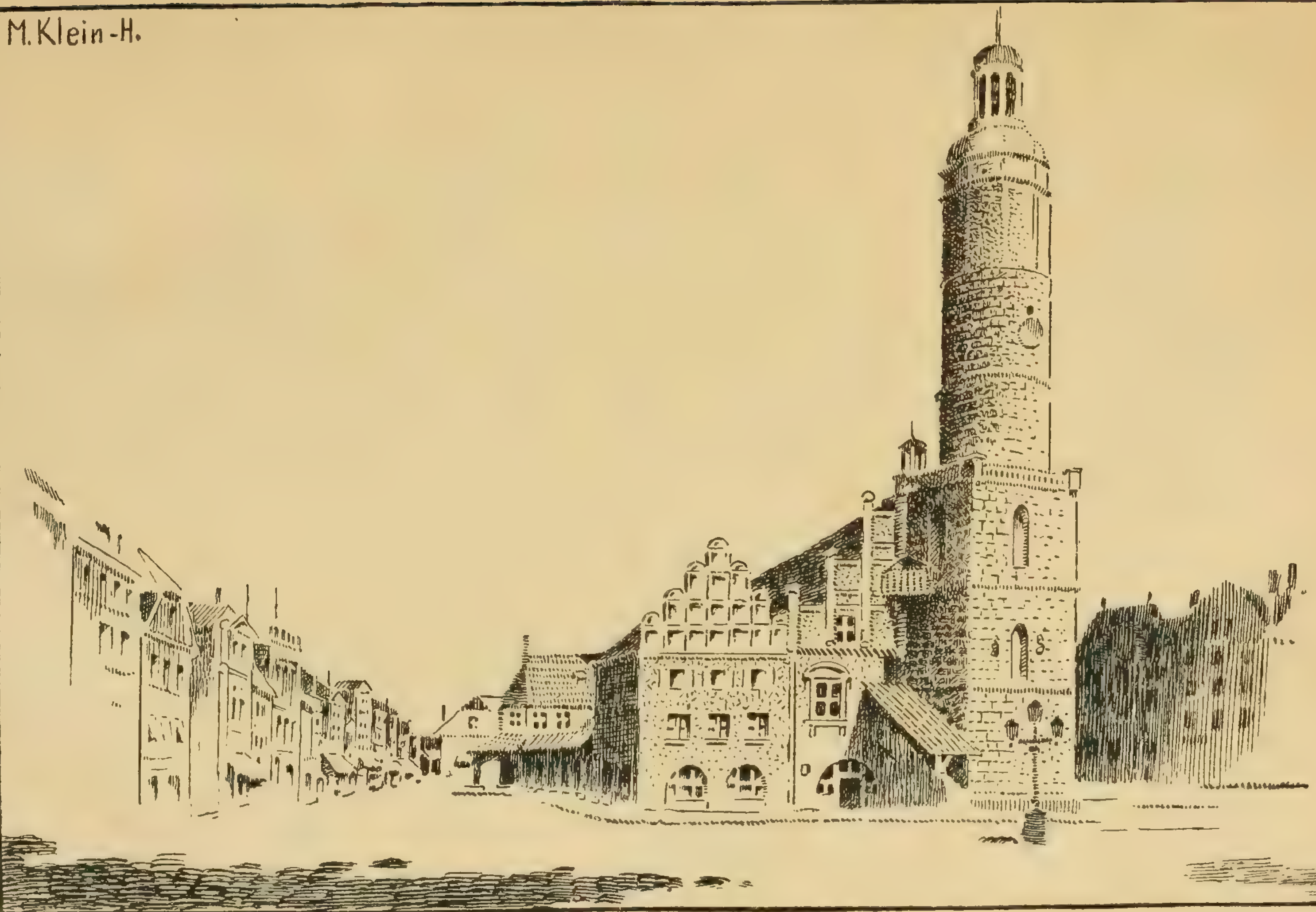
Löwenberg, die schöne Boberstadt.

Von Bruno Clemenz.

Löwenberg, du uralte Stadt, du bist in Ehren alt, aber nicht häßlich geworden! Selbst die Runzeln im Antlitz und die Schürfe der Zeit, sie schaden deinem Bilde nicht. Du bist reizend, mag man dich im Früh-

jahr besuchen, wenn rings deine Gärten im Blütenschnee schimmern, oder im Sommer, wenn der satte Duft des würzigen Heues oder des reifenden Kornes die Luft erfüllt, oder im Winter, wenn deine Brunnen märchenhaft träumen und deine alten Häuser zu einem Dürerbild zusammengefügt sind. Zu einem traumhaft seltenen Bilde formt sich immer, was man in dir erlebt. Und zu allen Zeiten hat es genug gegeben, die dir den Ehrentitel „schlesisches Rothenburg“ gaben. Gerade in neuester Zeit konnte die Stadt ihr siebenhundertjähriges Bestehen als deutsche Stadt begehen — eine der ältesten schlesischen Städte, zu deutschem Recht ausgesetzt. Bädeker und Genossen wissen von dir zwar nur, daß du sechstausend Einwohner zählst und an der Bahn Hirschberg—Siegersdorf bzw. Liegnitz liegst. Im Westen, wo die „maßgeblichen“ Reiseführer gemacht werden, kennt man weder deine reizende Natur noch deine traulich-schönen alten Gewänder, die du dir aus der Vergangenheit herübergerettet hast. Von dem Golde zwar, das einst bei Lauterseiffen und bei Höfel gegraben wurde, ist heute leider nichts mehr übrig. Unverwüstlich aber erhielt sich die Architektonik der Landschaft. Zwischen lang hingezogenen Sandsteinrücken in das fünfzehnhundert Meter breite Bobertal eingebettet, nach allen Richtungen hin lieblich zu schauen, von Industrie kaum berührt, von roher Hand unentstellt, so fesselt Löwenberg als Stadt wie als Heimatstätte. Von seltener Klarheit des geologischen Baues zeugen die hervortretenden Sandsteinbildungen, untere und obere, Quader und Buntsandstein hüben wie drüben des schmalen Flußtales, von dem eigenartigen Bau der Löwenberger Mulde. Wer von Plagwitz durch die Stadt nach Buchholz wandert, durchschreitet sämtliche Gesteinschichten zweimal. Die Stadt selbst ist auf den weichen Senon gebettet und wird beiderseits von den lieblichen Anhöhen der sanftgeneigten Rücken eingeschlossen. Nur in der Richtung des Flusses ist ungehemmter Verkehr möglich, weshalb erst 1885 die erste Lokomotive nach Löwenberg kam.

Wer einen Gang um die Stadt unternimmt, durch die wohlgepflegten Promenaden, glaubt sich in jene Zeiten zurückversetzt, von denen uns alte Bücher als von längst verschwundenen Fernen erzählen. Da sehen wir noch große Stücke der alten Stadtmauer mit den neckischen Mauerhäuschen, da ist noch der Laubaner Torturm völlig erhalten, und der Bunzlauer Torturm schaut zwar ohne Dach, aber mit Efeu umrankt, auf die greinige Welt von heute. Er enthält noch ein Verließ und ein Gefängnis. Nordöstlich der Promenade finden wir noch eine weit in den ehemaligen Stadtgraben vorspringende Bastei. Und wer nur wenige



Rathaus und Markt in Löwenberg.

hundert Meter über das Weichbild hinausgeht, den ergreift überall der reizvolle Übergang von alter Kultur zu schöner Natur.

Die Hauptsehenswürdigkeit ist das Löwenberger Rathaus, das sich nach seiner vor kurzem erfolgten Wiederherstellung als das schönste Rathaus Schlesiens darstellt. Kunst- und altertumsverständiges Eingehen auf die alten Spuren verbinden sich mit taktvollem Erneuern und Anfügen. Pölzig, der Direktor der Breslauer Kunstschule, hat sich damit ein Denkmal gesetzt, davon man sprechen wird, solange Löwenberg steht. Klar herausgeschält treten die gotischen und die Renaissanceteile des im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert erbauten Prachthauses hervor. Neu hinzukomponiert sind das überragende Vordach und der schöne Brunnen, der in diese mittelalterliche Schönheit ein Lied von Stetigkeit und Traulichkeit singt. Pietätvoll hat man im Innern versprengt gewesene Reste alter Baukunst eingefügt und damit eine Dankbarkeit bewiesen, wie sie leider nicht überall zu finden ist. Unter all den schönen Zimmern ist das Bürgermeister- oder Trauzimmer das schönste; es ist in der Tat das eigenartigste und kunstvollste dieser Art in ganz Deutschland. Ein Werk der Breslauer Kunstschule. Ähnlich wie in Liegnitz, ist dem Rathaus ein altes Renaissancehaus benachbart, ähnlich wie hier auch vom Heimatschutzverein erneuert und angekauft. Es heißt das „Heimatschutzhaus“ und dient als Schülerherberge. Alte Häuser erfüllen den Ring, der an sich schon ein Bild von Behäbigkeit und Geruhigkeit bietet. Da ist das Gneisenauhaus, da ist das Napoleonhaus, das Haus „Zum schwarzen Raben“, die ehemalige Herberge der Goldgräber. Nicht zu vergessen auch das Hôtel du roi, so benannt, weil Friedrich der Große, der wiederholt in Löwenberg weilte und ein besseres Gasthaus vermißte, die Mittel zum Ausbau des Hotels bewilligte. Eine der ältesten Bauten ist die katholische Kirche, die Heinrich der Bärtige erbaute und deren gotisches Portal mit schönen Säulen und Blattrankenwerk von ältester Kunst zeugt. Südlich steht die kleine Kreuzkirche, die noch älter ist, und nördlich das Haus der Maltheser-Kommende, als solches noch gekennzeichnet durch Wappen und Inschrift. Auch ein Altertumsmuseum besitzt Löwenberg — wie sollte es auch nicht! —, und zwar ist es würdig in der alten Minoritenkirche untergebracht. Unter dem vielen Sehenswürdigen, was wir da finden, sei nur auf die Kleinodien der Tuchmacherinnung — vor dem Dreißigjährigen Kriege zählte Löwenberg nicht weniger als siebenhundert Tuchmacher —, die Schlesische Bauernstube, deren Inhalt durchweg aus der Umgegend stammt, und die Waffensammlung hingewiesen. Auffallen muß dem Fremden, der zum ersten-



Burgruine Greiffenstein.

mal hier weilt, daß noch mehrere Gäßchen mit alten Schwibbogen ungebrochen erhalten sind, die stimmungsvolle Durchblicke ergeben.

Unter den neuen Bauten ragt das Seminar für Lehrerinnen hervor, das nicht nur nach seinen Maßen, sondern auch nach seiner Ausstattung eine Musterbildungsanstalt darstellt. Die reizvolle Verbindung mit der Natur, die ein naturfreudiger Geist pflegt, bildet den besten Rahmen für die Arbeit.

Der Dreißigjährige Krieg ließ Löwenberg in Asche versinken; erst nach den Schlesischen Kriegen erholte sich die Stadt wieder leidlich. Blücher und Napoleon rangen hier um die Siege am Bober. Das Blücherfest, das man hier alljährlich im Buchholz feierte, erneute diese Erinnerung würdig.

Nirgends findet man die reizvolle Natur so innig mit einem Wohnplatz verbunden wie in Löwenberg. Alte Bürgergärten führen freundlich hinaus ins Grüne, das uns bald unverschandelt begrüßt. Alte Stadtwirtschaften leiten in die reiche Bauernwelt der Umgegend hinüber.

Die Burgruine.

(Greiffenstein.)

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Fernen Blicken steht sie frei im Land
Und den nahen hoch und schroff gereckt;
Späte Feuer brennt der Herbstwald an,
Der versonnen Wall und Mauern deckt.

Ihrer Nachtzeit steingefügte Wehr
Hat die Fehdewut der Zeit zerfetzt;
Wild um Söller, Turm und Fensterspalt
Raunt's, wenn Sturmfaust ihre Meute hetzt.

Morsche Hallen, Gänge, brüchig-öd',
Trauern um verdorrtes Leben stumm;
In den Kellern, schwarz und grabeskühl,
Tappt uralt ein müdes Geistern um.

Grimm von klirrendem Geschick berannt,
Ragt ihr sagengraues Trümmerbild
Über bunter, ewig junger Flur
Als ein trutzzerbrochener Vorzeitschild.

(Aus: Wilhelm Müller-Rüdersdorf, Wo die hohen Wälder wogen. Nürnberg, Zeitbücher-Verlag J. Koezle.)

Im vorderen Isergebirge.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Um die Bergdorfhütten schwellen die Lenzwunder. Barfüßige Kinder in Sonne und Junggrün haben sie zeitig verspürt — und die Burschen und Mädchen auf der Dorfstraße an lauen Abenden, wenn volltöniger die drängenden Bachwasser rauschen, Mondhände um beackerte Hänge kosen und eine Harmonika traulich durch den Bergfrieden singt. Oh, wie reich all die Quellen im Frühlingsglanz tollen! Und wie es sproßt aller Enden! Hauchduftige Blattgespinste hängen lichtblank an Bach- und Gartengesträuch. Auf den Wiesen flockt der Schnee lieblicher Anemonen, und goldig im Häusergehege leuchten die Märzenbecher. Wie gelbflaumige Küchlein sind sie hier und dort zusammengedrängt, Sinnbilder blendendster Frische und Reinheit. Und sie alle: die Bergwasser, das Grün, die Blumen, die Menschen, hat der Frühling aus ihren kühlenden Kammern gelockt. Gnadend mit Wonne und Werdeglanz. Und auch mich, den Lenzwunderhungrigen, rief er ans Licht. Gleich einem Rausch kam mir sein Zauberwink. So daß ich jauchzend Hut und Stecken ergriff und eilte, meine Bergschönheit zu grüßen. — Sommerlich warm blitzen die Sonnenströme zu Tal. Bald tropft der Wanderschweiß von der glühenden Stirn. Doch höhenlustig geht es bergan. Aus dem traulichen Giehren führt mich der Pfad hurtig auf den Kammrücken hinauf. Ein letzter Rückblick in die lenzenden Gründe

mit ihren häuschenbehuckten Lehnen — dann breitet sich Wald um mich, weiter, einsamer, schweigender Wald.

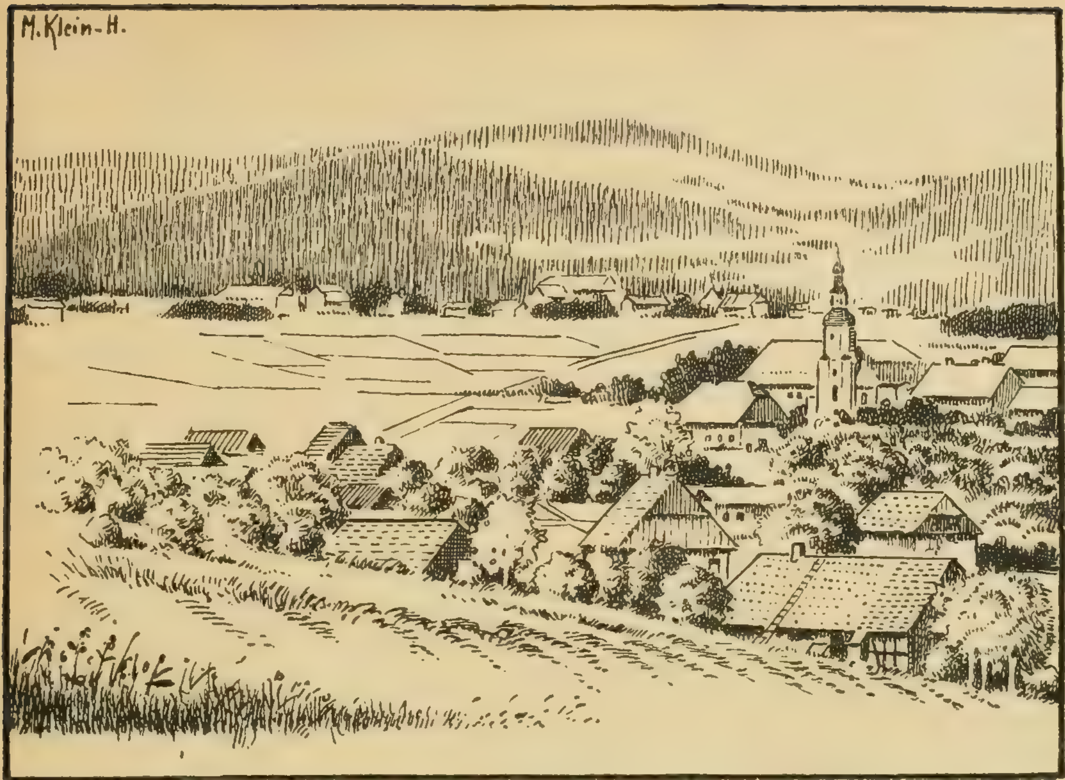
Dort, wo ein sechsstrahliger Wegstern gen Mittel- und Ober-Querbach, nach dem Forsthaus im Walde, der Kesselschloßbaude und in den Tabaksweg, den alten Schmugglersteg, ausläuft, tauch' ich tiefer in das Reich meiner Wälder. Nach der Seifenbrücke säumt die Tannenstraße hinab. Oben, wo sie blickfrei sich dehnt, schau' ich den sanft geschwungenen Gipfelzug des Hohen Iserkammes, rechts drüben, blinzelnd im Sonnenrauch mit seinen braunbrandigen Haustellen und dicht überwallt von einem blaugrünen Tannenwaldmantel, der schleppend, mit hohem Faltenwurf, hängt. Von der stumpfwinkligen Heufuderkuppe gleitet das Auge über Kaiserstuhl, Kammhäuserhöhe, Grüne Koppe, Hinterberg, Steinrücke und Abendburg bis zur Felswiege des Hochsteins. Und darüber hinaus erspäht es den mächtigen Riesengebirgswall, der königlich geruhig sich streckt und den der blendende Hermelin des Spätschnees umkleidet. Unter dem dunkelnden Iserkammantel aber zieht der Tiefwald des Kemnitzkammrandes als ein freundlicher, lichtgrüner Saum. Ganz nahe jedoch plattet waldzu eine ernststimmige Baumgräberflur. Welk gilbt das Altgras im Felde der bleichenden Stümpfe, dessen Schwermut heute lachende Sonne verklärt. Langsam senkt sich die Bahn. Und höher, deckender wipfelt das Nadelgekraus ihrer Gehege. Hell strömt die Sonnenflut weiter über ihren von Holzfuhrwerken gefurchten Boden. Zwei leichtschwingige Zitronenfalter, früh flügge geworden, tummeln sich im Hauche der mittagswarmen Luft. Lange freut mich ihr lustiges Spiel vor meinen Schritten, bis sie schließlich über Grüngoldkronen vertändeln. Aus der Kemnitzkammstille hebt sich der fast neunhundert Meter aufsteigende Kemnitzberg, der höchste Gipfelthron des vorderen schlesischen Isergebirgswalles, mir entgegen. Wie ein hochgesockelter Sarg reckt sich seine langgezogene Kuppe unter dem Blauhimmel. Auch ihn, der wie fast alle Throne der Iserbergwelt baumüberkränzt ist, hüllt der bezeichnende Wälderreichtum. Und die durch Sturm und Axt entblößten Flächen sind verschwindend in seinem dämmernden Grün. An der Fußsenkung der sargdeckligen Hochstrecke schimmert die größte der Kahlstellen wie Bronzebeschlag. Dort, wo sie beginnt, lugt gleich einem grauen Leuchter, der über sie gestellt, die Schneegrubenbaude vom Riesengebirge herüber. Aus den Tannhallen des Hanges aber wächst wie geheimnisvolles Opfergeschwel der silberneblig aufsteigende und schleierhaft verschwindende Rauch zweier Holzfällerfeuer. Ein halbes Stündchen später pilgere ich nahe der Stätte vorüber, wo die einsamen

Feuer lodern. Zweige und abgeschälte Rinde von „Käferholz" (Holz, das Käfer durchfressen haben) nähren es. Laut knistern sie in den züngelnden, schwelenden Flammen, und stumm hantieren die Buschleute im Dürrholzschlage, des kochenden Mahles harrend.

Nach einer Rechtsschwenkung der bezeichneten Waldstraße rückt plötzlich die Grüne Koppe an die Stelle des Kemnitzberges. Wuchtig lagert sie sich vor mir, als ein Zauberberg, in dessen dunkle Tiefe es durch ein offenes Tannentor geradeswegs hineinzugehen scheint. Dann jedoch läuft die fallende Bahn schnell der Seifenbrücke zu — der verborgenen Sattlung eines dem Queiß entgegenstürzenden Brausebaches —, um sich weiter in buckligem Abwärts dem idyllischen Forsthaus im Walde zuzuwinden. Das viel genannte Forsthäuschen, früher auch als Gastwirtschaft beliebt, bettet sich tief unten in die Paßstraße des Queiß. Der Pfad, der mich oben weiterleitet, zweigt über die Seifenbrücke ganz dem Kemnitzberge zu. Und bald wandere ich im engsten Ringe des breiten Gipfels. Erneut tut sich die jenseitige Wälderweite auf, unvergleichlich frei und eindrucksvoll erscheinend vom Saume des wildöden Haues. Kein Quellenrieseln und -raunen unterbricht anfangs die feierliche Ruhe der sonnig überfärbten Hänge; sobald ich aber tiefer im Bergringe schreite, schwatzen die lenzseligen Wasser wie vorher. Bei ihrem wechselnden Geklinge geht es steigungslos um den Kemnitzthron herum. Dann nimmt ein breiter, wohlgepflegter Weg meinen Pfad auf und bringt mich schließlich zur Queißstraße hinunter. Dort winkt die schmucke Ludwigsbaude zu froher Einkehr. Ihr gegenüber gipfelt, zwingend den Blick auf sich lenkend, die Weiße Steinrücke, auch Weißer Flins genannt. Als Quellgebiet des Queißflusses und einstige Offenbarungsstätte des von wendischen Ansiedlern verehrten Götzen Flins hat sie eine Hauptbedeutung. Aber auch sonst verdient sie besondere Beachtung. Auf ihrer Kuppe trägt sie einen verlassenen Steinbruch, in dem zur Zeit regsten Glashüttenbetriebes Quarz gebrochen wurde. Leuchtend tritt das bleiche Gestein am Rande des Weißen Flins aus der Gneismasse des Gebirges hervor, allen denen, die es vom Tale aus erspähen, wie ein dauernder Schneerest erscheinend.

Die Ludwigsbaude, ein Besitztum des Grafen Schaffgotsch, der als Grundherr der schlesischen Iserberge und als Weidmann hier zuweilen absteigt, ist eine Verjüngung des 1911 niedergebrannten hölzernen Baues. Aus Stein errichtet und mit Holz bekleidet, paßt sie sich malerisch und architektonisch schön in den Landschaftsrahmen ein.

An ihr vorüber zieht die Flinsberg-Hartenberger Straße, der ich nun



Flinsberg und Isergebirge.

eine Strecke folge, um bei der zweiten Kreuzung des Kleinen Zackens, der gleich dem Queiß auf dem Hange der Steinrücke entspringt, der Leopoldsbaude zuzubiegen. Sandbergweg heißt der Pfad, der mich hinter der kleinen hölzernen Zackenbrücke wildbucklig dahinträgt. Um ihn ästelt Mischwald, in dem freilich das Laubholz noch winterkahl fingert. Unten, im überzweigten Bachbett, drängen, branden und brausen die Zackenwogen. Und hinter ihrer lustigen Bahn, drüben, stellt sich wieder der Hochstein, die Felsenwiege des Iserkammes, ins Himmelsblau. Lang säumt die Schnur des freien, windüberwehten Hochpfades ihm zu: Und deutlich erhebt sich das Aussichtsgerüst auf seiner äußersten Kuppe. Vor dieser aber, tiefer gezogen, hängt noch ein kürzerer Hochstrang. Der Schwarze Berg ist sein aufgeworfener Knoten. Wo der Blick von aussichtsfreier Höhe nach links schweift, schimmert fern in Tiefe und nördlicher Weite liebliches, gelbgrünes Hügelgelände. Wie ein zartfarbiges Bild fügt es sich in den Rahmen, den Schmiedels- und Geiersberg bilden, jener mit seinem breiten, waldigen Sockel zur Linken, dieser als kleinerer Waldrücken rechterhand.

In dem flachen Talkessel dicht vor mir, noch immer im Ringe des westlich ragenden Kemnitzberges, liegt ganz abseits die Leopoldsbaude. Indem ich auf stillem Pfade ihr zuwandere, stellt sich der Geiersberg eine Zeitlang in den Weg. Und wie eine schön geschwungene, hochgezogene Wölbbrücke wirkt seine baumüberstrichelte Kuppe. Ein Bau, der durch äußere Gestaltung erfreut, ist das Forsthaus Leopoldsbaude nicht. Seine plumpe, zusammengestückelte Form läßt jedes architektonische Entscheiden vermissen. Doch in der Umwelt, in die es gesetzt, liegt sein besonderer Reiz. Eine romantisch verträumte Waldwiese grünt vor den Fenstern der Baude, und die Stimmung beschaulichen Sinnens liegt über dem hochwaldumbetteten Bergwinkel.

An dem stillen Hause vorüber lenkt mein Weg nun direkt auf den Kemnitzberg zu, um dann aber schließlich zum weitgerundeten Schmiedelsberge emporzuführen. Muntere Bächlein tönen in den Hall meiner Schritte, die frische, köstliche Weise vom lenzlichen Wandern mir singend. Eben bück' ich mich wieder nach einem kühlenden, quellreinen Trunk, als plötzlich ein lautes Geräusch in der menschenleeren Runde zum Aufblicken zwingt. Und gerade noch fang' ich das seltene, köstliche Bild, das sich mir bietet. Dort, wo niedere Tannen zum Dickicht sich schattend zusammendrängen, tauchen drei stattliche Dammhirsche scheu ins bergende Dunkel. Wuchtig schlagen ihre Hufe, und krachend brechen sie durch das wildgabelnde Geäst.

Auffällig in den weiten Tannenbereichen des schlesischen Isergebirges und besonders kennzeichnend erscheint der ehrwürdige Buchendom, der auf dem Osthang des Schmiedelsberges sich wölbt. Manche stille Raststunde habe ich zu sonndurchbrüteter Hochsommerzeit in seinen lauschigen Hallen verträumt. Heute steht er in laubloser Helle, harrend der Tage, da sich von Baum zu Baum, von Knospe zu Knospe ein grüngoldig Wipfelzelt breitet. Noch eine Weile steige ich die sanft sich hebende Bahn des Schmiedelsberghanges hinan, dann grüße ich von nördlicher Randlichtung wieder die freundlich-helle, farbenreich schimmernde Weite.

Als Vorderkulisse zieht sich rechts der braun durchrissene Zackenkamm dahin. Pilgerernst und brüderlich nahe reihen sich seine vier Waldkuppen aneinander. Hinter ihm türmt sich himmelan der Riesengebirgswall mit dem Steilkegel der Schneekoppe, in seiner ganzen Länge silberig-weißen Winterbehang tragend. Unten in Hügeltiefen aber, bis in die dämmernde Ferne, scharen sich Dörfer wie blumige Ketten und Kränze. Dicht unterm Kammrand, in hohe Bergwiesen sich schmiegend, winken die

Dächer Antoniwalds und Ludwigsdorfs. Und unter ihnen find' ich mein Wanderziel.

Aus: Wilhelm Müller-Rüdersdorf, Iserland. Wanderfahrten. („Der Sudetenwanderer", Bd. 2.) Iserverlag, Friedeberg a. Qu. (Schlesien) u. Reichenberg i. Böhmen.

Aus „Die selige Stille".

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Blauer, blauer Enzian!

Nun hat die fichtenwaldumwiegte Hochflur,
Die sommerglanzverdämmerte,
Ihr Buntfest sich erträumt
Und sich den Blütenwundermantel umgetan.
Wie Millionen trunkener Augen strahlt,
Wie ein auf Höh'n gesunkner Himmelssee,
Die Schimmerflut des blauen Enzians.
Reich mit azurenen Glockenbechern schwillt
Ins gilbe Grün ihr tiefes Farbenwogen,
Von frischem Bergwehn schäumender bewegt.
Und alle Zauberpracht flammt blendend auf
In ihrer warmen, satten Märchenbläue.

Tief das Weidetal.

Säumt ein Wiesenstreif
Um den Bergwaldhang,
Schlägt an Felsen hoch
Schriller Herdenklang.

Buckeln Kühe tief
Sich ins tauige Gras,
Taucht ihr Leiberbunt
Wie aus glühem Glas.

Und am waldigen Strand
Blinker Gräserflut
Huckt gebannt ein Gnom
Auf der Weidehut.

Winkelleben.

Von des Abends Wand umhütet,
Leisen Lebensstromes Bütten,
Lagern grau im Hochwaldwinkel
Weltvergessene Schindelhütten.

Regellos, zu scheuen Stunden,
Sind sie in den Grund gebettet;
Steigbeseilte Felsenschroffen
Stehn ums Wäldertor gekettet.

Zapfen, steil auf Fässerrücken,
Sind der Hütten Rauchfangstreben,
Draus mit leichtem Schäumen kündet
Sich umengtes Winkelleben.

Späte Stunde.

Nachtgrau hängt der Wäldermantel
Um der Berge breiten Rücken;
Müde in den Schoß der Felder
Sich die Hohen niederbücken.

Flüsternd Schleichen durch die Stille
Ist der nächtigen Winde Wehen,
Die auf Fichtenschattensohlen
Um der Berge Ruhstatt gehen.

Nachthymne.

Eine Nachtharfe klingt in meiner Seele,
Da ich über Gipfelwäldern eine Raststätte fand.
Schwarze Samtwellen,
Deckt die traumversunkene Tannenflut die tausend Gründe.
Alles Leben in ihrer Tiefe ist Schlaf,
Dunkelumschütteter, bannender Schlaf!
Nur die Bächlein zwischen den Moossteinen
Raunen mit geisternden Stimmen:
Irrende Schleicher im düstern Gefild.
Leiser Hochwind
Tastet sich müde ins weitdunkle Wipfelbett
Und haucht seinen ersterbenden Schlummersang.

Kühle, einschläfernde Hände breitet die schweigende Nacht
Und mäntelt, dichtschattend, um alle Höhen und Hänge,
Und über mir,
Fern, doch traulich umspannend,
Glänzt die blauglasige Kuppel der Himmelsunendlichkeit,
Und weiße Sternaugen brennen hoch auf flimmernder Wacht
Sich in die schwarzsamtene Nacht.

Bergriesinnen im Herbst.

Die waldübermützten Bergköpfe sind hochgerichtete Späher ins Lichtmeer
Und heben sich warm aus blendenden Sonnenkragen des Herbstmittags.
Ihre Blicke sinnen in klarer, geruhiger Spätrast . . .
Aber um die Hangbrüste der Bergriesinnen
Nesteln einschleiernde Hände
Und ziehen dichter und wattiger ein silberrauchig Nebelgewebe.

Aus: Wilhelm Müller-Rüdersdorf, Die selige Stille. Gedichte.
Iserverlag, Friedeberg a. Qu. und Reichenberg in Böhmen.

Kirmes.

(Volksreime.)

Wenn Kirms wird sein . . .

Wenn Kirms wird sein,
Wenn Kirms wird sein,
Do schlocht d'r Voat'r a Bok,
Do pfäft d'r Voat'r,
Do tanzt die Mutt'r,
Do wackelt d'r Mutt'r d'r Rok.

Juchhe!

Juchhe, die Kirms is ausgebloasa;
Die Foahne hängt zum Dache 'raus!
Flugs steig' ich ei die Sunntigshosa;
Der liebe Gott behitt m'rschs Haus!

Aus: Wilhelm Müller-Rüdersdorf, A por Klumpa Streeßel.
Die isergebirgischen Volksreime, Sprichworte und Redensarten.
Iserverlag, Friedeberg a. Qu. und Reichenberg in Böhmen.



Hirschberg, mit Fernblick auf das Riesengebirge.

Hirschberg, die Eingangspforte des Riesengebirges.

Von Karl Meyer.

Bober und Zacken umfangen das Riesengebirge und sein Vorland, das Hirschberger Tal, und geben damit dem ganzen Gebiet einen natürlichen Abschluß. Der Winkel, den die beiden Flüsse an ihrer Vereinigung bilden, muß in alter Zeit Sumpfland gewesen sein, das wahrscheinlich nur im Winter ständig gangbare, sichere Wege aufwies. Das war ein prächtiges Versteck für schweifende Horden, eine günstige Stelle für Fischer und Jäger. Im Südosten steigt der Boden in nicht großer Entfernung immerhin so weit an, daß er wasserfreie Wohnstätten gewährt. Solche Flußwinkel waren den Menschen der Vorzeit eben recht, ihre Siedlungen dahin zu setzen. Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß die Geschichte des Ortes Hirschberg sich im Dunkel der Vorzeit verliert.

Als Friedrich der Rotbart über die Oder ins Polenland zog und danach in Schlesien die Piastenherrschaft aufrichtete, besaß Hirschberg schon fünfzig Jahre lang die städtischen Rechte, die ein Polenherzog ihm verliehen hatte. Den Hausberg, dessen Aussichtsturm heute ein beliebtes Ziel für Nachmittagsausflüge darstellt, krönte schon damals ein festes Haus Boleslavs von Polen.

Friedrichs Eingreifen in die schlesisch-polnischen Herrschaftsverhältnisse hatte weitgehende Folgen. Deutsche Einwanderung ergoß sich ins Piastenland, und Hirschberg wurde eine deutsche Stadt. Als solche kennzeichnet sie nunmehr schon das Kartenbild. Da nimmt der „Ring" die Mitte der Altstadt ein, ein viereckiger Platz, die Stätte des Marktes, in dessen Mitte das Rathaus steht. Von den Ecken des Ringes erstrecken sich die Straßen geradlinig nach vier Richtungen. Diese Art des Städte-

baues ist deutsches Wesen. Hohe, alte Bürgerhäuser umhegen den Raum; sie kehren den spitzen Giebel dem Platze zu. Vieles hat neueste, unverständige Baukunst freilich auch hier verdorben; aber doch sind noch manche der alten Giebelvorbaue deutlich erkennbar, die auf Barock und Rokoko zurückweisen. Den rechteckigen Mittelbau schloß meist ein runder Aufsatz nach oben ab. Ihn ziert wohl ein Obelisk oder eine Vase; andere stehen auf dem Mittelbau zu den Seiten des Aufsatzes. Mögen das immerhin übertriebene Äußerungen der Zierfreude sein: das feine Bild stören sie nicht im geringsten; wohl aber wird es gestört, wo man achtungslos die Züge des Alten verwischt hat.

Nebenher aber erfüllten die Giebelvorbaue noch einen recht nützlichen Zweck: sie wehrten dem Winde, gar zu arg zwischen den hohen Giebeln herab auf den Markt zu blasen. Echt deutsch im Bilde des Hirschberger Marktes sind auch die Lauben. Man baute die oberen Stockwerke der Häuser über das untere hinaus, indem man sie auf Säulen stellte. Das war kein schlechter Gedanke in Zeiten, die gepflasterte Wege kaum kannten. Unter den Lauben konnte der Fußgänger sich auch an regnerischen Tagen bewegen, ohne mit dem Schmutz zu innige Bekanntschaft zu machen. Die Lauben waren seinerzeit die Verkaufsstände des Kleinhandels. Auch der Handwerker verlegte gern seine Arbeit aus den finsteren Räumen des Erdgeschosses in die luftig-hellen Lauben. Wer heute einen gewissen Einblick in das Leben und Treiben der Hirschberger gewinnen möchte, wird immer noch unter den Lauben finden, was er sucht.

Aus der Giebelbreite soll man nicht vorschnelle Schlüsse auf den Innenraum der Häuser ziehen, den man leicht als zu gering einschätzt. Es ist nicht gerade schwer, falsche Anschauungen dieser Art zu berichtigen. Am Hirschberger Markt wohnen Bürger, welche das überkommene alte Erbe verständnisvoll geschont und gehütet haben. Sie sind dann auch nicht abgeneigt, den Schatz aus Urväterzeit zu zeigen, sofern sie merken, daß nicht die nackte Neugier zu ihnen kommt. Doch wer so weit nicht gehen will, der kann auch in den alten Wirtshäusern am Markt mancherlei sehen, oder in öffentlichen Gebäuden, wo die Gegenwart eines Fremden unauffällig bleibt. Da wird man bald merken, daß die Hirschberger Bürger vergangener Zeiten nicht arme Schlucker gewesen sein können. Doch sie besaßen Gut und Reichtum auch nicht als Spießer; sie ließen die Kunst nicht nach Brot gehen, sondern brachten es ihr. Die Hirschberger Leinenkaufleute waren Fürsten im Reiche des Geschmackes.

Mancherlei Bildwerke schmücken die Treppen: eine Jünglingsgestalt als Lichthalter, ein Lastträger in einer Ecke, der die Decke stützt — freilich, man erkennt, daß der Meister fremden Mustern nacharbeitete, doch es sind keine schwachen Werke, die er schuf. — Und dann die schmiedeeisernen Türen auf dem alten Friedhof neben der Gnadenkirche! Das sind auserlesene Werke, bei denen es schwer wird, zu sagen, wo das Handwerk aufhört und die Kunst anfängt.

Sie sind schon oft gezeichnet worden und haben wohl mehr als tausendmal als Vorbilder gedient. — Auf dem Gnadenfriedhof gibt es nebenher noch eine Seltenheit: mancherlei wackere Grabsprüche. Einer, der schon in manchen Sammlungen umgeht, sei hier hergestellt:

Herrn Jeremias Katzlern setzten
dies Ehrenmal und Schlafgemach
die Seinen, die ihn teuer schätzten; —
sie selber folgen auch hernach.
Doch wenn sie sämtlich ausgeschlafen,
so ruft sie Jesus zu den Schafen,
die dort zu seiner Rechten stehn.
Du, Leser, magst nun weitergehn!

Nicht nur die Kunst hatte in den alten Bürgerhäusern ihre Stätte. Sie sollten nicht Paläste sein, eher Stätten traulichen Wohnens — wenn nur immer die Menschen dazu angetan waren. Ein Lichtschacht ragt von unten nach oben durch den ganzen Bau. Ihn umzieht die Treppe, an deren Geländer sich wieder die Kunst des Handwerkers in reichem Maße geübt hat. Feine und zierliche Formen wechseln mit schweren, wuchtigen ab; selten einmal sieht man Läppereien, und wenn ja, dann ist da oft genug an die Stelle des alten Werkes neue Ramschware getreten.

Wer der Geschichte der Stadt noch weiter nachgehen will, wer noch manches sehen will, was vor der neuen Zeit von seinem angestammten Platze weichen mußte, der wird nicht versäumen, dem Museum des Riesen- und Isergebirgsvereins einen Besuch abzustatten, das nunmehr aus seiner früheren Enge herausgewachsen ist und neben einer Zierde der Stadt gleichzeitig eine wichtige Stätte des belehrenden Schauens wurde. Wenn heute die elektrische Talbahn durch Hirschbergs Straßen flitzt, dann erinnert sich der Einheimische zuweilen mit wohligem Lächeln an die „Gasbahn“ von anno dazumal, zu deren Gedenken man ein Abbild ihrer Wagen im Museum aufbewahrt. So mancher hat geholfen, einen solchen Wagen schieben, wenn ihn auf den Steigungen der Landstraße

zwischen Hirschberg und Warmbrunn die Kraft verließ. Und verständnisvoll wird man auch den papiernen Kreuzer aus alten Tagen betrachten.

Von Hirschbergs Gebäuden reicht wohl die katholische Kirche am weitesten in die Vorzeit zurück; wenigstens soll sie im Jahre der Stadtwerdung ihren Anfang genommen haben. Sie steht auf dem höchsten Punkte der Stadt. Freilich kann man an ihr trotz ihrer Gotik nicht viel Baugeschichte lernen. Die Außenwände weisen guterhaltene Grabmäler auf. Im Innern wird man von der schrecklichen neuen Bemalung geradezu abgestoßen. Mehr Freude bereiten die Schnitzereien und eingelegten Arbeiten des Chorgestühles, an denen die Zahl 1609 auftaucht. Von 1524 bis 1629 diente diese Kirche dem protestantischen Kultus. Danach mußte erst der Schwedenkönig Karl XII. den Hirschbergern wieder zu einer protestantischen Kirche verhelfen. Es ist die Gnadenkirche vor der Stadt, in der Bahnhofstraße. Sie hat eine wertvolle Orgel und als besonderes Zierstück eine Lutherbüste Schadows. Bei genauerer Betrachtung fällt auf, wie sehr jedes Fleckchen Raumes hier ausgenutzt worden ist. — Wer den Spuren des Alten in Hirschberg nachgeht, versäume nicht, am Hirschgraben die Reste der alten Stadtmauern aufzusuchen, welche dort in die Wohnstätten einbezogen worden sind.

Schon die besondere landschaftliche Lage Hirschbergs läßt ahnen, daß die Umgebung der Stadt ihre Reize haben muß. Sie sind durch menschliche Tätigkeit an mancher Stelle noch verstärkt worden. Das ist in hohem Maße auf dem Kavalierberg der Fall, welcher im Südwesten der Stadt liegt. Einst hieß er der Galgenberg — bis zum Kriege, den der Alte Fritz noch am Ende seines Lebens führen wollte, um Bayern zu unterstützen. Dieser „Kartoffelkrieg“ — nach deutscher — oder „Zwetschenrummel“ — nach österreichischer liebevoller Bezeichnung — ließ auf dem Galgenberg eine Schanze erstehen; der Galgen verschwand. Nach dem Kriege nahm sich der Stadtdirektor Schönau des öden Platzes an und verwandelte ihn in einen Erholungsort für die Kavaliere der Stadt. Die Höhe trug ein Haus, in welchem die angesehenen Geschlechter ihre geselligen Zusammenkünfte pflegten. An Schönau erinnert noch heute ein Säulenstumpf, den man ihm als Ehrenmal gesetzt hat. Auch seiner Frau gedenkt ein Obelisk, aus Steinen des Gebirges errichtet, den der Gatte an ihrem Lieblingsplatz errichtete. Verständnisvolle Nachwelt hat die Gedenksteine gepflegt. Heute überrascht den Wanderer auf dem Kavalierberg oft frohes Kindertreiben. Eine Stätte jugendlicher Kraftübung, wie man sie allerorten nur wünschen kann, birgt sich unter den alten Bäumen. Dort turnen Hirschbergs

Schüler, und das mag ihnen wohl besser bekommen, als wenn es zwischen vierstöckigen Häusern geschieht.

Der Berg ruht noch heute im Banne seiner Vergangenheit. Schönaus Werk schauen wir heute in der rechten Vollendung, die ihm zu sehen nicht vergönnt sein konnte. An reizvollen Ausblicken auf das Gebirge fehlt es natürlich nicht. Manches mag schon Schönau vorahnend begründet haben; anderes haben spätere Geschlechter ergänzt. So ist die Lücke im Gehölz, durch welche man hinüber zur Schneekoppe schaut, sicher nicht Zufallswerk. Da blinkt im Lenz ein Schneeband herüber, welches die Gestalt des Berges wirksam unterstreicht. An seinem Schwinden kann man den Fortschritt der warmen Jahreszeit beobachten. Im Herbst loht der Berg in der Fülle seiner Farben. Doch auch im Sommer strahlt tiefes Rot durchs satte Grün; dafür sorgt die Kunst des Gärtners. Allerorten aber rührt unaufdringlich die alte Zeit an den Sinn des Wanderers; wäre es auch nur durch die halbrunden steinernen Schrittplatten, die sich wie alles Alte so eigenartig gut der Landschaft anpassen. Den Fuß des Berges schmückt ein neuer Friedhof, der auch den Besuch lohnt. Am Südrand erhebt sich ein Werk neuer Zeit. Dort, wo man den Riesengebirgskamm in seiner ganzen Länge ungehindert überschauen kann, ist eine belehrende Nachbildung des Gebirgszuges geschaffen worden, welche vor allen Dingen der nicht vernachlässigen sollte, welcher die Berge aufsuchen will.

Auch die Höhen des linken Boberufers unterhalb Hirschbergs tragen die Spuren Schönaus und seines Zeitgeschmackes. Dort vereinten sich auf eine seltsame Art altertümelnde Schwärmerei mit der Begeisterung für Friedrich, den Befreier Schlesiens; denn als eine Befreiung haben zum mindesten die Menschen den Übergang Schlesiens in preußischen Besitz aufgefaßt, welche jene Anlagen und Erinnerungszeichen auf den Sattlerhöhen schufen. Da geht man auf einem Nymphensteig an einem Helikon entlang. Eine alte Eiche, 1697 gepflanzt, steht dem Wege nahe. Hoch über dem Bober — sein Rauschen klingt herauf — liegt „Schönaus Ruh". Dann auf einmal erscheint links oben ein griechischer Tempel in schlesischer Landschaft. Fremd in ihrer Gestalt, aber aus deutschem Geist geboren, steht diese Festhalle auf Bergeshöhe. Wie glücklich hat man ihren Platz gewählt: das ganze Hochgebirge liegt vor dem entzückten Auge. Seiner erhaben ruhigen Gipfellinie entspricht die ruhige Gestalt des Tempels ausgezeichnet. Auch dem Unwissenden dämmert eine Ahnung auf, daß dies Haus und diese Landschaft eine Art geistiger Verwandtschaft verbindet. „Friedrich dem Einzigen!" verkündet die

Inschrift über dem Eingang. Dies Erinnerungsmal steht als Zeuge dessen, wie der Gewissenszwang das Schlesierland der habsburgischen Herrschaft entfremdet hatte. Ulrich von Schaffgotsch — irrende Buschprediger — von Haus und Hof getriebene Treue: unerhörtes Elend — die Weltgeschichte war auch hier das Weltgericht. Den Hintergrund des offenen Raumes nimmt ein großer Vierkant ein, eine Art Altar. „Dank sei ihm!" ruft er uns zu. Und als könnte der Gründer der Stätte sich nicht genug tun in Versicherungen der Ehrfurcht und Liebe, so trägt eine längliche Nische der Rückwand den Spruch: „Einst zählt von Friedrichs Jahrhundert der Enkel die goldenen Tage der Menschheit." In der Richtung dieses Weges liegt das Weltende, wo der Bober am Raubschloßfelsen sich in gewaltiger Arbeit sein Bett durch Felsen gegraben hat. Dort kann man den Rückweg zur Stadt durchs Bobertal nehmen und dabei die mächtige Überführung der Bahn bewundern.

Hirschberg ist die Eingangspforte zum Riesengebirge, das erweist der erste Blick auf die Karte. Aber das Gebirge hat eine deutsche und eine böhmische Seite, und es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß Hirschberg wenigstens früher auch als Zugang zur böhmischen Seite diente. Der Österreicher, der vorzeiten, als der Krieg die Menschen noch nicht zu Sklaven der Umständlichkeit gemacht hatte, Rübezahls Reich besuchen wollte, fuhr zunächst einmal ums Gebirge herum und begann sein Werk in Hirschberg. Das wird wohl auch wieder so werden; denn es hat gute Gründe, landschaftliche und solche des Verkehrs.

Die Vorberge, welche zwischen Hirschberg und dem Kamme lagern, sind nicht bedeutend genug, den starken Eindruck des Hauptzuges zu gefährden. Der Unkundige will gewöhnlich nicht glauben, daß die höchste Erhebung des Kammes nur sechzehnhundert Meter über dem Meere liegen, daß der Kamm sich in seiner Gesamtheit durchschnittlich nur tausend Meter über das Tal erheben soll. Nur fünfzehn Kilometer ungefähr trennen Hirschberg von der Firste des Kammes. Wer dorthin sieht, um mit dem Auge die Gipfelhöhen zu ergreifen, der muß mit dem Kopf eine gelinde Beugung rückwärts vollführen. So gering sie ist — sie pflanzt den Eindruck des ungeheuer Großen ins Gehirn.

Ein Landschaftsbild von solcher umfassenden Großartigkeit, wie sie der Blick von Hirschberg zum Kamm bietet, hat die „böhmische" Gebirgsseite eben nicht aufzuweisen, da dorthin die Berge zwischen Quertälern allmählich sinken und den Blick hemmen.

Noch größer aber wird Hirschbergs Reiz, wenn man seine Lage zu den Einzelheiten des Gebirges durchprüft. Die Stadt bildet die Spitze

eines weiten, allseitig gut begrenzten Vorgeländes, zudem an der Stelle, von wo aus der rechte Abstand zur Gewinnung eines Überblickes über das Gesamtbild gerade gegeben ist.

Der höchste Gipfel, die „Koppe“ der Schlesier, liegt genau im Süden Hirschbergs. Zu ihr hin führt, bei Hirschberg beginnend, über Schwarzbach, Stonsdorf und die Annakapelle der alte Koppenpfad der Schlesier. Zu seiner Rechten und zu seiner Linken erstrecken sich fruchtbare Täler, im Sommer im Schmuck gelber Halme, die bis zur Koppe hinauf leuchten, und im Schmuck tiefschattiger Parke, die bei Buchwald und Warmbrunn Berühmtheiten geworden sind. Während aber die Warmbrunner Bucht unmittelbar vor dem Wall des Kammes endet, der über die freie Ebene emporragt, streben in der Schmiedeberger Bucht wellige Hügel einem niederen bewaldeten Rücken entgegen. So bleibt das Landschaftsbild, das man von irgendwelchen Aussichtspunkten in Hirschbergs Nähe genießt, bei aller erwünschten Übersichtlichkeit doch immer reiz- und abwechslungsvoll.

Die schon an und für sich günstige Lage der Stadt ist durch verständig angelegte Verkehrsstrecken durchaus zur beherrschenden gemacht worden. Drei Gebirgsbahnen gehen von ihr aus, die zu den schönsten in Deutschland gehören. Über den Paß von Jakobstal hin erschließt die Grüntaler Strecke den Zugang zum Westflügel des Riesengebirges; ins Herz der Landschaft führen die Strecken nach Schmiedeberg und Krummhübel. Dazu kommen dann noch die Strecken der elektrischen Hirschberger Talbahn, die den Wanderer an den Fuß des Kammes sowie an den alten, schon erwähnten Koppenweg heranbringen.

Um dieser vorzüglichen Lage zum Riesengebirge willen ist Hirschberg jahraus, jahrein von Fremden überlaufen. Hunderttausende sind dort gewesen, haben eine Nacht am Ort geschlafen und sind am nächsten Morgen eiligst abgefahren, den Bergen zu. Viele, die oft und gern im Riesengebirge geweilt haben, wissen von Hirschberg herzlich wenig. Das bedeutet aber für den Wanderer, welcher das Wesen der Landschaft kennenlernen will, einen schwerwiegenden Verlust; denn Hirschberg gehört eben zu dieser Landschaft. Selbstverständlich bietet eine Stadt von solchen Reizen, wie Hirschberg sie aufzuweisen hat, nicht nur dem Wanderer etwas; sie ist auch zu längerem Aufenthalt geeignet, ohne daß man Langeweile befürchten muß. Namentlich ist sie um ihrer guten Verkehrsverbindungen willen das gegebene Standquartier bei Ausflügen ins Gebirge. Der Schlesier dieser Gegend aber, den das Leben irgendwo umgetrieben hat, kehrt gern in späteren Lebensjahren

in Hirschberg ein und geht dort zur Rüste. Andere, die auf gelegentlichen Besuchen den Ort und seine Umgebung kennengelernt haben, tun das gleiche — und so ist denn Hirschberg wohl nächst Görlitz die beliebteste Altersruhestätte Schlesiens geworden.

Das Riesengebirge.

Von Hermann Stehr.

Ihr Berge seid des Landes Geist, das leicht
Zu euren Füßen bunte Wogen schlägt.
Was seiner Täler Sehnsucht nie erreicht,
Das faßt ihr groß zusammen. Schimmernd legt
Ihr an des Himmels blauen Toren nieder
Des Landes Stolz und Traum der Märchenlieder.

Aus sumpf'gen Iserwäldern wogt es auf
Und steigt in immer kühn'rer Felsenflucht,
Bis sich zu jähem Höhensturz der Lauf
Zusammenballt in riesenhafter Wucht.
Die Koppe steht, des Trotzes letztes Ahnen,
Hoch überm Ringen armer Taltitanen.

Es schauen diesem Kampf aus Tiefen zu
Der Teiche unergründlich schwarze Augen.
Sie sind bestellt, das Stürmen und die Ruh'
In ihren rätselhaften Grund zu saugen.
Und wer recht lauscht, hört manchmal tief erschrocken
Das Zauberklingen von versunknen Glocken.

Dann drehen sich im Silbermondenglanz
Die Elfen auf dem weiten Riesenplan,
Und, in dem Haar des Glühwurms Lichterkranz,
Aus sieben Gründen Zwergenzüge nah'n.
Versteinte Orgelbälge fangen an zu pfauchen,
Und Walenlieder hört man traumhaft hauchen.

Verjagt sind lange aus der Niederung
Die Märchen durch der Hämmer Erzgedröhn.
Sie floh'n hierher und weben, immer jung,
Tiefsinn'ger Weisheit zauberhaft Getön.
Und alle, die im Herzen rein geblieben,
Seh'n ihre Schleier um die Felsen stieben.

Aus: Hermann Stehr, Ein Lebensbuch. Gedichte. Berlin, S. Fischer.

Vor dem Riesengebirgswall.

Von Agnes Siebelt.

„Wie schön bist du, Schlesien! Die Perle in meinem Länderbesitz sollst du sein!“ rief König Friedrich II., als er auf einer Besichtigungsreise durch die neue Provinz fuhr. In schwerfälliger Karosse erreichte er, von Liegnitz kommend, die Ketschdorfer Höhe. Von hier aus sah er zum erstenmal das Riesengebirge in seinem ganzen Reize vor sich ausgebreitet.

In der Tat, der große König hatte recht. Schlesien mit seinem Riesengebirge ist ein Juwel. Längst hat man das in den weitesten Kreisen erkannt, und gar viele, die vorher nur die mitteldeutschen Gebirge und die herrliche Alpenwelt kannten, gestehen, daß Mutter Natur auch im Riesengebirge ihre Schönheiten in verschwenderischer Weise ausgestreut hat.

Auf denn zu froher Wanderung durch die schlesische Gebirgswelt!

Es ist ein schöner Frühsommertag. Der Berlin—Görlitz—Breslauer Schnellzug hat die Station Greiffenberg verlassen und saust mit rasender Schnelligkeit an der alten Bergfeste Greiffenstein vorüber. Prachtvolle, weit ausgedehnte Fichtenwaldungen durchschneidend, verschwindet er schließlich in einem Felsenspalt. Kaum aber hat er diesen verlassen, entfährt ein staunendes Ah! den Lippen der Zuginsassen; denn jetzt hat man das überwältigend schöne Aufbaubild des Riesengebirges vor sich. Drüben heben sich die Linien des höchsten Berges, der Schneekoppe, scharf vom tiefblauen Himmel ab. Deutlich sieht man die kleine, vom Reichsgrafen Christoph Leopold Schaffgotsch im Jahre 1665 erbaute Kapelle, das preußische und böhmische Hospiz und die in neuester Zeit errichtete Wetterwarte. In weichen Wellenlinien zieht der Gebirgskamm sich fort bis zur Prinz-Heinrich-Baude, die kühn auf den steilen Abhängen thront, die einen Bergsee, den Großen Teich, umschließen. Kleine und Große Sturmhaube, Hohes Rad recken mächtig ihre Felsmassen in die klare Luft, während die Schneegruben, jene wunderbaren, mächtigen Einschnitte, die durchaus alpinen Gletschercharakter tragen, den Winter festgehalten zu haben scheinen; denn ausgedehnte Schneeflächen glitzern zu uns herüber. Reifträger und Pferdekopf schließen im Westen den Höhenzug ab, und drüben grüßt der Vorposten des Isergebirges, der gewaltige Hochstein.

In lichtes Blau gehüllt, heben sich die Bergkuppen wie gewaltige Recken über das dunkle Tannengrün der Vorberge, das hellere Grün der Matten und Fluren hinaus. Jetzt erblicken wir die Zinnen der Burg-

feste Kynast, die über eine Anzahl reizender, idyllisch gelegener Ortschaften ihr kühnes Haupt erhebt.

Doch ein neues Bild nimmt uns gefangen. Donnernd fährt der Zug über eine Brücke, die den Bober überspannt, um dann, einen weiten Bogen beschreibend, in die alte, einst befestigte Stadt Hirschberg einzufahren. Am Bahnhof herrscht äußerst lebhaftes Treiben. Nach den verschiedensten Richtungen gehen Züge ab, um die Reisenden weiter hinein in die Gebirgswelt zu führen. Demselben Zwecke dienen eine elektrische Bahn, zahllose Gespanne und schnelle Automobile.

Als Kinder der Bergsehnsucht treibt es uns den Höhen zu. Wir vertrauen uns der elektrischen Bahn an, die uns dem Gebirge näher, zunächst in den Badeort Warmbrunn, bringen soll. Nach halbstündiger Fahrt erreichen wir den Warmbrunner Schloßplatz. Hier fesselt uns zunächst das um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts erbaute Schloß des Reichsgrafen Schaffgotsch, ein mächtiger Bau im Barockstil. Dann wenden wir uns den Bädern zu, deren Schwefelquellen bereits im zwölften Jahrhundert als heilkräftig erkannt und benutzt wurden. Einst bestand hier eine Propstei der Zisterzienser von Grüssau. Sie erbauten die schöne katholische Kirche, welche eine Anzahl Gemälde von Michael Willmann enthält. Die einstigen Propsteigebäude bergen heute die reichhaltige Gräflich Schaffgotschsche Majoratsbibliothek, eine der umfangreichsten Privatbüchereien. Sie weist über siebzigtausend Bände auf und eine Fülle wertvoller und seltener Sammlungen auf den verschiedensten Gebieten.

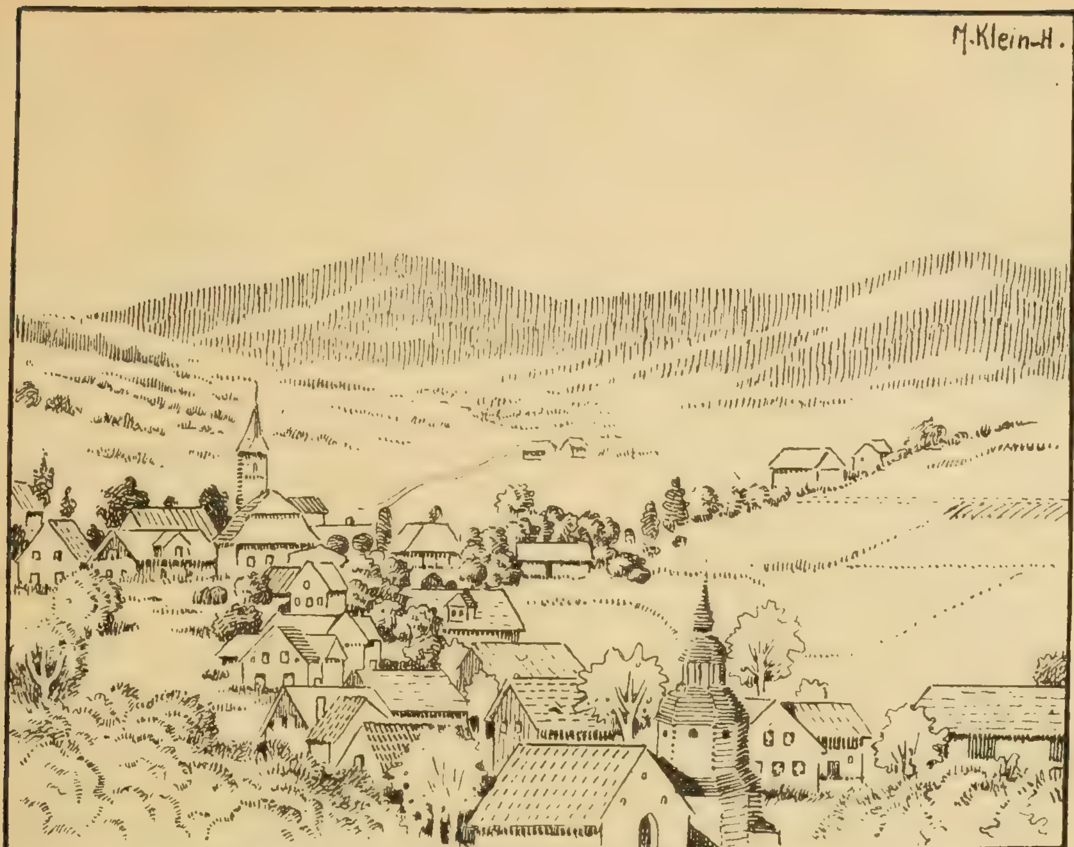
Die alten Klosterräume, den schattigen Klosterhof verlassend, durchwandern wir die prächtigen Alleen des Kurparks und sehen das Kurtheater und das Gesellschaftshaus „Gallerie“, beide nach Entwürfen von Schinkel erbaut.

Doch angesichts der schönen Bergwelt lockt es uns weiter hinein in das Gebirge. Und dann: sollten wir in der Nähe der alten, sagenumwobenen Burg Kynast weilen, ohne den lebhaften Wunsch zu empfinden, sie näher zu beschauen? Nach kaum viertelstündiger Fahrt mit der elektrischen Bahn umfängt uns das liebliche, am Fuße des Kynast gelegene Hermsdorf, die erste und älteste Sommerfrische des Riesengebirges. Wir durchwandern die von freundlichen Landhäusern umsäumten Straßen und stehen am Fuße des Kynast. Nach einstündiger Bergwanderung auf lauschig umwipfelten Pfaden haben wir die Ruinen der alten Burg erreicht, um welche die schillernden Fäden der Sage ihre nimmer vergehenden Ranken gewoben.

Was erzählt aber auch nicht alles der alte Burghof! Dort an der Staupsäule sehen wir im Geiste einen Verurteilten stehen, der freventlich Faustrecht geübt. Drüben das rauchgeschwärzte Gemach, die Küche, erinnert an die Sage vom Wolf, der das Lamm gefressen, wonach einer aus dem Geschlechte der Schaffgotsch, der Burgherren vom Kynast, durch „kaltes Eisen“ sterben sollte. Es geschah zu Regensburg, daß der kaiserliche Oberst Frhr. v. Schaffgotsch, der zu Wallenstein gehalten, im Jahre 1635 enthauptet wurde. Haben wir aber die Mauerkrone des Turmes, in welchen 1675 der Blitz einschlug und die Burg in Asche legte, erstiegen, dann schwinden alle alten, düsteren Geschichten vor dem lachenden sonnigen Bilde, das sich vor uns breitet. Wieder dehnt sich der gewaltige Höhenzug in greifbarer Nähe. Und drunten im Tale welch wechselreiche Bilder! Vor uns Hermsdorf und Warmbrunn, daran anschließend Hirschberg. Im Westen sendet der Industrieort Petersdorf seine Schlote in die Höhe. Vor uns in der Schlucht, am Hermsdorfer Wasser entlang, zieht sich Agnetendorf hin, eine der lieblichsten, vielbesuchten Sommerfrischen. Und über alles hinweg erhebt sich in majestätischem Aufbau der Hochwall. Immer schärfer treten seine Spitzen und Kuppen hervor. Beinahe greifbar erscheinen die Häuser auf dem Koppenplan, die Bauden an den Felsabhängen, die Gruppen von dunklem Knieholzgestrüpp. Die Grate der Schneegruben starren herüber, und der feuchte Glimmerschiefer der Agnetendorfer Schneegrube blitzt gleich Tausenden von Diamanten im Glanze der Abendsonne.

Leichter Morgennebel liegt auf den Fluren, als uns am nächsten Morgen von Hermsdorf aus die Zackentalbahn nach Schreiberhau führen soll. Die Fahrt selbst wird ein Hochgenuß durch die reizvoll wechselnden Landschaftsbilder, die sie uns zeigt. Nachdem der Zug den mächtigen Damm hinter Petersdorf erklommen, fährt er eine weite Strecke an wundervollem Berggelände entlang, um dann in scharfer Biegung sich nach rechts zu wenden und mit Volldampf den Nebelberg zu nehmen. Jetzt ... ein Pfiff — und hinein geht's in den Tunnel am Moltkefelsen. Die Bahn hat ihre höchste Steigung erreicht. Wenige Sekunden nur umfängt uns Dunkelheit, dann blendet uns Lichtschimmer. Alles eilt an die Fenster: ein überwältigender Anblick bietet sich uns.

Die Sonne hat den Nebelschleier durchbrochen, und in ihrer nächsten Nähe zeigen sich in ihrer machtvollen Schönheit die Schneegruben und die Grate des Pferdekopfes. Wir sind noch völlig vom Reize dieses Bildes gefesselt, als der Zug hält.



Nieder-Schreiberhau im Riesengebirge.

Schreiberhau mit seinen zahllosen Häuschen ist ein großes, in die Berge verstreutes Dorf von vierstündiger Ausdehnung, mit wundervoller näherer Umgebung. Eine der schönsten Stätten ist das waldumschlossene Tal, das die Josephinenhütte birgt, jene Glashütte, die durch ihre vorzüglichen Erzeugnisse Schreiberhau berühmt gemacht bis jenseits des Ozeans. Von diesem lauschigen Waldtale aus ist es nicht weit zum Zackenfall, einem der schönsten Wasserfälle Deutschlands. Ein Gang durch die Klamm, zwischen gigantisch aufgetürmten Felsen, auf schwanker Brücke, bis zu jenem Kessel, in den sich der Zacken aus sechsundzwanzig Meter Höhe hinabstürzt, hinterläßt einen tiefen Eindruck. Ein zweiter Wasserfall, von der Kochel gebildet, liegt eine Stunde taleinwärts in dämmerndem Waldzauber. Er ist minder großartig, erfreut aber durch die Lieblichkeit seiner Umgebung.

Und nun zum Hochstein empor! Kenner stellen die Aussicht, die man von hier genießt, derjenigen von der Schneekoppe gleich. Zu Füßen ruht malerisch das schöne, langgestreckte und weitverstreute Schreiberhau. Drüben ragen die Felsmassen des Hochgebirges in den Äther. Östlich

dehnen sich weite Fluren mit den Städten und Dörfern des Hirschberger Tales. Dazwischen drängen sich die Höhenzüge und Kuppen der Vorberge. Im Nordwesten grüßen der Jeschken bei Reichenberg in Böhmen, die Landeskrone bei Görlitz, die Mauerkrone der Bergfeste Greiffenstein. Westlich dehnt sich, eine Schlucht bildend, in weichen Linien das Isergebirge. In weiter Ferne, wie in weiße Schleier gehüllt, erblicken wir das stolze Kurhaus und die am Bergrücken hingestreuten Häuser des Badeortes Flinsberg, der Perle des Isergebirges.

Die Josephinenhütte in Schreiberhau.

Von Fedor Sommer.

Bernhard Franke trieb's zur Josephinenhütte hinauf. Sie war in seinem Gefühl der Mutterschoß alles Bedeutsamen für seine Waldheimat.

Die Kinder schliefen noch, als er durch die Haustür in den frischen Morgen hinaustrat, mit ausgerecktem Arm den Lärm der Klingel hemmend.

Wie etwas ganz Neues schaute ihn nach langer Trennung an, was er ringsum erblickte, und doch war's ihm seit den frühesten Kindertagen vertraut: der schmale Steg über den rauschenden Bergfluß, jenseits, auf dem dreieckigen Wiesengrunde, die vier, fünf Glasmacherhäuschen mit ihrem schwarz-weißen Fachwerk und den silbrigen Schindeldächern, zwischen ihnen die Glasschleife mit ihren drei Wänden aus blinden Fensterscheiben, durch die man das Haus durch und durch sehen konnte, und an der vierten, massiven Seite das große Treibrad, über das der kühle Wasserstrom hinwegschäumte, es rastlos fleißig umdrehend.

In die breite Landstraße bog er nun ein, von der er als Junge staunend gehört hatte, sie ginge „bis ins Böhmsche". Schon sechzehn Jahre war er alt gewesen, ehe ihm zum ersten Male seine rüstigen Beine den Beweis lieferten, wie wenig Überwältigendes die Entfernung „bis ins Böhmische" tatsächlich habe: bequem und mit sanftem Anstiege hatte er die Grenze in knapp zwei Stunden erreicht. Aber die Waldkämme nach dem Nachbarlande hin bedeuteten fortdauernd eine solche Verkehrsschranke, daß der Redensart, „ins Böhmsche" führe die große Straße, noch für den gereiften Mann etwas Geheimnisreiches anhaftete.

An ihr entlang aber gab's auch diesseits der Grenze noch manches, dem aus den Kinderjahren her Wunderhaftes genug eigen war, so die große Felsbruchstelle am Schenkenstein und der breite Platz vor

„Königs Hotel“, wo das Mariental durch allerhand Kaufläden und massive Häuser ganz städtisch erschien.

Es war noch recht still hier in dieser frühen Morgenstunde. Später, das wußte Bernhard Franke, würde sich gerade auf diesem baumumschatteten Platze das bescheidene Verkehrsleben des Marientals wie in einem Brennpunkte sammeln. Und mehr noch in einigen Wochen, wenn die Schulferien draußen im Lande begannen.

Dann zog mancher staubbedeckte Wanderer mit dem Ränzchen auf dem Rücken unternehmungslustig auf der großen Straße und über den Platz bergwärts oder hinkte fußwund zu Tale. Und Kutschwagen klommen die steile Straße herauf, oft zwei und drei hintereinander, die Gebirgsreisende bis in „Königs Hotel“ brachten. Manchmal blieben solche Naturschwärmer auch hier, tage-, ja wochenlang, in Königs Hotel oder in den einfacheren Gasthäusern drunten am Eingang ins Mariental. Auch wohl in diesem und jenem Privathause, das ein Stübchen leer oder halb benutzt stehen hatte.

„Sommerfrischler“ nannten sich diese Naturkneiper selbst. Es war noch nicht lange her, seit Bernhard dieses sonderbare Wort zum ersten Male gehört hatte. Und er erinnerte sich jetzt, behaglich lächelnd, des Vergnügens, das es ihm bereitete. Diesen und jenen solcher Großstadtflüchtlinge hatte er auch sagen hören, dieses Wald- und Glasmacherdorf eigne sich zu einer Sommerfrische „größten Stils“ wie kein anderer Ort entlang dem ganzen Gebirge. Aber Gedanken darüber, ob das wohl zu wünschen sei und welche Folgen das für den Ort haben könne, wie sie gestern im Niederdorfkretscham so leidenschaftlich erörtert wurden, hatte er sich noch nicht gemacht.

Sein ganzes Sinnen und Trachten gehörte ja seiner Kunst, dem Glase und dessen Veredelung.

„Gefallen kann's den Fremden schon bei uns!“ mußte er denken, wie er jetzt über den Platz hinweggeschritten und auf der langsam ansteigenden Straße weitergewandert war. Sein Blick konnte von ihr aus frei über die Matten des Marientals, den rauschenden Fluß und über die an ihm entlang geduckten Häuserchen hingleiten.

Wie lag das alles so friedlich und geborgen in der Umschlingung dunkler Tannengehege! Dicht und geschlossen bestanden sie einen Felsrücken, der in einem Halbkreise, schnell ansteigend, das Mariental umwallte. Mühevoll hatte ihn der Fluß am unteren Ende vor grauen Zeiten durchsägt. Mit ihm fand nun auch die weiße Straße einen Ausweg aus dem grünen Bergkessel.

Und über Tal, Dorf, Fluß und Tannenwald emporgereckt, die majestätische Hochgebirgswand!

Bernhard Frankes Künstlerauge war immer mit Genuß dem schönen Zuge dieser Kammlinie gefolgt. Heut' aber, nachdem er Jahr und Tag in einem Lande ganz anderer Formengebung umhermarschiert war, genoß er den harmonischen Schwung dieser Linien erst mit Bewußtsein. Er sah erst jetzt, wie gleichsam in beabsichtigter Kompositionssicherheit von Westen her ein langer, flacher Waldrücken gleich einer geruhsam heranrollenden Welle zum vierkantigen Steilgestade des „Reifträgers" emporleckte, das zwei wettertrutzige Granitfelsen, die „Pferdeköpfe", gleich ungeheuren Leuchttürmen überragten. Lichtgrün brandete am Fuße des Reifträgers diese Waldflut im großen Wiesenplane der Alten schlesischen Baude. Ostwärts von dem talbeherrschenden Bergknoten aber sah Franke diese Bergwelle in drei runden Kuppen sich machtvoll aufbäumen, dann zum Wellentale eines tief eingeschnittenen Joches abfallen, um jenseits desselben in drei spitzen Hörnern immer höher und höher emporzulecken bis zum großzügig umrissenen Firstkegel der ganzen meilenlangen Gebirgsfront. Nahe ihrer Mitte leuchtete aus den tiefen Nischen der düsteren „Gruben" weiß und blendend der vorwinterliche Schnee weit, weit ins Land hinaus und schuf so für das farbensprühende Naturgemälde einen gebieterischen Beleuchtungsmittelpunkt.

Nur schwer konnte sich Bernhard Franke von ihm losreißen. Aber beim Weiterschreiten auf der Bergstraße umhüllten das Bild nun rechts und links hohe Tannengehege. Zwischen ihren Stämmen sah er immer wieder den weißen Gischt des Flusses zu seiner Linken aufschäumen, wie er so still nachgenießend sich der Hütte stetig näherte.

Da riß ihn eine näselnde Stimme aus seinem Sinnen.

„Schön'n guden Morgen och, Herr Franke!" hörte er sich in dem langsamen Tonfalle begrüßen, den der Schlesier mit „mährig" bezeichnet, und als er überrascht zur Seite blickte, sah er auf einem Meilensteine unter den Tannen ein dürftiges Männchen sitzen, das dort mit Geldzählen beschäftigt war.

Bernhard Franke erwiderte den Gruß gedehnt, setzte aber schnell erkennend hinzu: „Ach, Täuber-Benjamin, Ihr seid's?"

„Nu ja, ich bien's!" erwiderte, freundlich grinsend, der andere, dessen hageres, vogelartiges Gesicht schwer erkennen ließ, ob er die Sechzig schon überschritten habe. „A su lange sein Se doch nich weg gewest, Herr Franke, daß Se und Se werd'n a Täuber-Schneider nich mehr derkennen!"

„Daran liegt's nicht! Aber an Eurer schnurrigen Uniform."

„Ach so!" schmunzelte der Alte. „Ja, sehn Se, die hatte ich no nich, do Sie und wurden mobil gemacht."

Und mit stolzer Genugtuung strich er an dem dunklen Stoffrackel hinunter, das mit einer knallroten Bordenumsäumung prahlte. Auf den beiden Spitzen des joppenartig geschnittenen Umlegekragens prangten ein Paar Schaftstiefelnachahmungen aus blank geputztem Messing.

„Die Uniform hat mer nämlich 's Schustermittel angeschafft, Herr Franke, das heeßt, se han mer's Zeug gekauft — 's kostet zwee Taler! Gemacht hab ich mer die Uneform natürlich alleene. Ich bien doch ebenst nu der Kassenbote fer's Schustermittel, verstehn Se? Und damit, daß ich und ich hab nich erschte Schwierigkeeten, wenn ich eikassieren kumme, vermeintswegen, wenn die Herrn Meester und han bei'm Begräbnisse de Leiche getragen — 's Schustermittel werd jetzt am meesten genummen zum Leichentragen! — sehn Se, derholben ha ich mer die Uneform gemacht. Do kennt mich doch a jed's!"

Bernhard Franke hatte Mühe, ernst zu bleiben. Das sah der humorvollen Laune des „ehrsamen Schustermittels" ähnlich! Die „Pechhengste" (wie sie wenig schmeichelhaft der Volksmund benannte) hatten sich von jeher durch derartige Schnoken ausgezeichnet.

„Und itzund geh ich nauf in die Josephinenhütte!" schwatzte der Alte weiter. „Dort hab ich itzund auch a hibsches Pöstel. Dorte bien ich kunzessionierter Fremdenführer. Das bien ich aber nu erschta vor kurzem wur'n, Herr Franke."

„So, so?" sagte Franke verwundert, während sie beide weitergingen.

„Nu ja! A solchter Posten wurde itzund schunt notwendig." (Der Alte rutschte immer mehr aus den Höhen seines erzwungenen Kassierer- und Fremdenführer-Hochdeutsches in die Niederungen des heimischen Dialektes herunter.) „'s kumma doch eemol itze zu viel neuschierige Leute ei de Hütte zugucken, funzemol itze a su im Juli und Auguste. Und do hot's Ihn welche drunder, die froin (fragen) da Glasbläsern reene Löcher ei a Leib, doaß die und se könn'n gar nich ord'ntlich Obacht gaben, könn'n se. Au gefährlich wurd' die Geschichte no: die neuschieriga Racker, woas de besunders und sein a su die Weibsleute, die trata a su nonde (nahe) an de Glasbläserbühne hien, doaß se lechte und könn'n amol ees mit anner Pfeife abkriega. Wie lechte könnde sich do amol ees de Nase verbrenn'n oder ju goar de Klunkarn (Kleider) danzünda! Is ni a su, Herr Franke?"

Franke nickte zustimmend.

„Nu sahn Se, und destohalba soite der Herr Drekter letzt amol zu mer: ‚Benjamin,‘ soit ha, ‚Ihr könnt kunzessionierter Fremdenführer an der Hütte werden. Wir werden eine Parriere vor den Ofen baun, über die darf keiner mehr weg, und Ihr könnt dann den Leuten den ganzen Zimt erklären. Ihr versteht's ja a su gutt wie ich selber, was de und werd da gemacht.‘

‚Nu, wenn au das ni grade, Herr Drekter,‘ soite ich, ‚aber a Brinkel Bescheed weeß ich schunt. Und ich könnt's da fremda Leuta schunt a su ausnanderſetza, doaß se und werden sich an 'n Versch draus machen könn'n.“

‚Na, da is ja gut, Benjamin,‘ soite der Herr Drekter und lachte. ‚Ober eins mache ich mir aus: Ihr müßt immer Eure schöne Uneform mit den beiden blanken Messingstiefeln anziehn, wenn Ihr in der Hütte Dienst tut.‘

‚Nu, wenn's wetter nischte ni is,“ soite ich, ‚und wenn die Schustermeester —‘

‚Mit denen werde ich's selber ausmachen!‘ soite ha und hoat's au mit'n eis reene brucht. Und seit der Zeit gieh ich halt' olle Tage ei de Hütte nuff, a su im a Mittig rim; denn do kumma a su die meesta Fremda vom Geberge runder.“

Bernhard Franke war das Lachen wieder sehr nahe. Andererseits tat ihm doch der halbkindische Alte leid, der nun so ständig als wohlfeiles Spottobjekt der ganzen Gemeinde umherlief in seinem rotbordierten Frackel mit den Stiefelornamenten am Kragen. — —

Die Straße machte an der Stelle, zu der die beiden nun gekommen waren, eine Biegung nach links und übersetzte auf einer steinernen Brücke den Fluß. Im Ausblick auf einen großen, kreisförmigen, von hochstämmigem Walde umschlossenen Platz befreite sich Bernhard Franke von seinem geschwätzigen Begleiter. Es lag ihm daran, jetzt allein zu sein; denn dieser erste Anblick des Hüttenplatzes und der Hütte selbst war ihm immer bestrickend gewesen.

Und nun gar erst heut'!

Wie einen alten, lieben Freund begrüßte er den runden, offenen Platz zwischen Berghang und Flußlauf, auf dem in kubischen Haufen riesige Mengen Stockholz aufgespeichert standen. Mit besonderer Kunstfertigkeit hatten geschickte Hände die sparrigen, eigensinnig auseinanderstrebenden Spreißen und Splitter ausgerodeter und in viele Teile zerspaltener Wurzelstöcke so aufgeschichtet, daß die Holzhaufen doch leid-

lich ebene Flächen gegeneinander kehrten. Dem kienreichen Holze entquoll ein würziger Harzduft und jener belebende Holzgeruch, der Gebirgshäuser so warm und wohnlich macht gegenüber kalten und regungslosen Steinbauten.

Bernhard Franke sog ihn mit Behagen ein. Er hatte ihm so sehr gefehlt draußen im Felde, in den waldleeren Wannen der Isle de France und besonders in den langen Wochen des Vorpostendienstes in der Montretout-Schanze. Wie eine Sehnsucht nach etwas recht Liebem war das Verlangen nach einem Atemzuge dieses lebendigen Duftes in ihm gewachsen, je näher er den heimatlichen Wäldern kam. Nur nicht bewußt war er sich dessen gewesen. Jetzt kam's wie eine Erkenntnis über ihn, daß er heimwehkrank gewesen war nach diesem Brodem des Waldgrundes und nach diesem Atem der Nährkraft des Hüttenbetriebes.

Und die lag ja wirklich da vor ihm, in diesen wunderlich-krausen Holzstößen.

Bernhard Franke kannte die Geschichte seines Heimatdorfes genau. Eine altehrwürdige Geschichte. Er wußte, daß schon seit sechshundert Jahren die Glasmacherei der Pulsschlag des Lebens in der entlegenen Waldgemeinde gewesen war. Rücksichtslos hatte sich dies Leben immer vom nächstgelegenen Walde genährt. Weit drunten im Orte, der Kirche nicht fern, fraß die erste Hüttenanlage den Wald ringsum auf. „Hüttenort" hieß noch heut' dieser Dorfteil, seine, Bernhards, eigentliche Geburts- und Heimatstätte. Selten vergegenwärtigte sich noch jemand den Sinn dieses Namens; denn Namen sind beharrlicher und zählebiger als das Andenken von Tatsachen. Dann war die Hütte dem hochstämmigen Walde nachgewandert, dorfaufwärts, schon fünf-, sechsmal. Seit drei Jahrzehnten erst stand sie hier in diesem Waldkessel, an dem rauschenden Flusse, der mit so goldigem Lichte aufblitzte, wenn die Sonnenlichter durch die Lücken des dichten Blätterdaches über ihm auf seinen Kiesel- und Felsgrund hinabtauchten.

Holz und Quarzgestein lockten den Menschen einst mit Axt und Feuer in diese tiefen Schluchten, daß er die steilen Felshänge emporklomm, um sie abzusprengen und drunten im Tale zum kristallklaren Glase zu verschmelzen. Und fadendünne Adern blinkend eingesprengten Goldes, die der Meißel in dem gangreichen Gestein bloßlegte, hatten mit ihrem sagenerhöhten Schimmer bis ins ferne Italien gegleißt und abenteuerliche Gestalten ins Waldland gezogen. Wohl vergeblich luchsten und klopften sie an den Felsen herum; aber sie statteten doch der Gegend einen Dank ab: wer weiß, ob nicht ein erfahrener Glasbläser des Dogen-

staates an der Adria unter ihnen gewesen, der von der geheimnisvollen Kunst venetianischer Glasbereitung auch eine Probe zur Nacheiferung in der entlegenen Hütte des Ostlandes zurückgelassen! Von Jugend an betrieb Bernhard Franke den Sport, den dunklen Spuren dieser welschen Männer, der „Walen“, nachzugehen, ihren wunderlich-geheimnisvollen Weg- und Schatzzeichen an den Felsen der „Abendburg“ und ihrem unverlöschlichen Andenken in den Erzählungen der Alten aus dem Weißbachtal, dem Hüttenort und in den Hollmannhäusern. Noch heut mahnt ja die Redensart von den „reisenden Vengtinern“, die in aller Munde war, an jene verschollenen Venediger.

Ans Größte, was die besten Glaskünstler der Lagunenstadt einst geleistet, hatte — auch dessen war sich Bernhard Franke stets bewußt — der Mann angeknüpft, dem sein Besuch in dieser Morgenstunde galt. Er war auch der Schöpfer dieser jüngsten Hüttenanlage, die ihr Besitzer, der Reichsgraf, zu dessen Herrschaft die ganze Nordflucht des Gebirges und sein Vorland gehörten, nach seiner Gemahlin „Josephinenhütte“ getauft hatte.

Sie reckte nun vor Bernhard Frankes strahlenden Blicken neben dem Stockholzplatze ihr wetterschwarzes Gebäude zum lichten Sommerhimmel empor.

Trutzig aus Granit gefügte fensterlose Wände trugen ein hohes, spitzes Schindeldach, über dessen Firstlinie jederseits eine zweite, viel kleinere Nachbildung dieses Daches schwungvoll auf Stützbalken schwebte. Aus den Lücken, die so zwischen dem Mutterdache und den Töchterdächern klafften, quoll ein wunderzarter, blauer Holzfeuerrauch empor, wie der Winterhauch aus einer ruhevollen Brust. Und eine ähnliche, aber dichtere und geschlossenere Rauchsäule entstieg dem hochaufragenden Schornsteine. Die Rücksicht auf große Sturmsicherheit hatte ihm eine malerisch abgestufte Gliederung verliehen, so daß er einem riesigen, auseinandergezogenen Fernrohr nicht unähnlich sah. Alles aber, Schornstein, Dach, Wände, auch das zierliche Uhrglockentürmchen über der Tür der Vorderfront, auch das nahegelegene Nebengebäude, in dem eine Bandsäge mit schrillem Ton Stämme und Wurzelstöcke paßlich zerschnitt, alles war durch Rauch und Luft, Wind und Wasser in ein dunkelglänzend Farbengewand gekleidet, in dem etwas von dem warmsilbrigen Tone eines aufpolierten Graphitüberzuges glänzte.

Bernhard Franke sog dies Bild, das vertrauteste seines dem Glase gewidmeten Denkens und Fühlens, mit wiedergeborener Genußfreude ein. Mit stillem Künstlerjauchzen aber sah er, wie der frische, grüne,

starkstämmige, wipfelreiche Hochwald das alles in seinen weichen, schützenden und schmückenden Mantel schlug.

Gern hätte er diese Wiedersehensfreude lange still für sich genossen. Aber es kam zunächst nicht dazu; denn eben brachte der „kunzessionierte“ Benjamin einen Trupp Fremder auf das Hauptportal der Hütte zu geführt. Voll Neugierde, was der Rotbordierte da wohl zusammenquasseln werde, folgte ihm Franke mit den Fremden in den dunklen Hüttenraum, wo sich diese an der Holzschranke gegenüber dem Glasofen zusammendrängten.

„Sehen Sie, wohlgeborene Herrschaften,“ begann Täuber-Benjamin mit achtungsvoll gedämpfter Stimme seinen mühsam auswendig gelernten Vortrag, „das ist nu der Glasofen. Der da brennt itzund, und der da (er machte auf der Sohle kehrt) wird gerade ausgebessert und mit neuer Chamotte ausgesetzt. Der Ofen hier hat zwanzig „Gefäße“ rundrum. In dem Gefäße, da steckt Ihnen die glühnige Masse, die ma Fritte genennen tut. Und heeß gemacht wird die in der Nacht und von unten her, verstehn Se? So aus der Mitte vo dam Ofen, wo das viele Stockholz von draußen zu Gas verbrennt, möcht' ma sprechen. Und sehn Se, da stehn nu die Glasmacher vor da glühnigen Löchern, immer zu zween vor eenem Loche. Aber se sein durch Schirmmauern vonander getrennt. Das Gestehe in der rasnigen Hitze macht etwan Durscht, sag ich Sie! Und da schöpfen se mit ihren langen Pfeifen immer a Brinkel von der glühnigen Masse ein, und dernochert, da blasen se's a su auf, wie Se's eben sehn tun, meine Herrschaften, zu sitten (solchen) großen und kleenen Glaskugeln. Und wer nu vermeintswegen 'ne Vase oder so was schön Geformtes machen will, der steckt halt die Kugel noch amal ins Feuer, daß se und wird wieder glühnig. Und dann, sehn Se, wohlgeborne Herrschaften, da kommt eener von den böhmschen Jungen und stellt sich vor die Rüstung hin — a so genennt ma den Stand vo da Glasmachern. — Und sehn Se, der Junge dorte tunkt 'ne Holzform, die is inwendig hohl, ins Wasser und stellt se dann vor die Rüstung auf die blanke Erde. Un der Glasmacher, sehn Se, steckt die Kugel in die Form und bläst auf beede Backen, so viel a kann und dreht die Pfeife rasnig schnell dabei. Der Junge aber drückt fest auf die Form, wenn se auch gleich zu brennen anfängt. Und nu wer'n Se sehn, wenn a aufkloppt, is de Vase fertig. Sehn Se, daß ich recht hab, sehn Se? Sehn Se?“

Und stolz wies er auf den vordersten der vierzig Glasmacher, der tatsächlich eben am Ende seiner Pfeife eine Vasenform aus dem dampfenden Modell hob.

Die Fremden sahen dem allen teilnahmsvoll zu. Einige belächelten die komische Art des „kunzessionierten Hüttenführers“, und auch über die grell beleuchteten Gesichter der Glasmacher huschte oft ein lustig-ironisches Grinsen.

Mit Bernhard Franke aber tauschten sie schnell ein vertrautes Grußnicken; denn er kannte sie alle. Viele unter ihnen waren seine Schulkameraden gewesen. Manchen Graubärtigen hatte er schon als Knabe auf der Rüstung da droben schwitzen sehen. Und auch den jungen Nachwuchs kannte er wohl, der da mit den Alten in Geschwindigkeit und Kunstfertigkeit wetteiferte.

Bernhard Franke waren die Mühsale dieser Tätigkeit vor dem offenen Feuerschlunde früher als etwas ganz Selbstverständliches erschienen. Heut', da er alles in der Heimat mit andern Augen ansah, erschien ihm das Los dieser Männer, die in solcher Lage alle Tage sechs bis acht Stunden ununterbrochen und fieberhaft tätig sein mußten, plötzlich unsagbar schwer. Das zwecklose und neugierige Gaffen der Fremden widerte ihn darum an, ebenso die Erläuterungen des albernen alten Mannes. Er umschritt die Schranke (was ihm gestattet war) und trat an die andere Seite des Ofens, auch hier die Glasmacher stumm begrüßend.

Nun erst konnte er genießen, wonach er sich in mancher einsamen Feldwachennacht gesehnt: die Poesie dieser rührigen Arbeitsstätte.

Schon als Knabe hatte er für sie ein dunkles Empfinden gehabt. Später ergötzte er sich oft bewußt, wie heute, an dem Leben und den Farben dieses hohen, weiten Raumes.

Bläuliche Dunkelheit erfüllte ihn; denn die zwanzig Glutstrahlen des Frittofens vermochten weder die Tiefe noch die Höhe des fensterarmen Raumes zu durchdringen; noch weniger gelang das den schwächeren Holzfeuern in den „Kühlöfen“ der Seitenwände. Sie vergrößerten vielmehr die Dunkelheit noch durch den leichten, blauen Dampf, der ihren Öffnungen entströmte und erst droben in den breiten Dachluken einen Ausgang fand. Der Rauch hatte die Wände und alles Balkenwerk kohlschwarz gebeizt, und auf diesem sammetfarbenen und -weichen Hintergrunde schwebten nun die glühenden Glasgebilde an der Spitze der Pfeifen wie riesige Glühwürmer hin und her, wenn die Bläser ihre Werkzeuge in hohem Bogen über ihren Köpfen schwangen.

Bernhard Franke konnte nicht müde werden, diesem Funkenspiel zuzuschauen, dem er eben nur das lautlose Umherschweben der Johanniswürmchen im lauwarmen, nächtlichen Sommerwalde zu vergleichen

wußte. Die Gestalten der Glasmacher, wie sie da, nur mit Hemd und Hose bekleidet, vor den Weißglutschlünden standen, mit höllenartigem Glaste übergossen, weckten ihm immer die Erinnerung an gruselige Fabelgeschichten, an denen er sich als Knabe berauschte, wenn er zu einem Lichtenabende mitgenommen wurde. Spuk- und Gespenstermären bildeten dort ja die Hauptunterhaltung. Kobolde und Wichtelmännchen gingen in diesen Lichtenabendmären um, den flinken böhmischen Abträgerjungen gleichend, die die fertig geblasenen Glasgefäße da vor ihm auf langen eisernen Haken in die Kühlöfen beförderten. Versonnen der Kindheit gedenkend, schaute er so in das mystische Treiben vor sich hinein, bis ihn plötzlich ein halblauter Gruß aus seinem wachen Träumen riß.

Einer der Glasbläser, der zu kurzer Rast von der Rüstung herabgestiegen war, hieß ihn vertraut-freundschaftlich in der Heimat willkommen. Auch Bernhard Franke freute sich des Wiedersehens mit diesem Schulkameraden und fragte nach seinem Ergehen.

„'s geht mer schlecht, Bernhard, recht schlecht!" antwortete der andere traurig. Er hieß Heinrich Böhmelt.

„Nicht doch! Wo fehlt's denn?"

„'s sind die Augen! Wird wohl der Star werden, wie's bei uns so Mode is!"

„Mach' nicht Geschichten, Heinrich! Seit wann klagst du denn?"

„Schon gleich, nachdem Ihr ausgerückt wart, mußte ich zum Augendokter in die Stadt. Der machte ein bedenkliches Gesicht. ‚Am besten wär's', sagte er, ‚Sie gäben Ihre Beschäftigung ganz auf. Vor dem glühenden Ofen wird's überhaupt nicht mehr besser.' Na, der hat gut reden! Was soll ich denn anders anfangen? Und ich kann doch nich mit Weib und Kindern betteln gehn!"

„Ja, ja!" sagte Franke nickend. „Es fehlt eben an einer Ruhestandskasse für die Hüttenarbeiter."

„Freilich fehlt's an so was. Und wer soll nu unsereinem zu Hilfe kommen?"

Der Glasmacher rückte an seiner dunklen Schutzbrille, als sei ihm was in die Augen geflogen.

„Seitdem ist's aber noch schlimmer geworden," fuhr er dann müde fort. „Der Direkter hat wieder 'ne neue Opalmischung erfunden, so 'ne goldgelbe. Sie ist sehr schön, aber im Ofen schrecklich grell und brennt fürchterlich in die Augen bei der Arbeit."

„Eine neue Mischung?“ fragte Bernhard Franke, und es war seiner Stimme anzuhören, wie sehr ihn diese Neuigkeit erregte. Er war ja schon mehrfach Zeuge neuer Erfindungen dieses genialen Glaskünstlers gewesen. Und jedesmal, wenn der Direktor eine längst vergessene Herstellungsweise von Kunstglas wieder aufleben ließ oder eine neue Glaszusammensetzung mit nie gesehenem Farbenfeuer ersann, hatte der Hüttenbetrieb einen neuen Aufschwung genommen.

Immer war's für Bernhard Franke darum eine reine Freude gewesen, von solchen Neuerfindungen zu hören.

Heut' aber nicht!

Sah er doch nun an einem ganz bestimmten Beispiele, wie der Aufschwung des Ganzen über Gesundheit und Glück des einzelnen gefühllos hinwegging.

Und dieser einzelne stand ihm nahe und war ein sorgenbelasteter, guter Familienvater. — — — —

Noch befangen in solchen Gedanken, überschritt er die breite Holzbrücke, die vom Hüttenplatze zu den Wohngebäuden der Direktoren hinüberleitete.

An ihr Geländer gelehnt, blieb er eine Weile stehen; denn auch diese Stelle bedeutete für ihn ein ersehntes Wiedersehen. Wo gab's noch so goldbraun glänzenden Bachgrund wie hier? Konnten Wohnstätten wohl lauschiger umhegt sein als die Häuser da auf dem runden, kiesbestreuten Platze, den der dunkle Hochwald an steil ansteigenden Lehnen mit grüner Mauer umwallte?

Und welch sprechender Gegensatz zwischen den beiden Wohnhäusern der Direktoren!

Der starre Granitbau, der Brücke gerade gegenüber, der zwischen zwei vorspringenden Seitenflügeln einen Balkon wie zwischen geballten Fäusten eingeklemmt hielt, malte er nicht förmlich Streits starren, aufs Bestimmen und Herrschen gestellten Charakter?

Und weiter rechts, inmitten eines Blumengartens, wie ihn Japaner zierlich auf Teller und Schirme malen, das zierliche Haus des zierlichen Herrn Bach!

Einstöckig, ein Blockhaus aus enggefügten Balken, in dunkelbraunem Ölanstrich glänzend, aus kleinen, weißumrahmten Fensterchen über den Garten herüberlugend, lächelte es Bernhard Franke an wie ein freundliches Matronengesicht. Denn sein vierseitig abfallendes, pyramidenförmiges Schindeldach war auf den breitgelagerten Unterbau wie eine silbrige Großmutterhaube gestülpt. Weiß, wie die schimmernden Fenster-

vorhänge, wiegten sich gelassen zu beiden Seiten des Mittelpfades vor der niedrigen Tür Lilien wie auf schlanken Hüften hin und her, das ganze Häuschen in einen Hauch von Reinheit hüllend.

Aus: Fedor Sommer, Die Fremden.
Roman. Dresden, Max Seyfert.

Die deutschen Glashütten im Riesen- und Isergebirge.

Von Dr. Hugo Seydel.

Drei Zeitabschnitte sind bezüglich der Glashütten im Riesen- und Isergebirge zu unterscheiden: ein vorgeschichtlicher bis 1617 und zwei geschichtliche, der eine vor, der andere nach 1842, dem Jahr der Eröffnung des Betriebes der Josephinenhütte in Schreiberhau.

Die erste beglaubigte Kunde über das Vorhandensein von Glashütten im Riesen- und Isergebirge erhalten wir durch drei landesherrlich bestätigte Kaufbriefe aus den Jahren 1366, 1371 und 1372, die sich beziehen auf die „glasehutte in dem Schribirshau, als sie von aldirs gelein hat“. Höchstwahrscheinlich hat diese Glashütte in der Gegend gestanden, die noch jetzt in Schreiberhau die „Hüttstadt“ heißt, an dem Südabhang des zum Hochsteinkamm gehörenden Schwarzenberg. Diese „glasehutte“ hat von „aldirs“ dort „gelein“, also seit alter Zeit dort gelegen. Daraus darf man entnehmen, daß es sich um eine Glashütte gehandelt hat, die schon im dreizehnten Jahrhundert mit Genehmigung des Landesfürsten (des Herzogtums Jauer) errichtet wurde. Im dreizehnten Jahrhundert fand die Hauptbesiedelung Schlesiens durch deutsche Einwanderer, insbesondere aus Franken und Thüringen, statt. Auch unsere Gebirgsgegend ist von dort aus besiedelt worden, und man darf annehmen, daß unter diesen Ansiedlern sich auch in der Glaskunst erfahrene Leute befunden haben.

Die Errichtung von Glashütten vollzog sich in damaliger Zeit so, daß ein Glasmeister in holzreicher Gegend, in der die für die Glasbereitung erforderlichen Mittel — insbesondere reiner Quarz — sich vorfanden, mit Genehmigung der Grundherrschaft eine Glashütte in recht einfachen Formen sich baute. War das in der Nähe stehende Holz verfeuert, so wurde die Hütte abgebrochen und mit Genehmigung des Grundherrn an einem in der Nähe gelegenen, mit Holz gut bestandenen Platze wieder aufgebaut. Der Holzverbrauch einer solchen Glashütte war ein außerordentlich großer: Glas besteht aus einer Verbindung von Kieselsäure (Quarz) und einem Alkali (Kali oder Natron), die in hoher

Wärme geschmolzen werden. Kali wurde gewonnen aus Pottasche, also ausgelaugter Holzasche. Auch dazu war der Holzverbrauch ein großer.

Fachkundige Ansiedler, insbesondere aus Thüringen, werden sich im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die geeigneten Plätze für Errichtung von Glashütten ausgesucht haben, und wenn da ihre Wahl auf das Flußgebiet des Großen und Kleinen Zackens gefallen ist, so ist das sehr erklärlich, denn dort fanden sie, abgesehen von unberührten Waldbeständen, Quarz von großer Reinheit, insbesondere am Nordabhang des Hohen Iserkammes: in der Weißen Steinrücke, dem Weißen Flins.

An verschiedenen Stellen des bezeichneten Gebietes wurden im Laufe der Jahre Reste und Spuren früherer Glashütten aufgefunden; sie zeigten ziemlich übereinstimmend, daß man dort nur verstanden hatte, sogenanntes Waldglas — ein unreines, grünliches Glas — zu erzeugen; nur ein Fund machte eine hochinteressante Ausnahme:

Im Frühjahr 1895 wurde im Quirltal, das sich rechtsseitig des Zackens von Nieder-Petersdorf in der Richtung nach der Bismarckhöhe hinzieht, eine Waldwiese aufgeforstet. Bei tiefem Umgraben des Bodens stieß man auf Reste einer alten Glashütte — Bruchstücke von Tonhäfen und Glasbrocken verschiedenster Art in sehr großer Menge, darunter solcher von zitrinfarbigem feurigem Glas, von stark opalisierendem Beinglas und auf ein größeres Stück mit Kobaltoxyd gefärbtes dunkelblaues Glas, auch auf kleine Bruchstücke eines Kristallglases von hohem Lichtbrechungsvermögen. Das beweist, daß die Leute dieser Glashütte in der Kunst der Glasveredelung bereits sehr erfahren gewesen. Die Frage liegt nahe: Wer waren ihre Lehrmeister? Wir wissen, daß im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die unter dem Namen Walen bekannten Goldsucher aus Venedig unser Riesen- und Isergebirge nach Gold und wertvollen Erzen eifrig durchsucht haben und zwar, wenn man ihren schriftlichen Berichten trauen darf, mit großem Erfolg. Nun wurde bei Querbach am Nordabhang des Kemnitzkammes in alter Zeit der Bergbau auf Kobalt mit Mangan und Arsenikkies betrieben. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert stand bekanntlich in Venedig die Glasmacherkunst in hoher Blüte, insbesondere wurden dort farbige Gläser in leuchtenden blauen Tönen hergestellt. Auch in Deutschland wurden im Mittelalter farbige Gläser, insbesondere solche von herrlicher dunkelblauer Farbe, erzeugt. Die Untersuchungen über die Erzeugungsstätten dieses Glases haben zu der Vermutung geführt, daß sie in entlegenen Hütten Schlesiens oder Sachsens zu suchen seien. Nun, es liegt

nahe, daß unter den italienischen Walen auch erfahrene Glasmacher waren, die die für ihre Betriebe so überaus wertvollen Erzeugnisse des Querbacher Bergwerks gekannt haben und die dann ihre Kenntnis der Verwendung des Kobaltoxyds und anderer Glasveredelungsarten den Glashüttenleuten im Quirltal mitgeteilt haben. Mag dem sein wie ihm wolle, jedenfalls steht soviel fest, daß die Glashütte im Quirltal (sie bestand in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts), die nicht bloß reines Kristallglas durch Entfärben des Glases hergestellt, sondern auch in der Veredelung des Glases durch Erzeugung farbigen Glases es zu einem hohen Können gebracht hat, ein Ruhmesblatt unserer heimischen Glasmacherei im Mittelalter bedeutet. Es fehlt nicht an Hinweisen, daß in der Folgezeit, besonders im sechzehnten Jahrhundert, gutes Glas in den Schreiberhauer Hütten erzeugt wurde. Die eigentliche geschichtliche Zeit der Glaserzeugung im schlesischen Gebirge beginnt aber erst mit dem Jahr 1617.

In diesem Jahre erfolgte die Gründung der Glashütte in Schreiberhau an der Weißbach durch den Glasmeister Christian Benjamin Preusler, der im Alter von siebenundsechzig Jahren aus Sahlenbach in Böhmen mit seiner Familie nach Schreiberhau übersiedelte und von dem Grundherrn Hans Ulrich von Schaffgotsch das erforderliche Gelände als Eigentum erwarb. Die Preuslers sind eine weitverzweigte, berühmte Glasmacherfamilie, die besonders in Böhmen und Schlesien im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert an den verschiedensten Orten Glashütten erbauten.

Christian Benjamin Preusler starb 1620; ihm folgte sein Sohn Hans Preusler. Und so vererbte sich vom Vater auf den Sohn diese Hütte bis zum Jahr 1848, in dem der letzte Besitzer Christian Benjamin Preusler starb. Sein Schwiegersohn Franz Pohl war der Erbauer der Josephinenhütte in Ober-Schreiberhau.

Die Preuslersche Glashütte führte den Namen „Hütte an der Weißbach". Das Museum des Riesengebirgsvereins birgt eine Menge Erinnerungen an die Besitzer dieser Hütte, so ein Hochzeitsglas mit Emaillemalerei aus dem Jahre 1626, Gläser mit dem Preuslerschen Familienwappen, die Familienchronik usw. Die Gläsersammlung unseres Riesengebirgsvereinsmuseums in Hirschberg ist reich an Erzeugnissen dieser Hütte. Im Jahre 1752 mußte der eigentliche Hüttenbetrieb nach Karlsthal, nahe der Iser, verlegt werden, weil der Holzbestand in der näheren Umgebung völlig aufgebraucht war.

Im Jahre 1797 erbaute der damalige Eigentümer der Hütte, Carl

Christian Preusler, etwa vier Kilometer südlich der Karlsthaler Hütte eine Glashütte in Hoffnungthal, die 1821 abbrannte und nach ihrem Wiederaufbau in andere Hände überging. 1868 wurde der Betrieb dort eingestellt. Die Karlsthaler Hütte wurde 1890 vom Grafen Schaffgotsch angekauft. Der Betrieb dort hatte schon vorher aufgehört.

Sonstige Glashütten im Riesen- und Isergebirge haben noch bestanden in Schwarzbach, Flinsberg und bei Antoniwald. Sie sind sämtlich im Isergebirge gelegen. Die Hütte in Schwarzbach wurde 1651 von Martin Scholze, der als Protestant aus Böhmen vertrieben worden war, am Dreßlerberge auf dem zum Kurfürstentum Sachsen gehörigen Gebiet der Herrschaft Gebhardsdorf erbaut. Martin Scholze ist um das Jahr 1670 gestorben. Die Hütte ging über auf einen Glasmeister Christian Preusler, der sie 1681 an den Glasmeister Elias Wolfgang in Antoniwald verkaufte. Der Betrieb derselben muß zeitweise ein recht reger gewesen sein. 1683 sind dort unter anderem Spiegelscheiben, Wein- und Biergläser gefertigt worden. Im achtzehnten Jahrhundert ist der Glashandel, insbesondere mit bunten Glasperlen, von Meffersdorf und Umgegend aus schwunghaft betrieben worden. Die damals auf sächsischem Gebiet stehende Meffersdorfer Kirche gehörte zu den Grenzkirchen, in denen die schlesischen Protestanten des Grenzbezirks vom siebzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in den Zeiten der Religionsbedrückung, ihre kirchliche Versorgung erhielten. Die Meffersdorfer Kirchenbücher ergeben, daß auch die Familie Preusler in Schreiberhau dort Taufen und Trauungen vornehmen ließ. In der Meffersdorfer Kirche hängt ein prachtvoller, zum Teil buntfarbiger Glaskronleuchter, in den eingraviert ist, daß der Glasmeister Johann Christoph Preusler in Schreiberhau ihn geschenkt hat. Johann Christoph Preusler besaß die Hütte von 1668 bis 1706; er war von der katholischen zur evangelischen Konfession übergetreten.

Daß in Flinsberg und bei Antoniwald im siebzehnten Jahrhundert Glashütten bestanden haben, ist außer Zweifel. Zuverlässiges über ihren Betrieb und den Umfang ihrer Tätigkeit hat sich bis jetzt nicht ermitteln lassen.

Unter den Glashütten im Riesen- und Isergebirge war von überragender Bedeutung die in Schreiberhau. Das in ihr und in der Karlsthaler Hütte erzeugte Rohglas wurde in Schreiberhau, Petersdorf, Hermsdorf und Warmbrunn durch Bemalung, Schnitt und Schliff veredelt. Das in der Schreiberhauer Hütte erzeugte Glas bezeichnete ein böhmischer Händler im Jahre 1686 als fein und weiß und von besserer

Güte als das böhmische. In welchem Umfang die „Hütte an der Weißbach" betrieben wurde, ist daraus zu entnehmen, daß die Kirchenbücher in Schreiberhau aus den Jahren 1685 bis 1693 außer zahlreichen Glasmachern, Glasmalern und Glasschleifern vierundzwanzig Glasschneider aufführen, bei einigen dieser Namen unter Beifügung der Worte „der Kunstreiche".

Bezüglich der Glasveredelung ist zu sagen, daß das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert die Veredelung durch Glasschnitt bevorzugte. Ihren Höhepunkt erreichte dieses Kunsthandwerk etwa in der Zeit von 1720 bis 1780. Sein hervorragendster Vertreter war Christian Gottfried Schneider in Warmbrunn (1710—1773). Sein Hauptwerk ist ein herrlicher Glaspokal im Kunstgewerbemuseum zu Berlin. Im letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts wurde das Gravieren (Schneiden) von Gläsern von Meistern und Lehrlingen bereits in einem solchen Umfang ausgeübt, daß Graf Christoph Leopold Schaffgotsch (1623—1703) im Jahre 1685 ein Verbot an die Glasschneider erließ, „ohne expressen Konsens Lehrjungen anzunehmen, zur Vermeidung mehrer Stimplerei" (Stümperei).

Die Erzeugnisse unserer heimischen Glasindustrie wurden auf dem Handelswege im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert über ganz Deutschland und darüber hinaus in Holland, Spanien und Rußland verbreitet.

Hinsichtlich des künstlerischen Rufes, den unsere Glasindustrie sich bereits im siebzehnten Jahrhundert erwarb, beschränken wir uns auf folgende Mitteilungen: Im Jahre 1674 errichtete der Große Kurfürst eine neue Glashütte bei Potsdam, die insbesondere durch die Tätigkeit Johann Kunckels berühmt wurde. Der Große Kurfürst wollte 1682 einen erprobten „Glasemeister und Destillator", Sebastian Berensdorf, aus unserem Gebirge, einen „Untertan" des Grafen Schaffgotsch, in seinen Dienst nehmen und bat in einem Schreiben vom 13. März 1682 den Grafen Schaffgotsch, ihm den Berensdorf nebst Familie „abfolgen zu lassen". Graf Schaffgotsch hat diesem Wunsch entsprochen. In dem Archiv des gräflich Schaffgotsch'schen Kameralamtes wird dieser interessante Briefwechsel verwahrt, und es ist gewiß bemerkenswert, daß der Große Kurfürst in einem eigenhändigen Schreiben sich bemühte, für seine Glashütte einen in den schlesischen Betrieben ausgebildeten Glasmeister zu erhalten.

Noch eine andere Beziehung aus damaliger Zeit besteht zwischen unserer Gegend und der kurfürstlichen Glashütte in Potsdam. Es waren

dort vom Großen Kurfürsten als Glasschneider zwei Personen aus dem schlesischen Gebirge — Martin Winter und Gottfried Spiller — zwei ganz hervorragende Künstler, angestellt. Das Kunstgewerbemuseum in Berlin verwahrt köstliche Werke ihrer Kunst. Diese beiden Männer stammten aus Rabishau und Giehren im Isergebirge und verdankten ihre Ausbildung einer Glashütte ihrer Gebirgsheimat. Einen Bruder dieses Martin Winter, Friedrich Winter geheißen, stellte Graf Schaffgotsch im Jahre 1685 als „Korporal und unterthänigen Glasschneider“ auf dem Kynast an. Auch er war ein ausgezeichneter Künstler. Er arbeitete insbesondere für die gräfliche Familie und stand bei Graf und Gräfin Schaffgotsch in hohem Ansehen. Treffliche Werke dieses Künstlers befinden sich noch jetzt im Besitz des Grafen Schaffgotsch in Warmbrunn.

Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat die Glaserzeugung und Glasveredelung in unserem Gebirge in hoher Blüte gestanden, dann trat allmählich ein Rückgang ein, wohl hauptsächlich infolge der handelspolitischen Maßnahmen Friedrichs des Großen. Auch die Schreiberhau-Karlsthaler Hütte geriet in Zahlungsschwierigkeiten, die im Jahre 1775 beinahe zum Zusammenbruch geführt hätten. Im Jahre 1805 übernahm Christian Benjamin Preusler die Hütte und verwaltete sie trotz mancherlei Schwierigkeiten mit gutem Erfolge bis zum Jahre 1840; dann trat er die Karlsthaler Hütte an seinen Schwiegersohn Franz Pohl ab. 1841 ließ Graf Leopold Schaffgotsch durch Franz Pohl die Josephinenhütte in Schreiberhau bauen, deren Betrieb 1842 eröffnet wurde. Ihr Leiter war bis zu seinem Tode (1884) Franz Pohl. Er entstammte einer angesehenen böhmischen Glasmacherfamilie. In Harrachsdorf 1813 geboren, wurde er in Neuwelt als Glasmacher ausgebildet. In den 1830-er Jahren besuchte er das Königliche Gewerbeinstitut in Berlin und danach, mit Unterstützung der preußischen Regierung, die hauptsächlichsten Glashütten in Böhmen, Bayern und Frankreich. So vorgebildet, übernahm er 1840 die Karlsthaler Hütte von seinem Schwiegervater und bald darauf die Leitung der Josephinenhütte. Franz Pohl war eine hochbedeutende Persönlichkeit, kenntnisreich, weitsichtig und tatkräftig. Es ist erstaunlich, was für eine Fülle herrlichster Werke der Glaskunst er zu schaffen verstand. Er hat die Schöpfungen der venetianischen mittelalterlichen Glaskunst — das retikulierte, das Aventurin-, das Millefioriglas — deren Herstellungsweise völlig verloren gegangen war, auf Grund eigener Studien und Versuche wieder ins Leben gerufen, ebenso das Kunckelsche Gold-

rubinglas. Ihm ist auch der Weltruf zu danken, den die Arbeiten der Josephinenhütte errungen haben.

Nach Pohls Tode übernahm die Leitung der Hütte sein trefflicher Sohn Franz Pohl, der 1896 starb.

Kurz sei noch hervorgehoben, daß die Glasindustrie im Riesen- und Isergebirge in neuerer und neuester Zeit sich nicht auf die Tätigkeit der Josephinenhütte beschränkt hat. An vielen anderen Orten, insbesondere in Petersdorf, Hermsdorf, Warmbrunn, Hirschberg, wird die Glasveredelung durch kunstvollen Schnitt, Schliff und Malerei in großem Umfang betrieben, und noch jetzt besitzen wir in unsern Bergen hervorragende Meister dieser edlen Kunst.

Karl Hauptmann und das Riesengebirge.

Von Dr. Hans Zuchhold.

Ich war ein Kind der Heide, in der das schlesische Land sich aufwölbt gegen die norddeutsche Ebene hin. Fast ein Knabe war ich noch. Viele Stunden lang war ich gewandert durch die Kiefernwälder über weißen Sand und Heidekrautpolster, vorbei an einsam-schwermütig-dunklen Wasserlachen und Birkengebüsch, und stieg einen steilen Hang hinan, auf dessen Höhe das morsche Gebälk eines alten Meßturmes stand. Ich klomm empor, da schlug mein Herz laut. Denn fern im Süden, hinter den unermeßlich weiten Wellen der Wälder, stand wie ein lichter Traum der Bergwall der Sudeten, von den sanftgeschwungenen Wölbungen des Isergebirges, die gleich Schilddächern sich erhoben, bis zu dem kühnen Gemäuer der Riesenberge, bis zu ihrer stolzen Krone, der Schneekoppe hin, die ganz aus Weitem noch in Abendglut leuchtete. Mein Herz hämmerte, mein Auge trank den Anblick wie berauschenden Wein.

Und seitdem zog es mich immer wieder auf diesen unbekannten, waldverborgenen Heidehügel wie auf den Berg der Anbetung.

Hans Christoph Kaergel sagt einmal von seiner niederschlesischen Heide, daß hier die Erde wie eine Betende kniet vor den Bergen und in Andacht zu ihnen sich emporhebt. Wunderbar trifft dies Bild die Wahrheit. Denn soweit der silbergraue Schattenriß unserer schlesischen Gebirgswälle im Morgenrot oder im Abendschein den Glanz seiner Gipfel über die schlesische Ebene und Heide zu streuen vermag, soweit dienen das Land und seine Menschen diesem Fürstengeschlecht, soweit strecken Ebene und Heide zu den Bergen sehnsüchtige Arme und Herzen empor.

In aller Menschen Blut, die hier aufwachsen, wächst aus rätselhaften Tiefen der Drang zu den Bergen hin. Herrengewalt haben sie über uns alle. Die Schneekoppe hat uns in ihrem Bann unser Leben lang.

Darum erfüllt uns Glücksrausch, wie in der Stunde der Liebesvermählung, wenn wir alle Ferne durchwandert, den Steilhang erstiegen haben und zwischen trotzigen Trümmern der Steingerölle und Knieholzgewirre näher und näher vor uns aufsteigen sehen den Berg der Berge. Alle Enge und Schwere, alle Not und Unfreiheit löst sich von unserer Seele, und wir wandern den Gipfel empor, wie Parzival, der Leiderlöste, in die Gralsburg reitet.

Diese geheimnisvolle Sehnsucht macht es, daß wir Schlesier unsere Dichter da am meisten lieben, wo sie von unseren Bergen erzählen, wo sie, von deren Schönheit ergriffen, ihren Zauber widerspiegeln lassen in ihren Dichtungen. Lieben wir nicht gerade darum Gerhart Hauptmanns „Versunkene Glocke", seinen „Imanuel Quint" so mit besonderer Liebe; weil in ihnen ein großer Dichter uns in die Wunderwelt seiner Berge erhebt?

Enger verwachsen aber noch mit dem Riesengebirge, liebevoll vertrauter noch, gibt sich in seinen Schöpfungen des schlesischen Meisters Bruder Karl Hauptmann.

Ich kenne keinen anderen Dichter, der die Eigenart dieses Gebirges, seine Schönheit und seine Herbheit so vielseitig, so eindringlich und völlig dargestellt hätte, die Berge und die Kammwiesen, die Wälder und die Hütten am Hange, die Klänge und Farben, die Tiere und die Menschen, die Einsamkeit und Größe und die Armut und Enge und Bedrängtheit, das Beieinander von Kühnheit und Lichtdrang und Lebensgier und Sinnensucht.

Unter der Fülle der Dichtungen Karl Hauptmanns ist freilich gar manche, die nicht diese Heimatfärbung trägt („Moses", „Napoleon", „Ismael Friedmann"); aber eine sehr beträchtliche Anzahl von ihnen läßt Menschenschicksale erwachsen im Banne seiner Berge oder läßt doch ihren Glanz darüber leuchten, ihrer Stürme Musik hindurchklingen. In den Romanen: „Mathilde", „Einhart der Lächler", den Dramen: „Waldleute", „Ephraims Breite", „Die armseligen Besenbinder", „Musik", in seinem „Tagebuch", in den Novellenbüchern: „Nächte", „Schicksale", „Hütten am Hange", in den „Sonnenwanderern" und „Miniaturen" steht uns bald stärker, bald schwächer der Umriß des Riesengebirges vor Augen, am stärksten gewiß nächst in den „Hütten

am Hange“ in dem „Rübezahlbuch“ und am allergewaltigsten in der „Bergschmiede“. Von diesem Werk sagt Hans Heinrich Borchardt (Über den Wassern, 3. Jahrgang 1910, Heft 5, S. 156—157): „Noch nie hat das Riesengebirge einen solchen Darsteller gefunden, der es so aus dem Innersten heraus erfaßt hätte; keinen wuchtigeren Hintergrund konnte Hauptmann für seine Dichtung finden als diese eigentümliche Natur seiner heimatlichen Berge, über denen immer eine herbe Stimmung liegt, deren kahle Gipfel an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu mahnen scheinen und die, vom Sturme umtost, eine ähnliche Leidenschaft zu fühlen scheinen wie der Bergschmied, der an ihren Hängen wohnt . . . Die Berge selbst scheinen an diesem Drama teilzunehmen.“

In der Tat, in der „Versunkenen Glocke“ geistert das Riesengebirge nur spukhaft hin, wie zerflatternde Nebelgestalten am Hange; hier aber wächst es erdhaft, felsensteil, wettergrau und sonnenblond in drei Menschen vor uns auf, in dem lichten Horand, in der weichen, zwischen Sinnensucht und Himmelssehnsucht hin- und hergetriebenen Kathrine und dem wilden, dunklen, einsamkeitgequälten, faustisch suchenden Bergschmied. Wer schuf je eine so Fleisch und Blut gewordene Gestalt der Seele des Riesengebirges? Und wer sang so das Lied des Bergwinds über den einsam-grauen Felstrümmern da oben auf den Riesenschildbuckeln zwischen Brunnberg und Reifträger, wie Karl Hauptmann in dem meisterhaften lyrischen Einsatz zum vierten Aufzug der „Bergschmiede“?

Wer, von der „Bergschmiede“ gepackt, sich in die übrigen Schöpfungen des Dichters versenkt, der erkennt bald, daß Karl Hauptmann ganz ausgeprägt musikalisch empfindet. Die nie gesungene, nie in Noten faßbare Weltmusik klingt in seine Seele hinein, und ihre Töne vernimmt er im Schneesturmgeheul und im Frühlingsbrausen auf den Kuppen und in den Gründen und Tälern seines Riesengebirges.

In der „Musik“ hört man, wie ferne Sturmstimmen heulen und brausen — in Wolken ragend, hebt sich eine goldene Riesenorgel, von der Sonne beleuchtet, aus dem Dunkel heraus. Und in den „Armseligen Besenbindern“ sagt der alte Raschke: „Wir stecken hoch oben am Waldsaume. Kein Mensch hört uns und sieht uns. Die Welt draußen braust . . ., schöner kann die Orgel nicht brausen.“ Beide Male erwacht in uns die Erinnerung an die sturmdurchrauschten Felstürme der Schneegrubenwände oder der Steilstürze am Koppenhang, an der Kesselkoppe, die gewaltigen Windpfeifen der aus Nebelgeschleier im Sonnenlicht aufgleißenden Riesenorgel.

Der Domorganist lauscht erdenentrissen ihren Stimmen:

„Der Abgründe Harfen zu schlagen.
Zu blasen des großen Morgens helle Posaunen.
Frage nach keiner Erdenstimme!
Kühn sei, kühn sei!
Jubiliere, jubiliere!“

Rübezahl (in dem gleichnamigen Buche des Dichters) führt auf den Bergen sein Herbstkonzert:

„Gleich klang es wie loses Singen, gleich klang es, als wenn diese Töne mit den zitternden Halmen tanzten. Gleich klang es, als wenn diese Töne Gesponse der Windpfeifen wären, die nur immer geordneter um sie zu singen begannen. Gleich klang es, als wenn die Steine ringsum heimlich erwachten und Augen bekämen. Da war schließlich alles, was in der weiten, einsamen Berg- und Himmelshöhe ragte und hauchte und glühte als seliger Ton in seine Abendmusik geklungen.“ (S. 86.)

„Im Winter aber, in Eis und Schnee, da oben im Gehänge, wenn die tausend und tausend schneeverwunschenen Waldgebilde aussehen wie Scharen stummer, grauer, langschopfiger Riesenvögel, hockend in dem Bergkessel, darin sie mit ihren trägen, schwerfälligen Flügellasten, Zuflucht suchend, sich dicht aneinander gedrängt haben, dann hebt unter dem erzenen, rauchsilbernen Gefieder ein feierliches Schwanken und zartes, klirrendes Vibrieren an; ein weiter unbegreiflicher Chor erwacht aus den eisbehangenen Bergwäldern. Als ob allenthalben hellste Diamanten und Saphire sanft aneinanderschlügen und feinste, spröde und durchdringende Glockentöne gäben — es klang wie ein selig gebundenes Schöpferlied — in silberner Schönheit und Klarheit erstarrt —. Und wie Traumschemen noch wieder sich regend. — Auch Weideglocken einer freien Herde schienen darein zu klingen. Und auch wieder Harfen und Geigen in den Lüften dazwischen zu singen und zu zerklirren!“

So vernimmt Karl Hauptmann Rübezahls Wintermusik (S. 126 bis 128), wenn die „Scharen der rauchsilbernen Zaubervögel mit dem Zittern und Schwanken ihrer müde atmenden Riesenflügel“, in die verglühende Wintersonne emporzusingen, wie im Traum sich regen. Und wenn im Sommer der Bergwind in den Gräsern harft und zwischen den Knieholzkobolden und Felsblöcken huscht und lacht, dann hört Rosine Sender (S. 54), die „mit flatternden Röcken auf der einsamsten aller Bergwiesen das lange Nadelgras samt den bunten Blumen in

dünne Schwaden hinschneidet, das lustige Gemecker Rübezahls dicht hinter sich".

„Wie ein gewaltiger weißer Hirsch steht Rübezahl kühn auf der Höhe seines Gebirges und brüllt Machttöne voll Brunst über die Hänge." (S. 121.)

In diesem herrlichen Bilde finden wir prachtvoll den Tonkünstler wie den Maler Karl Hauptmann.

Gerade die Winterlandschaft des Riesengebirges hat er oft, in seinen „Hütten am Hange", den „Armseligen Besenbindern", dem „Rübezahlbuch", dem Buch „Nächte" u. a. mit plastischer Klarheit gezeichnet. Der Schnee kommt wie „Bettschütten", „man läuft wie in dicker Watte" (Die armseligen Besenbinder). Der Winter verzaubert die alten und jungen Wetterfichten oben an den einsamen Kammhängen in „tausend Urwelttiere, und schlafende Adler, verwunschene Zwergenhochzeiten" huschen über die weiten Schneefelder („Klaus Tinnappel" in „Nächte"). Oder der Dichter sieht den vereisten Bergwald wie ein müdes Heer, „Skythe an Skythe auf mageren Pferden, Kanonengefährte und Fußvolk in diamantenen und goldenen Lappen und Lumpen. Alles im Tode erstarrt. Dazwischen auch schlafende Adler und erstarrte Beterinnen" (Rübezahlbuch, S. 125).

Er sieht den Berggeist (S. 122), auf einer weißen Winterwiese lässig hingedehnt, wie er am Bachrand in heiterem Spiele Scharen von weißen Schmetterlingen, mit feinsten Diamantflügeln, über den dunklen Wasserlauf des von seinem Hauch zufrierenden Bergbachs malt.

Dann aber packt den Alten wieder der Wintergrimm, und er brüllt mit dem Nordsturm um die Wette. Dann umtanzen ihn auf den Kammhalden die schneeweißen Bergfrauen, Heere, größer als einst die des Schwedenkönigs, da er durch Deutschland zog, „Tausende von Windsbrauten mit gierigen Herzen und Mündern, tobsüchtige Flockenweiber, in deren Silbergeschmeide er mit der Sturmpeitsche schlägt, tausend Tänzerinnen, die ihn wie ihren Götzen umtanzen, Beterinnen, die sich im wirbelnden Sturm vor ihm beugen" (S. 116—118).

Durch solchen Schneesturm, dessen furchtbare Tücke und Gewalt nur der Bergbewohner kennt, wandern die drei „Steinträger" und die „Bradlerjungen aus der Martinbaude"; in solcher „Flocken- und Schemenjagd" finden die beiden Rubenerjungen ihren erschütternden Tod („Aus Hütten am Hange", S. 238 ff.). „Ihr Schreien erstirbt, ihr Weinen erfriert im Auge; die Kleider, erst vom Schweiße gebadet, sind hartgefroren wie Bretter. Sie umfassen sich in der Not, sie bringen

die Lippen aneinander, um ein Warmes zu fühlen. Und während der Kleine erstarrt, schreit der andere noch immer wieder mit rätselfremder Totenstimme: ‚Vater! Vater!‘ Aber um die beiden bleiben erbarmungslos Dunkel und Einsamkeit und Kälte und Sturm und tausend johlende Stimmen.“ —

In einer blitzhellen Winternacht, „besät mit brillantenen Sternen“, fällt (Aus Hütten am Hange, S. 111 ff.) „eine Sturmwelle von Süden übers Tal und in die Bergwälder“ und schüttelt die bereiften Äste und „wütet wie wilde Heere, die mit Harnischen und Schwertern aneinanderschlagen“. In dieser eiskalten und lichten Sturmnacht, in der „ein wahrer Umgang unheimlich, unsichtbar in den diamantklaren Lüften“ heult, setzt der haßerfüllte Sieger die Scheune der Matterneleute in Brand. Durch Schnee und Sturm kämpft sich der alte ehrsame Bradler (ebenda S. 18) zu seiner Hütte am Hange empor, ahnt nicht, daß in dieser Schneenacht seine Kinder, von Beutegelüst gepackt — während „die Sturmreiter mit ehernen Schilden schlagend von den Hängen hinabjagen“ — ins Tal sich wagen und im Gasthof zur Eiche einbrechen, wie in gleicher Schneewehennacht die Besenbindersleute ihren Raubzug tun. Winterstürme — Winternot.

Aber jeweils finden auch alle anderen Stimmungen, die Landschaft des Gebirges im Frühling, Sommer und Herbst, in Karl Hauptmann ihren Zeichner und Maler.

Denn auch die Farben, die seltsamen und dem Riesengebirge eigenen, sieht er und malt sie sicher auf seine Leinwand.

Der Morgenschein fließt über goldene „Ginsterhänge, daß sie wie helle Fließen am Hange liegen, bunt und voll und prunkend, während die Fichten ihre zierlichen goldenen Tatzen aus den Zweigen strecken“ (Klaus Tinnappel, S. 40.)

Die polnischen Musikanten (Rübezahlbuch, S. 80) sehen „Opalglanz die Täler füllen, sehen in diesem Glanz Hirschberg halb versunken, sehen bis in den Ätherhimmel das Schillern von rubinigen Tinten, so warm und rosig, wie nur einer himmlischen Frau Wangenhaut, wenn sie vor tausend Engeln im lichten Himmelssaale die Kur hält“.

Und ähnlich in wundervollen Versen heißt es in der „Bergschmiede“ II, 2:

„Wenn längst in Dämmern milchigen Opals die Täler schlafen ...
Hinter weiten, blauveilchenfarbnen Erdenwogen langsam die
Sonne sinken sehn! . . .
O, wer es einmal sah, vergißt es nimmer und gäb' ein Leben,
wenn er's lang entbehrt!“

Auch so im „Tagebuch“ (S. 228) schreitet der Dichter „hoch oben, wo Einsamkeitsodem an Halmen zittert, schaut über endlose blaue Gebirge, fern in Tiefen rauchige Dünste“, schreitet zwischen den gigantischen Trümmern mächtig getürmter Blöcke und jauchzt der Abendsonne zu, die „in den himmlischen Lichtgrund strahlend eintaucht“. Da sieht er, wie sie, „ein glühender Bronnen, bergumrandete Erdbecken füllt, mit purpurner Lichtflut, wie das letzte Sprühlicht einsames Flechtengestein mit Röte überglüht“.

Ein Rosenschein „haucht güldene Ketten über die Berge“; der Koppenkegel glüht, „von Goldwolken umgeben“; „von Goldketten umhangen“, ragt er ins Morgenrot oder er „schwimmt, von feinem Rosenschimmer übergossen, im Abendlichte“. (Vgl. Tagebuch, S. 215; Rübezahlbuch, S. 78.)

Wir alle empfinden mit dem Dichter solchen Preis der Koppe, wir jauchzen mit ihm auf, wenn der Nebel am Abend reißt:

„Meine Berge leuchten wieder . . . .
Weites Wunderland ist aufgetan,
Silbern ragen Berge traumhaft groß,
Stille Pfade silberlicht talan
Aus verborgnem Schoß!“ (Tagebuch, S. 213.)

Wir alle sind, wie er, feierlich ergriffen worden, wenn wir, von ferne herankommend, an einem goldenen Herbsttage über den von silbernen Nebelschleiern verhüllten Tälern hoch im Äther die feine träumerische Linie der geliebten Berge erkannten, „wie Spinnenweb' zart und Hauch“ (Tagebuch, S. 137).

Wir erleben mit Karl Hauptmann die stille Nachmittagsstunde, wenn „die Berge ihren großen Schatten langsam ins Tal senken und der Kuckuck unaufhörlich ruft“ (Nächte, Klaus Tinnappel), wenn träge und grau aus der dunklen Höhenwelt der Hänge die Köhlerfeuer qualmen; wir wandern mit ihm im Frührot bergempor und gewahren zwischen Blöcken und Stöcken die „blühenden, glühenden Weiderosen, die grünen Blaubeerblättchen und all die tausend kleinen Kräuter, wie in Silber glänzend und darüber die roten Blüten hingestreut“ (Aus Hütten am Hange, S. 183). Wir schreiten mit ihm durch die Mondnacht den Kammweg hin. Geheimnisvolles Dämmerlicht umwebt die schweigenden Steinblöcke und blinkt weiß in den düsteren Moortümpeln. Und aus der Tiefe blinken Lichter herauf. „Trinke, Seele, trinke Einsamkeit!“ — ruft der Dichter in solcher stillen Stunde. (Tagebuch, S. 213.) Und „mit Adlern fliegt er dann über der Welt“. (Tagebuch, S. 227.)

Die ganze Tierwelt seines Gebirges ist dem Dichter wohl vertraut. Wie er hier dem Adler sich vergleicht, so ziehen in seinen „Nächten“ die Bussarde und Falken; die Singdrossel flötet und pfeift in die Goldluft, Spechtrufe lachen hier und da zwischen den Stämmen, Vogelgezwitscher und Jubilieren flattert einsam über dem Junggrün der Kammoore; der Bergfink schwingt sich aus den silberseidigen Berganemonen der Hochwiesen singend über Felsen in Himmelsbläue; Rehe ziehen und stehen erschrocken beim Schlage der Holzfälleraxt, und im Spätherbst stehen Hirsche hoch oben im Walde noch und schreien ihre Brunst ins Tal. — Weiße Schmetterlinge tummeln sich spielend auf einer stillen Waldblöße am Sommertage. —

Es könnte nach diesen Zusammenstellungen fast erscheinen, als habe Karl Hauptmann in manchem seiner Werke die Riesengebirgsnatur schlechthin darstellen wollen, etwa wie Stifter das tat am Böhmerwald. In Wahrheit kam es dem Bruder Gerharts immer nur auf die Seele der Dinge an, auf nichts mehr als auf die Menschenseele.

Aber wo er nach solcher Seele fahndet, da ist es doch eben in den vorgenannten Dichtungen meist die Seele des Riesengebirgsbewohners. Auch seinen eigentümlichen Lebensumriß, sein Tagewerk, sein Haus, sein Dorf, seine Stadt Hirschberg bildet er getreulich dazu. Nicht umsonst kommt er vom Naturalismus her. Die Seele seiner Gebirgsmenschen zerfasernd und ihren geheimsten Kräften nachspürend und zugleich naturalistisch ihre Ängste aus ihrer Umwelt bedingend, wurde Karl Hauptmann der bedeutsame Heimatdichter des Riesengebirges.

Die Mathilde in dem Roman gleichen Namens, die aus ihrem Gebirgsdorf in die Stadt zieht und Fabrikarbeiterin wird, behält doch in aller Bitternis jene unversiegliche Grundreinheit und den Adel ihres Gebirgsbauerntums. Ephraims Breite (in dem Drama dieses Namens) ist ihr nahe verwandt, gesund, stark, geradlinig. Unbekümmert schenkt sie sich dem Manne, den ihr Herz erwählte, setzt die Heirat mit dem „Zigeuner“ durch; dann aber, als sie in einer entsetzlichen Qual den Treubruch ihres Mannes und ihres ganzen bisherigen Lebens Lüge erkannt hat, reißt sie, den Selbstmordgedanken überwindend, ihr Herz von dem Geliebten los. „Zu an Felsstücke bin ich geworn ei der Nacht. Kumm mir nimmeh nahnde! Ich war keene Träne flenn' meh im dich! Du werscht mich nu's Leba lang nimmeh finda. Das des wißt, heut un ei alle Ewigkeit! Vater kummt a de Arbeit! 's Viech hingert schon!“

Arbeit in Stall und Haus und Feld — das wird nun ihres Lebens Sinn sein. Harte, gesunde Bergbauernart.

Gleich treu gezeichnet sind in diesem Drama der rechtschaffene, im Grunde gutmütige, im Hause oft harte und mißtrauische Vater, die schwache Mutter, der großspurige, schlaue Viehhändler, der von seinem böhmischen Zigeunerblut unstet hin und her getriebene Knecht. Rechte Gebirgsmenschen finden wir auch in der Familie der „armseligen Besenbinder“, deren Armut auf und ab schwankt zwischen goldenen Träumen und Diebstahlsgelüsten. Das Fabrikleben des schlesischen Gebirgsdorfes spielt hier eine nicht unbedeutsame Rolle gleich wie in „Mathilde“, wie in der Novelle von den Bradlerkindern in „Aus Hütten am Hange“.

Neben solcher Dürftigkeit entfaltet der Dichter (in der Novelle: „Stummer Wandel“) vor uns das breite, behäbige Leben in einem großen Bauernhause der Dörfer des Hirschberger Tales. Da ist die Väterei mit der langen Frontlinie, mit ungeheurem Dachausbau, der Giebel breit und hoch, in weißem Grunde die Balken in Schwarz, daß das Holzgeäder die Wände in Felder einteilt, die durchsetzt sind mit schwarzen Querbändern und in den mächtigen Wänden die kleinen Bauernfenster. Weithin sichtbar in der Ebene ist das mächtige Haus. Da regiert der hagere, bartlose, vorgebeugte alte Gebauer und seine eilige, sinnige, fromme Frau, und auf der sandbestreuten Diele sammeln sich morgens und abends zum Gebet die sonnverbrannten Knechte „mit fromm erstarrten Gesichtern“, und die „roterhitzten, drallen Mägde kommen vom Kuhstall und lassen rasch noch den geschürzten Kittel über die dicken Waden“ herab. — Ach, die dicken Waden der Gebirgsmädel sind so echt! —

Und echt, aus Gebirgsholz geschnitzt, ist der alte Rehorek (Aus Hütten am Hange, S. 103 ff.), „der trotz seiner Siebzig noch so aufrecht geht und so tadellos blitzende Zähne hat und so feurig noch küssen kann“. Echt ist die rote Lise selbst, die der alte Rehorek umschleicht beim Viehweiden zwischen Knieholz und blauem Enziangestengel, die rote Lise mit den derben Armen und den großen gutmütigen Augen „wie ein junges Rind“.

Echt ist das Stübel des Rehorek, wo „die Balken schwer an der Decke lasten; die niedrige Tür ist in ihren Feldern angemalt“; rot betüncht sind Tisch und Stühle; im Schrank blitzen neben bemalten Tellern Krüge und Tassen in Silberschrift. Am Ofen auf braunem Holzgestänge hängen rote Tücher und flanellene Hemden zum Trocknen. Und nicht weit davon sitzt der Alte und schnitzt seine Rübezahlmännlein und klebt ihnen Flechtenbärte an.

Und dann am Abend sitzen sie zu dreien am getünchten Tisch, die

Kartoffeln in die Mitte geschüttet, ein Näpfchen Butter vor jedem Platz, von dem sie wortlos mit ihren Taschenmessern „Bißchen um Bißchen" zu den Kartoffeln schneiden.

Wie Nehoreks Hütte liegt auch das Rubenerhaus hoch oben am Hange. Ganz versunken und vereinsamt liegt es im öden Geröll, uralt, Wände aus hundertjährigen Stämmen erbaut, verwittert. Dach und Wand, dunkel, schmucklos, wie „ein schwarzes schlafendes Tier zwischen die Felsblöcke geduckt". (Aus Hütten am Hange, S. 194.) Mehr als hundert Jahre hausten immer Rubeners hier, und darum führt der Alte mit der zähen Treue des Gebirglers, als er von seiner Heimstätte vertrieben werden soll, einen verbissenen Kampf um diese elende, „windschiefe, graue Kaluppe".

Mit der gleichen rührenden Treue bessert der Bradler (Aus Hütten am Hange, S. 32 ff.) sein verfallenes Häuschen, kramt aus den Rocktaschen Sand und Kalk, die er täglich aus der Fabrik mit heraufschleppt, um sich damit endlich einmal ein neues reines Stübel zu bauen. So hat er auch sein steiniges Ackerfleckchen tragbar gemacht, weil er jahrelang in den Taschen gute Erde heimtrug. Wie leuchten in solchem Bilde der zähe Fleiß und die unermüdliche Geduld des armen Baudenbewohners! Wie trefflich gezeichnet ist auch in dieser Novelle die gute, ängstliche, gichtgelähmte Mutter, vor allem aber das „Madel", die Pauline! Das ist der Frauentyp, den man in seinem ganzen Reiz nirgends so ausgesprochen findet als hier und da in unserem Gebirgslande, am deutlichsten und ausgeprägtesten gerade im Riesengebirge und seinem Vorlande. „Ein junges, feines Gesicht, edel und streng in den Linien, wie ein Kopf auf einer Gemme, und die Lider voll Schwermut, als ob sie sich senken könnten zum lieblichsten Traume. Und wenn sie sie plötzlich hob, so den Blick weitend, als könne das sichere Auge wie bei einem Nachttier unbewegt durch Finsternisse blicken. Grausam schien das Gesicht und lieblich zugleich. Und so pfirsichweich, zart und fleckenlos; die Nase schmal und geschwungen. Alles war streng und lieblich, zugleich abwehrend und hartherzig und wild verwehend und lose, auch das nachlässige lichte Haar um Schläfe und Nacken." (Aus Hütten am Hange, S. 11.)

In diesem lichtblonden Jungmädchen mit dem feinen, blühenden Mund und dem scharf gewölbten Kinn lebt in stärkster Entfaltung die seltsame Gemischtheit unseres Bergbewohners, in ihrer süßen, fiebernden, unbewußten Lebens- und Liebessucht. Und in ihrem kühnen, kraftvollen Drang nach Licht und Schönheit und Himmelswiesengang

offenbart sich die gleiche Wesenheit wie in dem schönen Mädchen, das im Hause der „armen Besenbinder“ zwischen Diebstahl und goldenen Träumen heranwächst.

Noch manche andere bekannte Gebirgsgestalt wandert durch Karl Hauptmanns Erzählungen hin: die sinnlich lustige Ella Sender, die dem Einhart nachts zuschleicht und wie ein heißer Dämon seine Liebe fordert (Einhart der Lächler, S. 198), der Forstgehilfe Klaus Tinnappel und sein Widerpart, der berüchtigte Wilddieb Sagasser (Nächte, S. 36), die böhmischen Harfenmädel, die Holzfäller am Waldfeuer, die frechen, rothaarigen Beistjungen, der Alte mit dem gehässigen Bocksbart, den nur die gelähmte Alte mit dem Heiligengesicht im Zaume hält, der Kräutermann auf dem Hirschberger Jahrmarkt, die alte stille Mutter Gottwald, die in ihrer Sterbestunde auf dem Lumpenbett unter dem Jubilieren des Kanarienvogels den Krampf des Erdenentrissenwerdens vergißt (Rübezahlbuch, S. 112): Sie alle sind Menschen unserer Heimat, unseres Riesengebirges.

Der Dichter aber, der die Schwingungen ihrer Seelen belauscht hat, steigt immer wieder, wie Rübezahl, wie der Bergschmied, empor in die letzte Einsamkeit, wo „die Steinhäupter in die Jahrtausende starren, Steinhäupter mit Menschenzungen“. Und weiß, daß auch sie verfallen und verwehen in Aberjahrtausenden, wie die Wolkenbilder, „bald Schiffe mit Geisterbemannung, bald fliehende Schwäne“, über ihnen schwanken und zerfließen. (Der Landstreicher, S. 1.) Auf einsamer Höhe zwischen den Felsen steht er, wenn die Sonne sank und „Wolken schwimmen in allen Tälern und der Wind stöhnt in den schwarzen Tannen“, da wird seine Seele ganz still und eins mit dem Schweigen und „sinkt hin in die Nacht“ — seines Riesengebirges (Tagebuch, S. 231).

Die Küsse der Zigeunerdirne, die Einhart das Küssen lehrt, schmecken „wie Walderde und Harz“. Wie Walderde und Harz schmecken Karl Hauptmanns Bücher, wie blauer Enzian blüht es darin, und vor unserer Sehnsucht leuchtet der Scheitel der Schneekoppe, von Rosenketten umhangen.

Aus dem Rübezahl-Kalender. Herausg. von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Schlesierverlag L. Heege, Schweidnitz.

Lieder der Heimatberge.

Von Carl Hauptmann.

Meine Berge leuchten wieder.

Meine Berge leuchten wieder,
Menschenfern und nachtbetaut.
Atme wieder Heimatodem,
Wälder rauschen laut.

Und wie Kinder mich umringen
Meine Quellen in der Nacht.
Stehe stumm am Silberwasser,
Wo's durch dunkle Erlen lacht —.

Funkeln Sterne. — Rings in Weiten
Hört man keinen Menschenlaut.
Meine Berge leuchten wieder
Zauberstill und nachtbetaut.

Gib acht!

Dämmern Wolken über Nacht und Tal.
Nebel schweben. Wasser rauschen sacht.
Nun entschleiert sich's mit einemmal.
O, gib acht! Gib acht!

Weites Wunderland ist aufgetan,
Silbern ragen Berge traumhaft groß,
Stille Pfade silberlicht talan
Aus verborgnem Schloß.

Und die hehre Welt so traumhaft rein.
Stummer Buchenbaum am Wege steht
Schattenschwarz — ein Hauch vom fernen Hain
Einsam leise geht.

Und aus tiefen Grundes Düsterheit
Blinken Lichter auf in stumme Nacht.
Trinke Seele! Trinke Einsamkeit!
O, gib acht! Gib acht!

Hoher Wandel.

Hoch in den Bergen, auf weicher Grasflur,
Wo Einsamkeitsatem an Halmen zittert,
Wo des Menschen Tritt in der Öde verhallt —
Hoch dort wandl' ich — und schaue und schaue
Über endlose, blaue Gebirge
Rings, wie ewig erstorbenes Meer. —
Fern in Tiefen rauchige Dünste:
Und ich wandle in klaren Höhen,
Schreite, wo mächtige Blöcke sich türmen;
Zwischen Felsen,
Zwischen gigantischen Trümmern schreit' ich —
Und der Abendsonne jauchz' ich entgegen,
Die in himmlischen Lichtgrund
Strahlend eintaucht:
Glühender Brunnen, mit purpurnen Wassern
Bergumrandete Erdbecken füllend —
Jauchze, wenn das sprühende Licht
Einsames Flechtengestein überglüht.
Und ich locke den Vogel,
Der sich in Klüften verflogen,
Der im Nachtwind der Berge
Dunkles Krummholzgebüsch
Ängstlich ratlos umflattert —
Jauchze und fühle mich frei,
Wo Einsamkeit wohnt,
Wo des Menschen Tritt in der Öde verhallt.

Wenn ich hoch oben geh'.

Wenn ich hoch oben geh',
Schwinden die Qualen,
Fängt mir die Sonne an,
Schlösser zu malen.
Und rings die weite Welt
Ist für mich hingestellt.
Wenn ich hoch oben geh',
Wird mir so frei.

Wenn ich hoch oben geh'
Unter den Sternen,
Längst unter Wolken ruh'n
Täler und Fernen,
Und rings nur Felsen steh'n,
Und starke Lüfte weh'n.
Wenn ich in Höhen geh',
Wird mir so frei.

Wenn ich zu Tale geh',
Klingt es dann weiter.
Was mir hoch oben klang,
Wird mein Begleiter.
Wandle durch tiefe Nacht,
Hab' es doch heimgebracht.
Was über Wolken klingt,
Nur das macht frei.

Aus: C. Hauptmann, Aus meinem Tagebuch.
München, Georg D. W. Callwey.

In der großen Schneegrube.

Von Wilhelm Bölsche.

Über mir ragt es wie schwarze Zinnen einer gewaltigen alten Schloßruine. Durch eine Lücke im zerfallenen Gemäuer hängt ein schräger grauer Sonnenstreifen in den Schatten hinein wie ein jahrtausendalter Wust Spinngewebe. Er deutet in den Schloßhof, der roh verwildert liegt. Grünes Kraut steht fast mannshoch in der ganzen Breite. Irgendwo tropft Wasser, tickend wie eine gespenstische Uhr, aus dem Spalt eines geborstenen Marmorbrunnens.

Es ist Naturwerk, dieses Schloß.

Seine Zinnen sind grotesk zerspaltene Granitzacken des Riesengebirges, und der Schloßhof ist der innerste Kessel der großen Schneegrube.

In uralten Tagen lag in dieser kraterartigen Höhlung unter der Kammauer ein Ungetüm, das mit bleichen Augen ins Tal hinunterglotzte: der Gletscher.

Mit seinen ungeschlachten Tatzen hat es die Blöcke dort herausgeschoben und zyklopisch wie eine Brustwehr getürmt; mit seinem

schwerlastenden Leibe hat es den Grund ausgetieft zum gähnenden Kessel. Aber es ist ihm im Laufe der Zeiten ergangen wie dem fetten Lollus im Keller in Bechsteins Märchen: immer dünner und dünner ist es hingeschmolzen, immer magerer lag es zum Schluß in seinem viel zu weiten Felsenneft. Heute weht nur noch ein leiser Schatten von ihm durch die Grube, ein unsichtbar körperloses Etwas, das als kellerhaft kalter Hauch am leeren Fleck noch einen letzten Kampf kämpft mit seiner furchtbarsten Feindin, der Sommersonne.

Wenn die Ebene weithin in allen Farben des Frühlings prangt und selbst auf dem hohen Kamm die blauweißen Anemonen blühen, dann liegt in dem alten Drachenkrater noch der Winterschnee zu zähen Lasten gehäuft. Aber zuletzt muß er doch weichen. Die Wendestunde, in der einst der Drache für immer der Sonne unterlag, wiederholt sich: die Sonne bezwingt auch den letzten Schneestreifen der Grube. Einmal, am Ende der Eiszeit, ist das entscheidend geschehen: einmal hat die Sommerwärme den ganzen Schnee weggetaut, während früher immer ein Rest überdauerte als Zutat zum nächsten Winter; damals ist das Ungeheuer des Gletschers ins Herz getroffen worden durch Baldurs Schwert.

Heute, da ich hier sitze, liegt die weite Landschaft am Kammesfuße eingesponnen in heißen Juliglast.

Hier in der Schneegrube hat gerade endlich der erste Frühling gesiegt.

Noch stecken in den tiefsten Granitschründen auch jetzt ein paar letzte Schneeflecken, aber schon grau vom tauenden Zermürben. Lustige Quickwässerlein rinnen leise davon herab. An der Grenze aber vollzieht sich jenes liebliche Schauspiel des Frühlingssieges, das auf tauenden Alpenpässen so oft meine Freude war: noch farblos weißliche oder gelbe Pflanzenspitzen, spargelhaft eingerollte Blätterknospen, durchbrechen mit eigener Kraft und Wärme die morsche Schneedecke, noch ehe sie sich selber gelüftet hat. So ringt sich an der Furka die zierliche violettblaue Soldanella (Soldanella pusilla und alpina) sogar als geöffnetes Blütenglöckchen aus selbstgewärmten Schmelzlöchern des Lawinenschnees zum Staunen des Naturfreundes heraus.

Wo aber der Kesselgrund schon völlig frei ist, da erfüllt ihn ein wahrer lebendiger Schnee: halbmeterhoch ragen in weitem, schneeweißem Blumenteppich die wundervollen Dolden der seltenen narzissenblütigen Anemone (Anemone narcissiflora), des „Berghähnleins“ der Gebirgsleute. Auf jedem lichtgrünen Hauptstengel stehen etwa ein halbes Dutzend großer Einzelblüten ganz nach Narzissenart. Ein berauschender

Honigduft liegt über der Wiese. Man kann über den ganzen Kamm wandern, ohne dieser köstlichen Blume zu begegnen; hier aber tritt sie plötzlich als Herrscherin auf, — das schönste Sinnbild des Sonnensieges im alten Drachenbett.

Auf der Gletschermoräne selbst aber stehen niedrige, noch völlig blattlose Weidenbüsche im ersten goldenen Kätzchenschmuck, ein seltsam später Anblick für den, der aus dem Tal kommt, wo längst alle Blätter in schwerer grüner Sommerfülle rauschen.

Einsam und still ist es hier.

Oben an den Zinnen erscheint ab und zu ein punkthaft kleines Zwerglein scharf vor dem Himmelsblau: einer aus dem endlos dort vorbeihastenden Fremdenstrom, der sich etwas näher an den schwindelnden Abhang gewagt.

Hier herunter kommt in Tagen keiner, denn selbst der kaum sichtbare Pfad von unten her ist heute noch ein wahrer Steg ins Drachennest, wie man ihn sich im Märchen träumt: Block um Block, wie ihn der Riese abgerollt und liegen gelassen, will übersprungen sein, und dazwischen schiebt sich in jede Lücke noch viel unwegsameres Knieholz, schwarzgrüne Büschel wie struppige Gnomenköpfe, aber zäh, als sollte ein Schwimmer sich durch halbflüssiges Pech durchkämpfen.

Eisdrache und Sonnenkampf, weiße Blütensterne — und Mensch. Das alles ist Natur.

Aus dem Werke „Aus der Schneegrube, Gedanken zur Vertiefung des Darwinismus“ von Wilh. Bölsche. 6.—10. Tausend. Dresden, C. Reißner.

Rübezahl!

Von Ferdinand Freiligrath.

Nun werden grün die Brombeerhecken.
„Hier schon ein Veilchen! Welch ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
Und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen;
Die Koppe nur sieht weiß ins Tal.
Ich habe mich von Haus geschlichen;
Hier ist der Ort — ich wag's einmal:
Rübezahl!



Hört er's? Ich seh' ihm dreist entgegen;
Es ist nicht bös! Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen,
Es ist ein richt'ges volles Schock!
Und fein! Ja, dafür kann ich stehen!
Kein bess'res wird gewebt im Tal. —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
Drum frischen Mutes noch einmal:
Rübezahl!

Kein Laut! — Ich bin ins Holz gegangen,
Daß er uns hilft in unsrer Not.
O, meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot!
Der Vater schritt zu Markt mit Fluchen;
Fänd' er auch Käufer nur einmal!
Ich will's mit Rübezahl versuchen —
Wo bleibt er nur? Zum dritten Mal:
Rübezahl!

Er half so vielen schon vor Zeiten —
Großmutter hat mir's oft erzählt.
Ja, er ist gut den armen Leuten,
Die unverschuldet Elend quält!
So bin ich froh denn hergelaufen
Mit meiner richt'gen Ellenzahl.
Ich will nicht betteln, will verkaufen!
O, daß er käme! Rübezahl!
Rübezahl!

Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
Vielleicht gar bät' er mehr sich aus!
Das wär' mir recht! Ach, gar zu viele
Gleich schöne liegen noch zu Haus!
Die nähm' er alle bis zum letzten!
Ach, fiel auf dies doch seine Wahl!
Da löst' ich ein selbst die versetzten —
Das wär ein Jubel! Rübezahl!
Rübezahl!

Dann trät' ich froh ins kleine Zimmer
Und riefe: Vater, Geld genug!
Dann flucht' er nicht, dann sagt er nimmer:
‚Ich web' euch nur ein Hungertuch!'
Dann lächelte die Mutter wieder
Und tischt' uns auf ein reichlich Mahl;
Dann jauchzten meine kleinen Brüder!
O, käm', o, käm' er! Rübezahl!
Rübezahl!"

So rief der dreizehnjähr'ge Knabe;
So stand und rief er, matt und bleich.
Umsonst! Nur dann und wann ein Rabe
Flog durch des Gnomen altes Reich.
So stand' und paßt' er Stund' auf Stunde,
Bis daß es dunkel ward im Tal
Und er halblaut mit zuckendem Munde
Ausrief durch Tränen noch einmal:
„Rübezahl!"

Dann ließ er still das busch'ge Fleckchen
Und zitterte und sagte: „Hu!"
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
Dem Jammer seiner Heimat zu.
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,
Matt von der Bürde, die er trug.
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen
Zum Hunger- bald das Leichentuch.
Rübezahl!

Eine Kammwanderung im Riesengebirge.

Von Erich Worbs.

Es war noch Nacht, als ich in Mittelschreiberhau auf die Dorfstraße trat, um auf die Berge hinauf zu wandern.

Ich liebe es, den Aufstieg zu machen, wenn noch die Sterne auf den Bergen sitzen wie goldene Heilige und das Silberlicht des Mondes in den Bergbächen blinkt. Es ist mir dann immer, als wäre ihr Glanz der Glanz meiner Seele, die — sehnsüchtig nach ihrer alten Heimat — empor zu den Sternenhöhen tanzt.

Bald klopfte mein kurzer Bergstock seinen alten Takt durch die einsame Stille der Bergnacht.

Schon war ich vor dem Fenster Karl Hauptmanns, des Mannes, in dessen Dachkammer am Abend zuvor tiefste menschliche Güte und reinste Gottnähe mich so glücklich gemacht. Das Gefühl der Trunkenheit, das dieser liebenswerte Dichter mir geschenkt, hatte meine Seele so erfüllt, daß es mich drängte, sie oben auf den Bergen in die ewige Weite überquellen zu lassen, mich von allzu starkem, fast schmerzlichem Klingen befreiend.

Die Straße führte mich durch Schreiberhau hindurch. Überall noch nächtliches Schweigen. Auch in der Josephinenhütte, wo am Tage rotglühende Zauberer die Wundergläser aus dem Feuer hauchten, träumte noch die Nacht.

Würde am Tage wohl wieder ein kleines Fünkchen aus der Rotglut tanzen und Pippa, Gerhart Hauptmanns leuchtender Schönheitstraum, zu den gierenden Menschen sich verirren?

Ein lautes, dämonisches Rufen scholl durch die Nacht. War es der alte Hahn, der aus dem Dunkel den Morgen rief mit seinem Sonnenschrei?

Wieder war tiefe Stille.

Wie ein weicher Vogel lag die Nacht auf den blauen Kammhöhen. Aber schon begann er leise die Flügel zu heben. Und seine Federn röteten sich, als bräche aus seinem Herzen eine glühende Sehnsucht.

Als ich nach langem, stillem Wandern durch den Wald — vorbei an der dunkel rauschenden Zackenklamm — die Neue Schlesische Baude hinter mir gelassen hatte und nun frei über die Höhen dahinschritt, nur dürres Knieholz zur Seite, erlosch auch der letzte Stern am Himmel.

Unten im Tale aber — tief unter mir — lag jetzt ein wogendes Nebelmeer. Es war wie ein gewaltiger Schöpfungstraum. Nur die höchsten

Bergkuppen, deren Höhe ich mir ertrotzt, ragten schwarz und gigantisch aus dem Morgenmeer empor. Und selige Schöpfungsstürme jauchzten in meiner Brust. Ich fühlte eine neue Welt werden, eine Welt der Liebe und des Erhobenseins über kleine irdische Lasten. Wie ging hier alles Niedrige unter in den ewigen Weiten!

Und nun begann der Nebel zu erröten wie in seliger Liebeslust. Die Liebe kam — die Sonne kam. Über alle Berge lief ihre frohe Botschaft. Ein Gefühl froher Dankbarkeit war in mir.

Als ich nun an den Felsen der Schneegruben stand, da sah ich Emanuel Quint ins Angesicht, dem Narren in Christo.

„Er sah die Welt unter sich. Das Gebirge, das ihn rings mit steinernen Kraterwänden halbkreisförmig umgab und bis in die Wolken überragte, war ihm zugleich der Schemel für seine Füße geworden. Er atmete frei. Er wandte sich gegen den weiten, unendlichen Himmel und sagte: „Gott!"

Da unten lag das mächtige Geröll, wie von Götterhänden aus der Höhe gestürzt. Da unten war grausige Tiefe. Hier oben aber war Licht und unendliches Leben.

An jener Felswand, die so steil hinabstürzte, ob dort Heinrich der Glockengießer nicht seinen Glockentempel erbaut, seinen Sonnenglauben zu schützen vor den mißgünstigen Mächten der Tiefe?

Hier oben schwang ja der blaue Himmel wie eine gewaltige Glocke, klang das Kredo einer mächtigen Sonnenmesse. —

Über die Sturmhauben trug mich mein Fuß weiter auf den Höhen der Berge dahin. Tiefe Morgenstille zitterte in der Luft. Hoch oben nur ließ ein Raubvogel manchmal einen Schrei von Höhenglück ertönen.

Keine Blumen blühten hier oben. Nur das weiße, zottige Haar des Teufelsbartes erzählte von Rübezahl, dem Geist dieser Berge.

Kahle Blöcke lagen am Wege. Spitze Felsen stachen tief in den blauen Himmel. Unten aus dem Tal wehte der Wind eine Glocke her. Der Himmel hier oben barst im Licht. Es war wie eine einsame Himmelfahrt.

Um Mittag lag ich dann in der Nähe der Peterbaude auf der Kammwiese — einer weltenfernen Sonnenwiese. Es war, als hätten mich die golden-warmen Fluten der Sonne, die durch mich rieselten, zu ihr emporgetragen. Kein Laut der Erde tönte. Aber eine Sonnenmusik brauste durch mein Blut.

Tief unten lag die Welt. Still versonnen lagen sie da, die Dörfer des

Hirschberger Tales, zusammengedrängt im warmen Schein der Herbstsonne. Goldene Fluren umkränzten sie. In brennenden Wäldern flammte ihr Herz empor zu meiner Höhe. Hoch im Blauen aber zog ihre Sehnsucht — eine stille weiße Wolke — hinüber in das Böhmerland, wo endlose Wälder in liebliche und glückliche Täler hinunterstürzen.

Es war ganz still. —

Hinter jener Höhe aber ballte und dehnte Rübezahl seine gewaltige weiße Faust. Immer wilder drohte sie, und plötzlich war das ganze blaue Bild verschwunden. Dichte, nasse Nebel jagten um mich. Und der Sturm lachte ein wildes Lied.

Da ergriff ich eilig meinen Stab. Das war recht das Wetter zum Wandern — hinein in ein ungewisses Leben ohne Ziel.

Gespenstisch ragte nur das Knieholzgestrüpp wie zottige, hämische Kobolde. Und der Sturm jauchzte so wild und fern von allem Erdenleben, daß es war, als gelle er Gottes Lied um meine Ohren.

Ich rannte in das Dunkel hinein und summte heiße Lieder.

Aus der Spindlerbaude drang Zithermusik und Lachen fröhlicher Menschen.

Ich rannte vorbei, rannte tiefer in den Nebel. — Plötzlich aber lag wieder blau der Himmel über mir. Und wie ein blauer Klang seliger Erfüllung stieg über alle anderen Höhen empor die Riesenkoppe, trug alles Leben dieser Berge mit geweihten Händen empor zum Himmel wie ein Gebet. —

Die Wälder lagen schon im Abendlicht. In den Teichen legte sich der Tag zur Ruh'. Da stieg ich vom Mittagstein hinunter ins Tal. Am Himmel schwamm ein rotes Abendwölkchen wie ein glückseliger Traum des Tages. Er zerrann in die Nacht. Aber in meinem Herzen glomm er lange weiter.

Unten im Tale entzündeten sich die ersten Lichter der Nacht. Durch die schweigenden Wälder ragten noch hoch und still die blauen Berge.

Ich war ein einsamer Wanderer zwischen zwei Welten.

Aus: Die Bergwarte. Heimatzeitung für die schlesisch-böhmischen Gebirge und ihre Vorgebiete. Herausgegeben von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Iserverlag, Friedeberg (Queis) u. Reichenberg (Böhmen).

Hoch oben im Nebel.

Von August Friedrich Krause.

„Das ist ein seltsam Wandern, Schritt für Schritt,
So einsam durch die Berge auf und nieder;
Die Tritte tönen von den Felsen wieder,
Als wanderte noch irgend jemand mit!"

Ich will in die Berge hinauf, wo der Sturm wohnt und wilde Einsamkeit und Kraft und granitene Größe und Weite und ewiges Leben.

Von Böhmen herüber drängen dicke, dunkle Wolkenballen, getrieben von einem schneidend scharfen Wind, der das Herz in der warmen Brust erschauern macht. Grau und grau: der Himmel, die Felsen, die Bäume. Das letzte bißchen Rot und Gelb, das hier und da noch an den Zweigen flattert, ist wie letztes, müdes Blinzeln der Sommerherrlichkeit. Aber der Boden, über den ich hinschreite, scheint glühend ... vom roten Laub der Heidelbeer- und Preiselbeersträucher. Und dazwischen hängen blutige und schwarze Tropfen ... und graue Tropfen, daß ich mitten hin durch Blut und Tränen gehe. Grau und öde liegen zur Linken die Täler der Menschen ... Hundegekläff ... Hühnergegacker ... sonst Stille und Starre. Wie verlassen liegen die grauen Hütten unten und drüben am Hang. Es ist nicht schwer, von dieser trostlosen, toten Welt zu scheiden.

Alte, trotzige Heldengestalten, so stehen verwitterte Tannen mit grüngrauem Moosbehang am Wege, zähe Kraft in den Gliedern, die Bergstürmen widersteht. Felsen ragen. Die Hütten des Tales vergehen im Dunst; aber ich bin nicht einsam. Die Tannen neigen die Wipfel und reden zu mir, und der Sturm singt ewige Melodien. Die Berge nehmen mich auf ihren Nacken und tragen mich empor. Mir ist, als wüchse ich aus Steinen auf, tief die Wurzeln in ihre Spalten gesenkt, als rage ich empor wie Baum und Fels, trotzig wild, groß, frei ... wie arme Menschlein, die Riesen sich dichteten. An meinen Schultern flattert der graue Wolkenmantel weit hinter mir her. Ich rage einsam und wandere doch: wie die Berge stehen und wandern zugleich. Rabengekrächz und des Wolfes Gebell ... Wotan ... Gott!

Ich hebe die Hand, und wie Schleier zerreißen die Wolken, die mein Haupt umflattern. Sonne im schlesischen Tal. Lieblich zwischen ernstem Grün weiße Häuschen und rote Dächer, braune und gelbe und dunkelgrüne Ackerstreifen. Darüber hin gießt eine müde Sonne ein zartgelbes, schleiriges Licht, das offenbart und dennoch milde verhüllt und dem ein stiller, warmer Glanz eigen ist. Es ist nichts leidenschaftlich Auf-

geregtes, nichts unnatürlich Glühendes und Fieberisches mehr in diesem Bilde, wie unten im Tal in der brennenden Schönheit des Herbstes . . . Nur das leise, müde Licht redet vom Ende; aber es ist wie das herzgewinnende, weise Lächeln einer Greisin, die Sturm und Brand des Lebens überwunden hat und eitel Güte im Herzen trägt. Dieses feine, klare Herbstlicht siehet nicht bloß, was vor Augen ist . . . es dringt ins Wesen der Dinge und siehet das Herz an.

Etwas Dumpfes und Banges löst sich in mir bei diesem weiten, befreienden Blick in sonniges Land, und mich will dünken, als fiele die letzte Kleinheit, die meinen Willen zur Höhe noch gefangen hielt, ganz von mir ab. Ich trinke die Ferne wie goldnen Wein und berausche mich an der Welt. Mir ist, als würde ich Gott und mein Reich alles, was mein durstiges Auge faßt.

Da wende ich mich, weil ich mich stark weiß, und schreite die Wege, die zur Höhe führen.

Die warnende Allmacht, die noch einmal Blicke mir freigab in den Sonnenfrieden und das bescheidene Glück der Menschentäler, läßt den weißen, wallenden Vorhang fallen, und ich bin allein.

Wie wunderlich diese Einsamkeit auf mich wirkt! Ich schreite unbekannte Wege durch steinige Öde und weiß kein Ziel. Das Ungewisse und Fremde ist meine Zukunft. Blind tappt der Fuß. Mir ist, als könnte ich mit jedem Schritt in unermeßliche Abgründe stürzen, die ganz erfüllt sind von dem milchigen Nebelmeer, das mich umgibt. Schauer überrinnen meinen lebenswarmen Leib. Alle glühende Empfindungskraft strömt aus mir, um die weiße, tote Einsamkeit zu beleben. Aber meine Glut verrinnt wie kärgliches Wasser im Wüstensand, und kein Lebendiges regt sich. Ich könnte mein Leben verströmen und würde nicht Leben erzeugen. Da wird die grausame Gewalt der Einsamkeit mir bewußt, und ich fürchte mich . . . fürchte mich! Und ich möchte die Glut meines Lebens in mir zurückhalten, daß ich nicht verblute in dieser eisigen Öde . . . unaufhaltsam aber rinnt sie und rinnt . . . Die Knie beben mir, die Hände zittern im Frost.

Aus den dicken, weißen Nebeln hebt sich in schwachen Umrissen eine dunkle Gestalt . . . Ich schreite schneller. Ein Mensch? Dumpf hallen die Schritte vom Boden wieder und wecken dumpfen Widerklang. Als wenn jemand käme! Nun weiß ich, was Sehnsucht nach Menschen ist! Einen freundlichen Gruß nur möchte ich hören, nur das Wehen warmen Atems spüren, daß ich ein Herz wüßte, das in dieser Öde mit meinem in gleichen Empfindungen schlägt.

Aber . . . es ist nur ein Baum, zerzaust vom Sturm der Höhe, gebogen von der Mühsal des Lebens. Graue, kalte Tropfen fallen aus seinem Gezweig auf mein Gesicht, das zu ihm sich emporwendet. Und wie ich meinen Arm um seinen zusammengezogenen, rissigen Leib schlinge, ist mir, als ränne ein Leben durch ihn hin, und ich bin beglückt, daß Leben in ihm ist, ein Wachsen und Werden, ein Trotzen feindlicher Gewalt.

Nun werden auch die Bäume klein und kriechen über Stein und Moor am Boden hin, weil sie müde geworden sind und sich beugen müssen; aber es ist doch noch Kraft und Zähigkeit in ihren krummen, knorrigen Gliedern. So mögen die alten Sachsen dem Christengott sich gebeugt haben. Zuletzt mögen auch sie nicht mehr mit, und graugrünes Gestein, wie Trümmer einer Riesenburg, bedecken den Kegel, den ich emporklimme. Wild auf heult der Sturm in Wut, daß ich wage, sein eigenstes Reich zu betreten. Aus den Tälern hetzt er herauf, und die Bäume tief drunten mögen stöhnen unter seinem Tritt, über Felsen springt er brüllend und fällt mich an. Ich trotze ihm . . aber mit Mühe nur, und mir wird bange vor seiner ursprünglichen, wilden Kraft. Er schleudert Nebelballen nach mir; sie jagen über mich hin, zerflattern und stürzen auf der anderen Seite in die Täler.

Dichter und dichter umspinnt der Nebel mich, und von allen Seiten wütet der Sturm auf mich ein. Ich steige weiter . . . aber schauernd empfinde ich die Größe der Natur und weiß mich Mensch . . . und nur Mensch.

Wo ist die Welt, die ich mein wähnte in frevelndem Übermut?

Der dicke Nebel bindet die Blicke, daß ich kaum drei Schritte vor mir und drei Schritte zurück sehen kann . . . Raum genug für ein Grab . . . Meine Welt . . .!

Und meine Höhensehnsucht verrinnt im weißen Luftmeer mit der Glut meines Herzens.

Da taucht vor mir das Riesendreieck des Baudendaches auf. Brenzlicher Geruch weht mir entgegen . . . Menschenstimmen.

Ich atme erlöst.

Auf der Koppe.

Von Walter Meckauer.

Der Koppengänger saß an einem Tisch der deutschen Baude. Er hatte die Ellenbogen aufgestützt.

Es war das Gebrumm von sprechenden, lachenden und essenden Menschen, das Stühlerücken, Tellerklirren des Mittagmahls. Auf den

weißgedeckten Tischen standen Blumensträuße in blauen Vasen: Knieholz, Teufelsbart, gelbe Gebirgsanemonen, blau-rötliche Bergorchideen. Die Holzdecke, gebräunt und von dicken Balken durchzogen, lastete wie ein Mantel über den kauenden und schwatzenden Menschen. Mit Geklirr rasselten jeden Augenblick Neuankömmlinge durch die Holztür herein. Die Spitzen ihrer langen Bambusbergstöcke knallten auf die Granitsteine vor dem Eingang. Dann blieben einige vor dem Ausschank am Eingange stehen und stürzten einen Stonsdorfer hinunter. Die anderen rissen sich die Mützen vom Kopfe und schwenkten sie in der Luft, daß die Regentropfen herabkollerten.

„Ein schreckliches Wetter!“

Wo ihre Stiefel hintraten, bildeten sich kleine Lachen auf dem Fußboden. Sie schritten quer durch das tabakblaue Zimmer und setzten sich in die anstoßende Veranda, auf welche die Schlossen wie mit Fäusten trommelten. Die breiten Fenster waren von Wasser verklebt. Und wenn man mit der Hand einen Fleck freiwischte, dann sah man draußen vor der Baude eine triefende, von drei Pfählen gestützte Telegraphenstange, über welche abgerissene, feine Nebelgebilde wie Schnecken mit ausgestreckten Fühlhörnern hinkrochen.

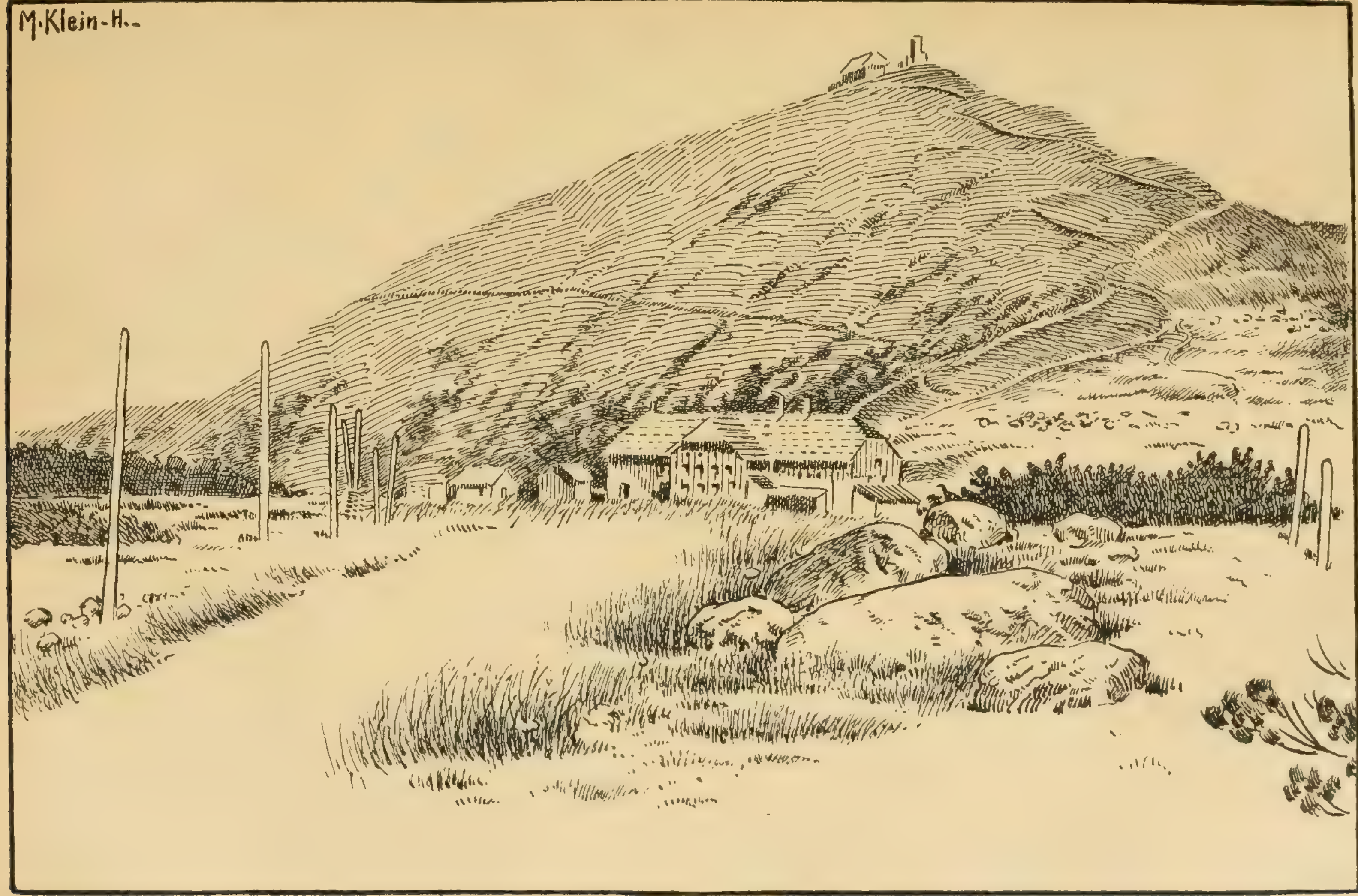
Von den Traufen heulten dicke Tropfen nieder.

Der Koppengänger richtete sich an seinem Platze auf, stopfte die Fäuste in seine grüne, knappe Bergjoppe und blickte über die Tische hinweg nach der Tür. Sie schlug fortwährend auf und zu. Die Tischtücher in ihrer Nähe wehten jedesmal, wenn sie aufging, wie Fahnen.

Der Koppengänger schob den Stuhl zurück und ging langsam durch das Baudenzimmer. Er betrachtete die ausgestopften Vögel an den dunklen Holzwänden, die Hirsch- und Rehgeweihe und trat dann vor die Tür hinaus. Gerade warf sich ein plumper Wolkenballen mit aller Wucht am Abgrund empor. Aber als er den Boden des Kegels berührte, stob er auseinander und schwirrte in einzelnen Fetzen wie Rauch um die Koppenhäuser.

Unter dem fliegenden Nebel jedoch erschien plötzlich das Tal in Sonne.

Der Koppengänger verharrte vor der Baude und spähte über den Jubiläumsweg (durch dessen Bau der Riesengebirgsverein sein fünfundzwanzigjähriges Stiftungsfest verewigt hat) hinweg nach dem Schmiedeberger Kamm hinunter, der sich langsam aus den gleitenden und schiebenden Wolken schälte. Die schwarze Koppe hatte eben die letzte Kappe abgeschüttelt. Und schon erschienen die Felswände des Melzergrundes in Sonnenbeleuchtung.



Schneekoppe.

Am Himmel glasten große, blaue Inseln.

Der Koppengänger, der einen Rundgang um die Koppe machte, blieb schließlich in der Nähe des astronomischen Observatoriums auf einem Steinvorsprung stehen. Zu seinen Füßen jagten noch immer Wolken, aber man sah schon ganz unten, zwischen den Spalten und Rissen, die schwarzen Hütten auftauchen, die den Riesengrund längs der Aupa durchziehen.

Dem Wanderer schwindelte vor dem Abgrund. Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück. Aber als er den Kopf zur Seite wandte, sah er hinab in den Grund der Lomnitz.

Da ließ er sich vorsichtig auf das Felsgestein nieder, schnallte seinen Rucksack ab und legte ihn neben sich. Sitzend, mit gespannt vorgeneigtem Oberkörper, schaute er in die Tiefe hinunter.

Die Wolken waren jetzt nur noch wie weiße Zugvögel, die über den Kamm dahinflatterten. Er konnte sie mit der Hand haschen. Ihre Schattenumrisse, die sich auf den Felsen der beiden Abgründe zeichneten, trabten gleich schwarzen Tierherden von der einen Seite herauf und verschwanden, über den Kammgrat jagend, wieder in der Tiefe. Der Wanderer konnte es genau beobachten, und er machte sich seine Gedanken darüber.

Er fand manches Gleichnis für diese eilenden Schwebewesen, die, sich verbreitend und sich verengend, den Abgrund belebten. Am liebsten aber sah er in ihnen rauschende Flügelgeister, mit denen er im Sturme hätte dahingleiten mögen — — — weit über den tiefgehöhlten Abgrund hin, auf dem entgegengesetzten Kammgrat hinunter, und dann wieder weiter und hinab über das Tal, hinab in irgend so eine einsame Bauernhütte, wo die Enge des Dorfes wohnte. Dorthin wollte er die Wut und das Heulen und den freien Glanz der Koppe bringen.

Ein Felszacken unter ihm nur verhinderte seinen Ausblick. Langsam rückte er auf dem Steine vorwärts. Und nun saß er ganz vorn, am äußersten Ende der Platte, und rechts und links öffneten sich die gewaltigen Schluchten.

Sein Herz jauchzte, und sein Geist tauchte wie ein Habicht hinunter bis auf die Talsohle. Seine Augen bohrten sich in die Wälder zu seinen Füßen ein, und seine Wünsche sprangen wie die Sturzbäche, deren Rauschen er bis herauf hörte, über Klippen und Geröll.

Veilchenblau schimmerten die Schutthalden des Koppenrumpfes, auf dem er saß. Dazwischen blinkten ganze Striche grün von Moosen und Steinflechten. Hier und da stand auch ein Knieholzgebüsch. Zackig und grauschwarz ragten härtere Felsen hervor.

Der Wanderer sah den Brunnenberg zum Greifen nahe. Und lustig schaukelte er mit seinen Füßen, die von der Felsplatte in den Abgrund hinunterhingen. Ihm war es, als schwebte er, unsichtbar getragen, hoch über der Welt und als bedürfte es nur eines Stoßes mit einem Fuße, um dahinzufliegen über die Erde.

Die Schneekoppe.

Von Hans Zuchhold.

Du krönst sie alle, die zu dir emporgeschmiegt,
Sehnsüchtig, Well' um Welle, sanft sich überschwingen,
Du bist der Hochklang in dem reinen Lied,
Das deiner Brüder träumerische Lippen singen. —

Das Lied der Erde, das aus dumpfen Tälern schwoll,
Von Mund zu Mund gewiegt in leuchtendem Verklären,
Von Berg zu Berg geläutert, dir ersungen, Gold,
Hebst du es licht zum Dufte lichter Sphären.

Aus meinem Herzen hebst du schweren Gram;
Leicht weht er auf, verstäubt, ein Nebelflattern, schwindet,
Bis meine Seele, dir zuklingend, Lerchensang,
In deiner Ruh' die ewige Ruhe findet.

Bergkrach.

Von Paul Keller.

Ei der letzta Walpurgisnacht hotta amol de schläscha Barge Krach mitsomm. Wer hotte dan Krach ongefanga? Nattierlich kee andrer Mensch als wie der Zotabarg [1]). A hotte die Schniekuppe 'n ale Gake [2]) gehissa.

„Was?" schrie die Schniekuppe. „Du Fatzke! Was unterstiehste dich? Bin ich nich Eure Kenigin?"

„Nee, du bist 'n ale gake," verhorte der Zotabarg uff sem dicka Kuppe.

„Nu, du niederträchtiger Latschel, du Faffermandla [3]), du Ziegequork du! Ich bien doch 'n feine, gebild'te Dame."

„Jawohl ja, Sie sein 'n feine, gebildete Dame," sate der Huchwald,

[1]) Zobtenberg, ein in einem großen Teile der Provinz sichtbarer, weil aus der Ebene steil emporsteigender Bergkegel zwischen Breslau und dem Eulengebirge, der als Wahrzeichen Schlesiens gilt. [2]) Ungefähr „alte Gans".

[3]) Pfeffermännchen; die Schneekoppe ist 1600, der Zobtenberg 700 m hoch.

dar sich zu benahma weeß, weil a vo a Salzburner [1]) Kurgästa Plüh und Bildung gelernt hot.

„Hal ock du die Frasse,“ sate der klobige Zotabarg zum Huchwalde, „sunst verrot ich's erst, daß de anne Liebschoft mit der Eule hust. Ich sah's schun, wie Ihr Euch immer pussiert. Und der Struchbarg stieht ni weit vo Euch weg.“

„Pfui, pfui, Zotabarg,“ schrie der krumme Kreuzbarg bei Striegau, und durch olle die viele Foffabarge ei der Schläsing ging a Sturm, und se hielta 'm Zotabarge 'n Revermande. Der beleidigte Huchwald schmieß augenblicklich dam groba Karle 'n Päpel [2]) Wulka on a Kupp, und de Eule schamte sich wie 'n ale Jumfer. Der Sturchbarg tat wie tulpe.

„Was ist denn das für ein Skandal?“ fragte das huche Rad [3]) ('s war zu Kaisers Geburtstag werkliches geheemes huches Rad gewurn). „Wer lärmt denn da und stört die Nachtruhe?“

„Ach, Exzellenz,“ sate die Schniekuppe, „'s sein nämlich wieder die klein' Leute im Parterre, die Spektakel machen.“

„Natürlich der Pöbel,“ sate 's werkliche huche Rad. „Wo sind denn unsere Polizisten, die beiden Sturmhauben?“ [4])

Die Sturmhaubá schliefa leider. 's huche Rad grief ei seine tiefe Hosatosche, ei die gruße Schniegrube, zug an weißa Zädel raus und machte sich 'n omtliche Notiz über die schläfriga Pulzisten.

Nu war's a bissla stille. Uff emol pläkte der Pietschaberg bei Ingerschdurf [5]) wie a Feuerkolb. A behaupte unter vielem Gewinsele, der Zotabarg hätt' a mitt'm Fuße geschibbt.

„'s ies gar nie wohr,“ striet's der Zotabarg ob, „der ale Lopps, der Pietschabarg, is wieder bepietscht. Eene Krohe hot a immer eim Stäppel, merstenteels aber 'n ganza Heffa [6]).“

„Ich — ich — bien — ganz — ganz — un — un — gar — nie — be — besuffa,“ druxte der Pietschabarg, „aber — Zotabarg, du — du bist — uffte — uffte genug — benabelt.“

Olle Barge ei der Schläsing lachta, und der Zotabarg krigt 'n ganz verknuchte Bust. A recht's olla mitnandern ei ganz urnara [7]) Ausdrücka vür, wie uffte eim Johre, daß sie benabelt gewast wär'n. 's war'n lausige Liternei. Wenn's wohr is, was dar Karl sate, do sein de schläs'scha Barge 'n ganz versuffne Klicke. Und was das Schlimmste

[1]) Salzbrunner. [2]) Pack. [3]) Hohes Rad, Riesengebirge. [4]) Große und Kleine Sturmhaube, Riesengebirge. [5]) Hügel in der Nähe des Zobtens. [6]) Haufen. [7]) ordinären.

derbeine ies: die hüchsta Spitza, die sein am üfftesta eim Nabel, die klen'n Kneppe, die blein viel klorer. Aber manchmol erwischt se's oo. Sugar 'm frumma Kreuzbarge sate der Zotabarg nach, a hätte monchmol 'n klen'n Stäbrich [1]).

„Aber," so schluß a, „bei a Monnsbildern is ni asu schlimm, wenn se sich och manchmol asu recht eihüll'n; wenn sich aber a Froovulk [2]) ei der Wuche drei, vier, fünf, sechs, sieba Mol benabelt, dos ies ane Offaschande. Und a sittes Froovulk ies äben die Schniekuppe."

Die Schniekuppe kreeschte ver Wutt.

„Zotabarg," krächzt' se, „du bist ju a ganz gemeener, urnarer, geweeniglicher Dingrich. Nu, du tummer Grootsch [3]) du! Wos verstiehst'n du, wie's ei hucha und hichsta Kreesen hargieht? Do is asu viel Wind und eisige Kälde, doß ma sich monchmol a bisserla eisacka muß. Muß, du Offe, hierscht es? Aber du warst ju schun immer asu a aler Stänkerfritze, dar keene Ruh' gab und sich über olles und jedes die Frasse zerriß. Deswägen hot dich ju och ünser Herrgott aus der onständiga Sudetenreihe rausgesotzt. Weil du keene Ruhe gibst, do hot a dich obseits vo olla ganz alleene gesotzt, wie der Schulmeester anne recht biese Range alleene uff eene Uxabanke [4]) setzt."

A schollendes Gelächter vu olla Barga. Do war sugar der Altvater ufgewacht, dar schun siehr wacklig und taprig ies und immer eischläft, eb wos lus ies oder nich.

„Wos — wos ies denn eegentlich?" fragt a däsig.

„Ach, alter Herr," sate die würdige Bischofskuppe bei Ziegenhols, „es ist doch heute wieder die sündige Walpurgisnacht, da machen eben die Berge Skandal und lästern und führen gemeine Redensarten."

„Ahähähähä," dröselte der Altvater, „jajajaja! 's war immer asu — 's war immer asu."

Und wie a das su leise dudelte und mit eem verschlofna Blicke nach seim Lieblingstöchterla, 'm Heidebrünnel, niber liebäugelte, schlief a och schunt wieder ei.

Nu zug aber der Schniebarg ei der Groffschoft lus, dar ies nämlich der Schniekuppe ihr Stiefbruder. Seit a 'n sehr schienes Aussichtstermla uff semm Kuppe hot, spricht a huchdeutsch.

„Meine Herren," sat a, „wir lassen uns doch von dem erbärmlichen Zotenberge nich produzieren: wir werden ihn einfach aus insem Gebergsverein nausschmeißen."

---

[1]) Rausch. [2]) Frauenzimmer. [3]) Tölpel. [4]) Ochsen- oder Sünderbank.

„Nu, du Glotzer Natzla [1]), du,“ schrie der Zotabarg, „wie sprichst 'n du? Plombier dich ock nich! 's heeßt ju gar nich produzieren, 's heeßt ju profetieren.“

„Provozieren,“ ächzte 's gebildte huche Rad, „es ist entsetzlich, unter solchen Banausen zu leben.“

„Ja, ja, Exzellenz,“ seufzte die Schniekuppe, „das sag' ich auch, und Exzellenz wissen doch, ich bin eine gebildete Frau. Ich verkehre mit Breslauern, Berlinern, Engländern und sugar Amerrekanern. Und ich bin patriotisch. Ein König und eine Königin von Preußen sind auf mir gewäst.“

„Prahl dich nich, tumme Gans,“ prillte der Zotaberg. „Krigst doch ken'n Orden! Du und patriotisch! Vurna biste preiß'sch und hinga biste biehmsch [2]). Und die Leute san, deine Hingerseite is immer noch scheener wie deine Verderfront.“

„Gott, wie unanständig,“ sate der Veilchenstein [3]), der beim huchen Rad immer eim Vorzimmer stieht.

„Hal's Maul, Veilchenstein, du bist a Jude!“ schrie der Zotaberg.

„Nu werd a gor noh antersemitisch,“ klong's wie a Seufzer vu der Silberkuppe riber.

„Ja, und du bist och'ne Judenschickse,“ schantierte der Zotabarg uff de Silberkuppe.

„Judenschickse — pfui!“ sate der frumme Annaberg bei Strehlitz, und nahm 'n Klusterbitter ver Entrüstung.

„Rummel! Rummel! Rummel! Rummel!“ quietschte der Rummelsberg bei Strählen ver Freede. A ies der reene Kuckuck, a prillt immer sen'n eegna Nama.

Nu fiel'n de Walmbriger Barge [4]) olle über a Zotabarg har: der Huchwald, der Sottelwald, der Schworze Barg, der Gotshibel, die Uxaköppe und halt olle. Ar wär a ganz ormseliger Buschklepper, meenta se, ar und sei Bruder, der Geiersberg, wär'n die leibhoftiga Satane, und orme Luder wär'n 's, Blobeermichel, während sie, die reicha Walmbriger Barge, asu viel Kohle hätta.

„Macht euch nie gruß,“ gurgelte der Zotabarg derzwischen, „macht euch ock ni mausig, daß ihr die Kolik im Bauche habt!“

Iber da faula Witz ging a tuller Skandal lus. Die Schniekuppe wischte sich mit em Wölkla zwanzigmol hingernander die Nase und

---

[1]) Glatzer Nazchen. [2]) Vorn bist du preußisch, hinten böhmisch. [3]) Veilchenstein, Kuppe des Riesengebirgskammes. [4]) Waldenburger Berge.

fächelte sich dann domiete, die Uxaköppe drohta mit a Hörnern, der Wulfsberg heulte, der Fuchsberg ballte, der Schnieberg schmieß ver Bust mit Lawin'n rim, 's huche Rad machte sich wie verrückt Notizen, die Pferdeköppe wieherta, der Veilchenstein jommerte, der Krokonosch schimpfte uff biehmsch, der Annaberg tronk immerfurt Klusterbitter, der Rummelsberg prüllte wie tälsch: „Rummel, Rummel," die Eule tat, als wenn se sich halbtut schamte, der Huchwald schwur, uff a Summer werd a a Zotabarg mit Hagelkörnern tutschissa [1]) wie mit eener Matrilljese, der Schworze Berg sah aus wie a wütender Näger, der Sturchberg schlug mit a Fliegeln, und die hunderttausend Mühlberge ei der Schläsing [2]) klopperta ver Ufregung.

Do kam uff eemol der liebe Herrgott ei seim himmelblooen Mantel aus seim scheenen Paradiese runder ei die liebe Schläsing und sate: „Bst! Seid stille! Seid hübsch artig, meine lieba Kinderla! Ihr seid ju olle su hibsche, schmucke Perschla und Madla [3]). Ihr mißt euch ni händeln. Ich bien euch ju olla asu harzlich gutt. Gieht jitzt hibsch schlofa [4]), und wenn ihr murne früh wieder uffstieht, do flecht ich jedem an lichta, guldna Kranz ei de Hoore. Gieht schlofa, ihr Kinderla, gieht schlofa!"

Und der liebe Herrgott zug jedem anne weeche, mollige Nachtmütze über die Ohren. Do worn se gut und stille, sanftmittig wie die Lammla. Blussig der Knurrkupp vo Zotabarg kunde sich nich asu plutze beruhigen. Wie ihm die Nachthaube schun über's Maul wegrutschte, brummelte a drunder no leise ver sich:

„De Schneikuppe ies doch 'n ale Gake!"

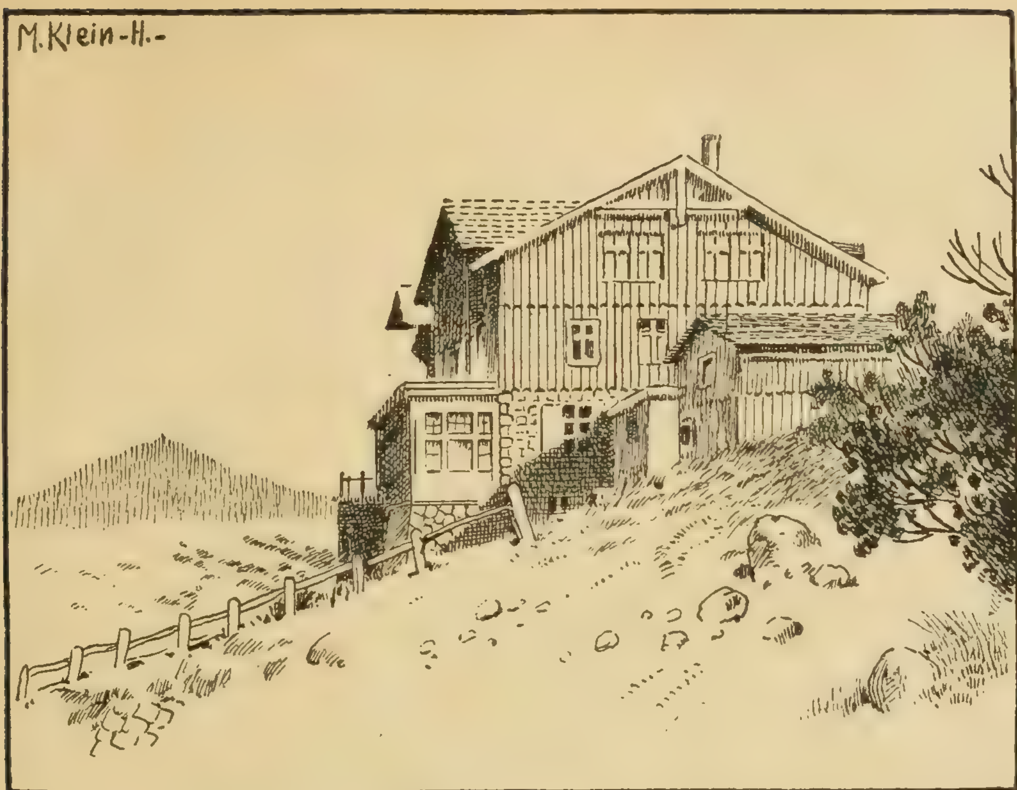
Aus: Paul Keller, Das Königliche Seminertheater. Breslau, Bergstadtverlag (Wilhelm Gottl. Korn).

Die Entstehung der Wohnstätten auf dem Kamme des Riesengebirges.

Von Wilhelm Patschovsky.

In den früheſten Zeiten umgürteten den Riesengebirgswall undurchdringliche Urwälder, in denen sich an den Ufern der fließenden Gewässer zuweilen grüne, mit hohem Gras bewachsene Auen, ausgedehnte Teiche oder Sümpfe ausbreiteten. Zum dauernden Aufenthalt für Menschen war dieser unwirtliche Wald weniger geeignet; dagegen

[1]) Totschießen. [2]) In Schlesien. [3]) Burschen und Mädchen. [4]) schlafen.



Prinz Heinrich-Baude.

hausten in ihm verschiedene wilde Tiere. Der aus dem ungeheuren Waldmeere sich erhebende Wall des Gebirges aber war eine Wildnis, die noch keines Menschen Fuß betreten hatte.

Die ersten urkundlichen Nachrichten von dem Vordringen der Kultur in die Urwälder, die das Riesengebirge umschlossen, erhalten wir aus dem elften Jahrhundert. Böhmen und Polen, zu denen die Landstriche des heutigen Schlesien abwechselnd gehörten, waren ehedem der Schauplatz lang andauernder Verheerungskriege, und schon im zehnten Jahrhundert haben am Bober bis an den „Grenzwald" des Riesengebirges Burgen gestanden, unter ihnen besonders die Feste Vlan, die heutige Burg Lehnhaus. Nach Besiegung des Polenherzogs Boleslaw Chrobry durch die Truppen des deutschen Kaisers Heinrich II. im Jahre 1004 waren in der Gegend von Trautenau die ersten Ansiedler polnische Krieger, die auf der Flucht von den Heeresmassen getrennt wurden. Unter Wladislaus I. entbrannten 1093 neue Kämpfe zwischen Polen und Böhmen um den Besitz Schlesiens; deshalb ist zum Schutze gegen die Einfälle der Böhmen auch zu der genannten Zeit die Burg Kynast angelegt worden. Hirschberg soll ebenfalls schon ums Jahr 1002 als

Marktflecken vorhanden gewesen sein. Im Osten des Riesengebirges befindet sich bei Liebau der Königshainer Paß, der schon in den frühesten Zeiten die bequemste Verbindung zwischen Schlesien und Böhmen war. Auch der Paß von Neuwelt bei Schreiberhau im Westen des Riesengebirges verband die beiden bezeichneten Länder. Es ist wohl auch anzunehmen, daß sich an diesen Heerstraßen nach und nach Ansiedler niederließen, die als Jäger, Fischer und Köhler ihr äußerst anspruchsloses Leben fristeten. Die genannten Heerstraßen dienten aber in späteren Zeiten nicht mehr allein kriegerischen Zwecken, sondern sie förderten auch den Handel zwischen den beiden Nachbarreichen, so daß infolge des steigenden Verkehrs sich diese immer mehr belebten. Dadurch war aber genügende Veranlassung dazu gegeben, daß sich an diesen Verkehrswegen eine größere Anzahl Menschen ansiedelte und daß diese Niederlassungen auch dauernd bestehen konnten. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß die Täler am Nord-, West- und Ostfuße des Riesengebirgskammes eher bewohnt gewesen sind als die an dessen Südfuße, während der Hochgebirgskamm bis dahin immer noch von den Menschen gemieden wurde.

Eine planmäßig geregelte und zwar deutsche Besiedlung in der Nähe des Riesengebirges ist aber erst seit dem dreizehnten Jahrhundert nachweisbar. Von besonderer Wichtigkeit für das Vordringen der Kultur nach dem Riesengebirge zu war die Gründung des Klosters Grüssau in dem Urwalde Cressobor (= Grenzwald) durch Herzog Heinrich den Frommen im Jahre 1240 und die Herzogin Anna im Jahre 1242. In dem genannten Jahrhundert entstand am Fuße des Riesengebirges eine größere Zahl von Ortschaften mit Einwohnern deutscher Abstammung, während die spärlich vorhandenen slavischen Bewohner immer mehr und mehr verdrängt wurden.

Die ersten Gebäude auf dem Hochgebirgskamme des Riesengebirges, die den Menschen als Wohnung dienten, waren Jagdhütten, die die Grundherrschaft errichten ließ. Schon im Jahre 1607 waren deren viele im Riesengebirge vorhanden. Herzog Boleslaus, der in den Wäldern des Hochgebirges oft das Weidwerk ausübte, hatte daselbst viele solcher Jagdhütten bauen lassen, um sie bei Eintritt von ungünstiger Witterung als Unterschlupf benützen zu können; außerdem beherbergten sie zeitweilig die Beamten, die die Forsten und den Wildstand zu überwachen hatten. Andere derartige Gebäude, die von der landes- oder standesherrlichen Verwaltung angelegt wurden, dienten amtlichen Zwecken und hießen Amtshäuser. In ihnen fanden die Beamten, denen die Über-

wachung des Grenzverkehrs oblag, vorübergehend Unterkunft, wie auch die Soldaten, die infolge der Grenzsperre an den Grenzübergangswegen wachten, als 1632 und in den folgenden Jahren in Schlesien die Pest wütete. Solche Amtshäuser sollen am steilen Abfall des Seifenberges, im Langen Grunde, im Wiesengrunde usw. gestanden haben; in sie flüchteten sich auch im Dreißigjährigen Kriege die Talbewohner mit einem Teil ihrer Habe.

Während die Jagdhütten und Amtshäuser nur aus besonderer Veranlassung und nur zeitweise von Menschen bewohnt wurden, waren die Häuser, die die Walen, die italienischen Schatzsucher, im Riesengebirge errichteten, wohl die ersten eigentlichen Wohnstätten für Menschen. Auf ihre Tätigkeit deuten noch eine große Menge von verfallenen Stollen, Schächten und viele Halden im Riesengebirge hin. Natürlich bauten sich die Italiener ihre Wohnungen in die Nähe der von ihnen angelegten Bergwerke. Solche Bergmannshäuser oder Berghäuser mögen wohl auch die Bauden gewesen sein, die schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts am Fuße des Koppenkegels, da, wo sich später die alte Herrenbaude befand, gestanden haben. Somit wären eigentlich die Walen als die ersten Kolonisten des Riesengebirges zu betrachten. Im Lärme des Dreißigjährigen Krieges und infolge der höchst unlohnenden Ausbeute mögen die genannten Bergleute wohl das Riesengebirge sehr enttäuscht wieder verlassen haben. Ihre Wohnstätten teilten später aber mit den bereits erwähnten Jagdhütten und Amtshäusern das gleiche Schicksal. Da nämlich alle die genannten Häuser, die nur leicht aus Holz gezimmerte Blockhütten waren, nicht mehr benutzt wurden, gingen sie allmählich ihrem Verfall entgegen, und da sie nicht einmal einen gemauerten Unterbau besaßen, verlor sich von ihnen auch jegliche Spur, so daß es später nicht einmal möglich war, ihren einstigen Standort festzustellen.

Viele von den Flüchtlingen, die sich in den Kriegszeiten in die Berge des Riesengebirges begaben, hielten sich dort nicht nur vorübergehend auf, sondern siedelten sich auf dem Gebirge an. So sollen bei Seidorf um die Annakapelle und oberhalb Agnetendorf Dörfer gestanden haben, die aber wiederum den Einfällen kriegerischer Horden zum Opfer gefallen sind. Auch die Mummelhäuser sind 1650 und die Baberhäuser 1664 von böhmischen Protestanten angelegt worden.

Ansiedelungen auf dem Hochgebirge konnten aber nur dauernd bestehen, wenn die Ansiedler eine Beschäftigung betrieben, die ihren Nahrungserwerb sicherte. Die Haupterwerbszweige für Bewohner des Hochgebirges sind aber Waldarbeit, Viehzucht und Gastwirtschaft.

Da schon im sechzehnten Jahrhundert die „Obergebirgswaldungen", das sind die Waldungen im Riesengrunde, große Mengen Holz nach Kuttenberg i. B. für die Bergwerke lieferten, ist wohl anzunehmen, daß sich die mit Waldarbeit beschäftigten Holzknechte in der Nähe ihrer Arbeitsstätte ansiedelten. Auch im westlichen Teile des Riesengebirges wurde später der Holzreichtum zu industriellen Zwecken ausgebeutet, was gewiß ebenfalls zu dauernden Ansiedlungen Anlaß gab.

Die älteste von allen jetzt noch vorhandenen Riesengebirgsbauden ist die Wiesenbaude, die im Jahre 1625 angelegt wurde. Sie verdankt ihren dauernden Bestand dem Umstande, daß in ihr später Viehwirtschaft getrieben wurde, zu der alsdann noch als neuer Erwerbszweig die Gastwirtschaft kam. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war die Wiesenbaude sogar die einzige massive Baude des Riesengebirges, die zugleich die beste Herberge und Verpflegung bot.

Ein ziemlich reger Handels- und Grenzverkehr muß schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auf dem Riesengebirgskamme stattgefunden haben; denn über ihn führten damals schon Handelswege von Schreiberhau nach Rochlitz, von Hain nach Spindelmühle, von Hohenelbe über den Kamm nach Warmbrunn, von dem sich wieder Wege nach Schmiedeberg, Schwarzenthal und Freiheit abzweigten.

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts entstanden auf dem Riesengebirgskamme mehrere Bauden, in denen zum Teil Viehwirtschaft und Gastwirtschaft vereint, zum Teil nur Gastwirtschaft betrieben wurde. Zu den Bauden erstgenannter Art gehört die Hampelbaude. Ihre Besitzer, sowie auch die Eigentümer anderer an den Handelswegen gelegenen Bauden, waren zur Instandhaltung dieser Wege gegen eine kleine jährliche Geldentschädigung verpflichtet, und diese Verpflichtung gehörte mit zu den auf den Bauden ruhenden Lasten. Vornehmlich als Einkehrhäuser entstanden in der vorbezeichneten Zeit an den Verkehrswegen die Schlingelbaude, ferner die heute nicht mehr vorhandene Tannenbaude, die auf der Geiergucke stand, und die Kesselhofbaude. Die am Ende des siebzehnten Jahrhunderts errichtete Teichbaude könnte zu den Amtshäusern gezählt werden; denn in ihr wohnte zum Schutze und zur Förderung der im Kleinen Teiche betriebenen Forellenzucht der gräfliche Teichwärter, der besonders im Winter für Zuführung von frischer Luft zu sorgen hatte. Der östliche Teil des Riesengebirges erhielt ferner zu letztgenannter Zeit dadurch eine ständige Bevölkerung, daß sich verbannte Schweizer und Österreicher höheren Standes am südlichen Abhange des Forstkammes ansiedelten und be-

sonders Viehwirtschaften in den jetzigen Grenzbauden gründeten. Lediglich zum Zwecke der Viehzucht mögen auch die sechs Bauden errichtet worden sein, die in der Nähe der Stelle gestanden haben, wo sich die Pantsche in die Elbe stürzt und die den Namen Bantschen- oder Pantschefallbauden führten. Auch am Elbfall befand sich einst eine solche Baude, die später ebenfalls wie die letztgenannten Bauden verschwand. Zwischen der Schlingel- und Hampelbaude lag ehemals die Geistliche Baude, auch Pfarr- oder Koppenbaude genannt. Sie scheint zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erstanden zu sein. Ihren Namen erhielt sie, weil sie an den fünf Koppenfesten für die drei Zisterziensermönche der zum Kloster Grüssau gehörenden Propstei Warmbrunn, die nur allein das Recht besaßen, in der Koppenkapelle Gottesdienst zu halten, bestimmt war. Außerdem beherbergte sie zuweilen die gräfliche Familie. Als nach Aufhebung der Klöster im Jahre 1810 in der Koppenkapelle kein Gottesdienst mehr abgehalten wurde, blieb die Baude unbenutzt und ging ihrem Verfall entgegen. Die in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts am böhmischen Abfall des Hauptkammes erbauten Bradler- und Leierbauden sowie die Pudel- und Martinsbauden am Südfuße des Hohen Rades waren sogenannte Sommer- oder Viehbauden. Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts nutzte man die Weiden des Hochgebirges noch mehr aus; deshalb vermehrten sich auf dem Riesengebirgskamme und an dessen Abhängen die Sommerbauden immer mehr, so daß sie besonders an den Böschungen der Talränder größere Baudengruppen oder Dörfer bildeten.

An der östlichen, über das Riesengebirge nach Rochlitz führenden Handelsstraße errichtete in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts ein Besitzer aus den Krausebauden bei Spindelmühle-Friedrichsthal, namens Hollmann, eine Baude, die nach ihm Hollmannsbaude oder auch nach der nächstgelegenen Ortschaft Schreiberhauer Baude genannt wurde. Die in Österreich wohnenden Verwandten des Hollmann, der auch auf böhmischer Seite Bauden besaß, bezeichneten diese Baude als „Schlesische“ Baude, und als 1787 Hollmann am Fuße des Reifträgers noch eine Baude anlegte, nannte man letztere die Neue Schlesische und die vorgenannte die Alte Schlesische Baude. Im Jahre 1790 wurde auf dem äußersten Westflügel des Kammes die Wossseckerbaude errichtet, die auch die Neue Böhmische Baude oder Franziskanerbaude hieß. Zwischen 1794 und 1817 scheint die Schnurrbartbaude, die ehemalige Johann Georgen-Baude, am Wege von Krummhübel zur Koppe entstanden zu sein. Die Rennerbaude ist 1795 als Sommerbaude errichtet

worden. Die Mitte des Riesengebirgskammes erhielt im Jahre 1811 als Einkehrhaus die Peterbaude, die etwas seitlich entfernt von dem nach Spindelmühle führenden Wege liegt. Direkt an diesem Wege, im tiefen Sattel der Mädelwiese und am Fuße der Kleinen Sturmhaube, ließ der Friedrichsthaler Richter Spindler die nach ihm benannte Spindlerbaude aufbauen, die für den Verkehr viel bequemer lag als die Peterbaude und deshalb mehr bevorzugt wurde als diese. Die 1886 durch eine Feuersbrunst zerstörte Spindlerbaude ist in ihrem Neubau viel größer und praktischer hergestellt. Da in der Koppenkapelle kein Gottesdienst mehr stattfand, erhielt Gastwirt Siebenhaar aus Warmbrunn die Erlaubnis, sie im Jahre 1824 in eine Herberge umzugestalten. Siebenhaar übte die Gastwirtschaft bis zum Jahre 1850 in der Kapelle aus, bis sie ihrem ursprünglichen Zwecke wieder zurückgegeben wurde.

Mit dem fortwährend zunehmenden Besuch des Riesengebirges machte sich das Bedürfnis nach einem geräumigen Einkehrhause auf dem Westflügel des Kammes immer dringender geltend; denn die kleine Schutzhütte am oberen Rande der Schneegruben bot nur wenigen Personen die notdürftigste Unterkunft und Verpflegung. Deshalb ließ Graf Leopold Christian Gotthard Schaffgotsch an Stelle dieser Bretterbude 1837 die Schneegrubenbaude massiv erbauen. Sie war also die erste Wirtschaft auf dem Kamme des Riesengebirges, die lediglich aus Rücksicht auf den Fremdenverkehr gegründet worden ist. Später ist neben der alten Schneegrubenbaude ein stattliches massives Gasthaus erbaut worden. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mußte die steinerne Hütte eines Wächters am Elbfalle einem größeren Gebäude, der jetzigen Elbfallbaude, Platz machen.

War in der Koppenkapelle auch der Gottesdienst eingestellt, so beging doch die Gebirgsbevölkerung noch die weltliche Feier der Koppenfeste, und auch der Fremdenverkehr nach der Schneekoppe hatte in den fünfziger Jahren noch mehr zugenommen. Die beschränkten Räume der Koppenkapelle reichten an den erwähnten Festtagen bei weitem nicht aus. Deshalb errichtete Kaufmann Stephan Mitlöhner aus Großaupa am Fuße des Koppenkegels erst einen hölzernen Stall für sein auf dem Hochgebirge weidendes Vieh und verband mit diesem Gebäude vorläufig eine Marketenderbude. In den Jahren 1847 und 1848 baute er die Riesenbaude. 1850 ließ Gastwirt Sommer auf der Schneekoppe das erste Hospiz, die Preußische Baude, errichten. Es wurde nach siebenjährigem Bestehen von Bubenhand in Brand gesteckt und gänzlich zerstört. Bald entstand ein neues Gasthaus an Stelle des alten; doch

auch dieses brannte 1862 nieder, und Sommer baute das Hospiz zum dritten Male. Gastwirt Blaschke aus den Grenzbauden errichtete 1868 auf der österreichischen Seite des Koppenplateaus ebenfalls ein Gasthaus, die Böhmische Baude.

Nun entstand oben auf dem Kamme des Riesengebirges während einer längeren Reihe von Jahren kein neues Einkehrhaus mehr; dagegen sah man an den Kammabhängen und an ihrem Fuße zahlreiche Gasthäuser entstehen. Als nach Gründung des deutschen und des österreichischen Riesengebirgsvereins der Fremdenverkehr im Riesengebirge einen bedeutenden Aufschwung nahm, trat das Bedürfnis nach einem Gasthause auf der langen Strecke zwischen der Spindler- und der Riesenbaude ein. Ein aus Mitgliedern des Riesengebirgsvereins bestehender Bauverein beschaffte die Mittel zum Bau eines modernen Hotels, das in der Nähe des Mittagsteines seinen Platz erhielt, im Jahre 1889 eröffnet und Prinz-Heinrich-Baude genannt wurde. Infolge Schließung der Wossekerbaude durch die Tschechen entstand von 1921 bis 1922 auf dem Reifträger eine neue rein deutsche Baude.

Gegenwärtig befinden sich auf einem Flächenraum von etwa 540 Quadratkilometern über tausend eigentliche Gebirgsbauden.

Die Leute aus der Rubenerbaude und ihre Umwelt.

Von Carl Hauptmann.

Einsame Spätsommersonntagsstille oben über dem Bergwald — wo dann Heiden und Krummholzbüsche zum Kamme emporklettern — im Schlage, wo alte knorrige Wetterfichten vor kurzem festgestanden hatten und nun nur noch die Wurzelstöcke aus dem aufgewühlten Boden ragten. Zwischen Blöcken und Stöcken blühten und glühten Weidenrosen. Die grünen Blaubeerblättchen und tausend kleinen Kräuter glänzten weithin wie in Silber, über die die roten Blüten gestreut schienen in stiller Sonnenfreude. Es war klar weithin in die tiefe, ferne Welt — und lautlos einsam. Nur Axtschläge hallten, und ein Spechtlachen klang. Ein Grüner und ein Schwarzer kamen in wogendem Fluge in der freien, frohen Sommerluft, suchten den Stamm der einzeln inmitten des Schlages verschont gebliebenen Fichte, die bis zum kleinen Wipfel astkahl war. Ein jeder Vogel saß emsig am Stamm, eilte ringsum, das Köpfchen rückwärts gestaut wie einer, der seine Zeitung weit halten muß, um sicher zu sehen, das schwarze Köpfchen aus dem hellgrünen Jägerkleide nun neugierig noch einmal zurück-

wendend in die einsame, sonnendurchwirkte Halde — der Grüne — und dann laut und eilig pochend, daß weithin eilfertig der Doppelschlag der beiden lustigen Schweber hörbar über die Halde klang. Nun flog einer — dann der zweite in stoßenden Wellen weiter dem Walde zu. Es war ein Morgen, als wäre man nicht aus Erde, nur aus Licht und Luft geboren. —

Rubener und sein Ältester, Martin, hatten den ganzen Morgen hier oben gestanden zwischen Blöcken und Stöcken und Arbeit getan — hoch über der Welt aus weiten, blauen Wogen in den freien Unermeßlichkeiten der Berge, die hinauslocken mit Blicken zu schweifen, wer nicht Flügel hat. Ein Stoß Wurzelstöcke lag gegen den Weg dem Kamme zu, den Martin schon aufgeschichtet.

„Martin — paß ock uf —", sagte nun der Vater, der mit harten Schlägen Stöcke zerkleinerte, die er mit einem Hebelwerk locker gemacht und in die Luft gehoben. Aber Martin hörte nicht gleich, weil seine eigenen Axtschläge Rubeners Worte übertönten.

„Martin — Junge — stille! Paß ock uf! Uben — uf a Berg zu — sihste nee?"

Martin ließ die Axt sinken und sah sich nach der Höhe zu um. Und Vater und Sohn standen, ohne sich noch zu rühren. Frische Menschen von sicherer Kraft — hemdärmelig und in Arbeitskleidern, feste Stiefel an den Füßen — ein jeder die Axt zum neuen Schlage in der Hand bereit. Nicht alle im Gebirge sahen so frisch und trotzig aus. Rubener war kaum vierzig — war kurzbärtig und zäh in der Gestalt und mußte sich bücken, wenn er daheim in das niedrige Stübel der Rubenerbaude eintrat. So mußten die Menschen früher gewesen sein, als sie noch alle Einsiedler waren — ungastlich und rauh — ganz nur für sich lebten und noch nicht jeder jedem glauben machen wollte, daß sie Brüder wären — einer dem anderen nur nahen gekonnt — nicht anders, als offen als Feind, zum Kampfe gefordert. So einer war Rubener — unbewegt — verschlossen, auch nicht groß Knecht und untertänig — stumm und stark in der Arbeit — sanft zu den Kindern und zum Weibe — und wortarm und in Gedanken versunken. Und Martin ein ausgelassener Wildling, den es juckte, von neuem fröhlich in die Wurzelstöcke einzuschlagen, wenn er, wie jetzt, ruhen gemußt. Und beide sahen nun mit leuchtenden braunen Blicken, aufgerichtet, im kühlen Luftzug über die Heide hin, weil gegen das helle Licht über der Höhe ein Reh — und noch ein Reh und dann ein drittes langsam emporkam — äsend und äugend — ganz nur auf der Berglinie ein wunderzartes Schattenspiel —

flüchtig wie in Sonnendunst gezeichnet — äsend und dann starr äugend und zum Fortspringen über Stein und Halde frisch bereit — und nun sicher gemacht — und dann von neuem hoch emporgerichtet ein jedes, wie der Rubener selber und der dreizehnjährige, frische Junge, in deren beider Blicken jetzt ein Lachen lag im Morgenfrieden, ehe die harten Schläge weiter in die Gründe klangen.

„A schienes Tierla," sagte Martin leise. Aber er hielt es doch nicht aus. Er hatte längst gesehen, daß er einen klaffenden Spalt vergeblich in einen Klotz geschlagen, und schlug nun mit ausgeruhter Kraft fort, daß die Schneide sausend durch den Knorren fuhr und die beiden Wurzelarme splitternd auseinanderfielen.

„Ich war dir'sch zeiga," lachte er schon wieder lustig für sich, wie das Werk getan war.

Auch Rubeners Schläge klangen eintönig weiter, daß die Rehe oben noch einmal geäugt hatten und dann mit leichten Sprüngen am Hange hin ins Walddickicht verschwunden waren. Allzu lange gab es für die Rubenerleute kein Ausruhen. Früh im Morgengrauen war Rubener mit Martin ausgezogen, um das Winterholz für den eigenen Bedarf zusammenzurücken. Eine alte Gewohnheit. Auch Rubeners Vater hatte schon Stöcke von der Herrschaft gekauft, einen ganzen Plan, die er dann immer in Sonntagsfeierstunden selber ausgerodet und klargemacht hatte, wobei auch ihm der Älteste, der nun Martins Vater war, geholfen hatte, wie heute Martin ihm. Auch Rubener hatte zu seinem Vater, wie heute Martin zu ihm, aufgeblickt, die stumme, gerade, harte Art, die so liebevoll und verläßlich war, heimlich immer neu angestaunt — auch die sichere Kraft — die es verstand, die vertrackteste Wurzel mit mächtigem Hebelgriff emporzureißen, daß man dann stand, als hätte man ein ganzes Rätselwesen von verwachsener Schlangenbrut Steinen und Blöcken und dem tiefen Erdgeklüfte zu entreißen vermocht. Eben hob Rubener den Stock einer alten hundertjährigen Fichte aus. Martin sprang ihm zu. Es gab eine harte Mühe. „Ich wir d'r'sch hal'n, Vater!"

„Nee — gih ock' nim, Martin! — uf de andere Seite — hie nutzt 's nischt — hal' ock du lieber a Pflock mite! Pst! — pst! — ruhig — langsam, Martinla — ja nee gihe lo'n — langsam — sihste — asu giht's — langsam — das Ding werd schun gihn asu — stille — daß 's nee schwappt! — asu — werd — das — Ding!"

„Das is aber a grußer, Vater," sagte Martin, als jetzt der Wurzelstock umgekehrt dalag, die Wurzelenden, die ein Jahrhundert in den

finsteren Erdspalten gegraben und gesogen hatten, in Gräuel in die Luft züngelten — nur alles tot und starr. Rubener wischte sich den Schweiß von der Stirn. Wie verwehende Glockentöne klang's vom Talgrunde empor, daß Rubener lauschte.

„Jitzte werd de Mutter bal'e kumma, Vater," sagte Martin zufrieden, weil er ans Essen dachte, das Frau Rubener ihnen bringen sollte. Die Baude lag nicht weit. Wenn Frau Rubener von jenseits zehn Minuten in die Höhe war, konnte sie den Schlag überblicken. Auch Rubener dachte jetzt ans Mittagessen, wie er fest in das Holz einschlug. Und Martin lachte noch pfiffiger, ohne es zu merken, weil ihm fröhlich zu Mute war, wie den bunten, leicht wogenden Spechten, die neu vom Waldgürtel herüberflogen zur alten Wetterfichte — weil er hörte, wie hell Vaters Schläge in der freien Sonntagsluft widerhallten —, er lachte, weil er die Blüten der Weidenrosen glühen sah und die verwehten Glocken gehört hatte — weil er nun an die Mutter dachte, die bald, ein böhmisches buntes Tüchel um den Kopf flatternd, wie die Rehe als Schattenspiel auf der Höhe erscheinen mußte. Martin stand jetzt vor den Holzstapeln am Wege, während der Vater tiefer unten Arbeit tat. Er überlegte. Er erwog, daß sie acht Male mit dem Schlitten vom Baudengrunde über das Bergjoch herüber müßten, wenn sie alles Holz heimbringen und Scheit um Scheit dem mächtigen Hausgötzen von Ofen in der niedrigen Baudenstube opfern sollten. „Hahaha"; er lachte, der Junge — den ganzen Morgen — er dachte an alles, wie wenn Träume vorübergingen: an das warme, wohlige Winterstübel und den dämpfigen, spinnwebigen, dunklen Stall; an die Wiege dachte er, worin das Kleinste der Rubenerkinder in dicken Betten lag, an dem die anderen wie an einer Puppe hingen — alles kam und ging flüchtig und lustig vorüber, wie die braunen Käfer im Beerenkraut, und wie die Spechte und die Rehe kamen und gingen, alles flog und sprang und kroch eilig vorbei in seinen lustigen Gedanken, wie Martin den Holzstapel lange überlegend angestaunt.

„Martin," rief wieder der Vater, daß es am Hange ein Echo gab — so laut mußte er über den Schlag hin rufen — so weit stand der Junge jetzt auch für den Alten gegen das Bergjoch zu.

„Was denn, Vater?"

„Is das nee de Mutter da uba?"

„Wu denn?"

„Nu uba — sih dich ock im — uba."

Martin trat hinter dem Holzstoß hervor und sah auf den Bergpfad

Wirklich, die Mutter Rubener kam eilig über die Höhe gelaufen. Auch Martin sah sie erstaunt an. Vater und Sohn regten keine Hand mehr, weil der Anblick der Mutter, die hastig über Stöcke und Blöcke sprang, gleich verwunderte. Man sah, sie hatte sich nicht wie sonst sonntäglich hergerichtet. Eine junge, frische, liebe Frau. Daß Martin ihr Sohn wäre, hätte man ihr in dem Augenblick gar nicht angesehen. Sie war arg gerötet vom Laufen und verriet im Blick eine innere Beschäftigung.

„Vater, Jeses, Vater!“ rief sie ganz atemlos von der Ferne, noch ehe sie zu Martin heran war. Martin verfolgte sie mit dem Blick und trat Schritt für Schritt auch dem Vater näher.

„Nee, sieh ock amol, Vater — hie —,“ hastete die Frau nun beim Nahekommen und löste aus einem roten Tüchel ungeduldig ein weißes Schreiben, während der Heidewind ihre Röcke leicht wehte und ihre Blondhaare um Stirn und Schläfen herumtrieb. „Jeses! Du sollst dir'sch amol lasa —.“

„Was denn?“ sagte Rubener versunken, der keinen Blick von der Heranhastenden fortgewandt.

„A Beamter vo unten hot d'r dan Brief gebrucht, Vater.“

„Was denn fir enner? Vo wann denn?“

„Ich gleebe, 's is nischt Gudes, Vater.“

Rubener hatte den Brief genommen und ihn bedächtig ausgebreitet. Der Wind suchte vergeblich daran zu reißen.

„Vo der Herrschaft, Vater! — Ich gleebe, 's is nischt Gudes, Vater, wenn das wuhr is, was der Kerl derzune sagte, Jeses, Jeses,“ sagte die Frau geängstigt, während sie den schon tief studierenden Rubener anstarrte. Martin war nun auch herzugetreten und hatte längst in der Mutter Mienen erkannt, daß auf die friedsam sonnige Sonntagshalde plötzlich eine Sorge gekommen war.

„Was hot's denn, Mutter?“ fragte er ganz erstaunt.

„Da war'n mir ock gihn,“ sagte der Mann, nachdem er lange stumm in das Papier hineingesehen, legte Axt und Hacke, Hebel und Balken beiseite und zog die Kette klingend aus dem Wurzelstocke, den er gerade in Arbeit gehabt.

„Was hat's denn, Mutter?“ sagte Martin noch einmal leise, daß es die Mutter wohl hörte, aber, weil sie des rauhen Rubener plötzlich starres und zernagtes Gesicht angesehen, dem Jungen nichts zu erwidern wagte. Das hing alles eng aneinander, wie Kopf und Glieder. Eine Vatermiene in banger Sorge fuhr als Träne aus dem Auge der Frau, heimlich und ungesehen — und als ein erstauntes und doch hoffendes

Aufblicken mit gläubigem Augenschein zum Vater aus Martins Blicken. Der Vater hatte den vergriffenen Jägerhut nicht zurechtgeschoben, hatte alles sonst stehen und liegen gelassen, außer der Jacke, die die Mutter von einem Stocke nahm, und hatte sogleich den Heimweg angetreten. Nun stieg er empor, an der Seite die hastig laufende Mutter — denn Rubener war ein starker, sicherer Schreiter — und auch Martin mußte manchmal einen Schritt mehr machen, ob er es gleich dem Vater sorgsam nachtat. So gingen sie.

„Dar Mensch — dar Beamte —," begann Rubener unterwegs die Rede, „hot dar Mensch dir was gesa't?"

„Ju, ju, Vater; er sa'te wuhl asu was!"

„Was denn, Mutter?" fragte Martin eindringlich.

Aber Frau Rubener sah nur ängstlich zum Manne auf und hörte des Jungen Worte kaum. Sie begriff wirklich gar nichts. Sie sah nur den Mann wieder heimlich an und suchte mit ihm Schritt zu halten, den nun die Unruhe vorwärtstrieb, daß er sich um die Mitschreitenden nicht mehr kümmerte. Rubener hatte wohl begriffen, worum es sich handelte.

„Vom Grafen — 's kimmt vom Grafen — 's kimmt aus der Schloßkanzlei —", sagte er hastig.

Martin war bei des Vaters Worten plötzlich angst geworden.

„Ju, ju, vo' der Pacht hot'r geredet, Vater. Was is denn das?" klagte die Mutter.

Rubener hatte den Brief neu ausgebreitet und war auf der Höhe wieder stehengeblieben.. Er las laut:

„Dem pp. Rubener wird zur Kenntnis gebracht, daß die Erbpacht der Baude, wenn sie am 1. April des kommenden Jahres zu Ende geht, nicht erneuert werden kann. Die Herrschaft verfolgt mit dem Plan andere Zwecke. Das Haus wäre zum Frühling abzureißen und der Ort in jedem Fall zu verlassen . . ."

„Das war'n mir erscht amol sahn, ob mir raus missa," sagte er wütend in die Luft: „Das war'n mir erscht amol sahn." Er war in solcher Versunkenheit und hatte plötzlich eine solche Miene von Haß, wie er weiterging, daß Mutter und Martin ganz zernagt und stumm neben ihm hineilten, ihn dann und wann nur heimlich ansahen, weil sie sich fürchteten, und nur eine lichtere Hoffnung kam, als aus dem Grunde unten am Hange die Rubenerbaude sichtbar wurde und Hirtenjauchzen und Singen des zweiten Rubenerjungen zu den Heimschreitenden herüberklang.

Die Rubenerbaude lag da wie ein schwarzes, verwittertes, schlafendes

Tier — sonnenumflort und ganz versunken — vereinsamt die öden Gerölle rings, wo seit Ewigkeit der Baudenleute Kühe und Ziegen bis hinauf ins Krummholz ärmliche Gräser und bunte Blumen weideten, friedliche Glocken am Halse, mit denen sie in den flüsternden Heidewind verwehend Glück woben, wenn es wie jetzt Spätsommer war —: der Rubenerleute Kühe, das heißt des Urvaters Kühe und des Vaters und nun auch längst des Sohnes Kühe und Ziegen, was schon in späteren Geschlechtern war. Von alters her lag sie dort am Hange, die alte geduckte Baude, das Gehäuse der Rubenerleute. Das Haus hatte ein Urvater gebaut in rauher, tüchtiger Arbeit. Kein Schmuck — aber daß es warm wäre innen und behaglich für Mensch und Vieh. Hundertjährige Stämme zu Balken hatten die harten, schweigsamen Holzmacher damals noch genug zu finden gewußt. Damals war der Wald ungastlich und einsam. Unterholz überwuchs in wildem Gewirr, wo die Waldwasser in rötlichem Grunde rinnen, kaum je von Menschen begegnet, und alte Baumriesen, die Männer nicht umspannten, ragten mit verschlungenen Kronen über dem moderigen, feuchten Walddickicht, viele lange geborsten, von Eulen bewohnt — und zerfallen. Da ließ sich leicht ein einsames Haus bauen. Die Wände der Rubenerbaude waren wie trotzige Mauern, so hatten die Wetter der Jahrhunderte die alten Balkenwerke fest gefunden. Verwittert Dach und Hauswand, in weichen Linien wie geduckt, als wenn sich längst das Gehäuse als lebendes Wesen angeschmiegt an den verlassenen, öden Steingrund, wo nur noch Geröll und Blöcke lagen, und Wasser ferne in der Felsschlucht, tagaus, tagein — seit Jahrhunderten. Denn die Rubenerleute waren alte Bergsassen. Sie saßen in dem einsamen Balkengehäuse seit hundert und mehr Jahren — und nun sollte weder Dach noch Grund mehr ihr Eigen sein.

Aus: Carl Hauptmann, Hütten am Hange.
Erzählungen. München, Georg D. W. Callwey.

Bergwinter.

Von Hanns Fechner.

Von den Strahlen der Herbstsonne beleuchtet, bot der wilde, dornige Rosenbuschen, der aus der verwitterten Granitmauer hervorwächst, einen eigenartigen Anblick. Dicht neben einer der tiefroten kräftigen Früchte hatte ein zartes, rosarotes Blütlein sich entfaltet, gerade als ob die sommerliche Zeit noch zu erwarten sei. Schuld daran trug der Herbst, der sich trocken und heiß herausgeputzt hatte, als ob er der Sommer sei.

Noch ließ es sich unter dem Heckenrosenstrauch im Grünen sitzen wie zur Sommerzeit, noch konnte man sich dort einspinnen in Erinnerungen an Jugend und Frühling. Wohl dem Menschen, dem es vergönnt ist, in Kindertagen schon empfinden zu lernen und schauen zu dürfen, wie die Jahreszeiten draußen in der Natur ihre wundervollen Bilder aufrollen, als eine Vorahnung davon, wie das Leben der Menschen sich einreiht in das große Naturbild des ewigen Kreislaufs von Werden und Vergehen . . . von Vergehen und Werden. Und bei alledem der Heimatdrang nach den Stätten der Kindheit.



Die Blüte: das Bild der Sehnsucht. Die rotleuchtende Frucht aber Erfüllung. So gibt auch die Zeit des Herbstes jene beruhigende Stimmung der Erfüllung aller Sehnsucht und Mühen, all der schweren Arbeit des Landmannes. Und trotz der harten Not der Zeit hielt der fest am alten guten Brauche des Erntedankfestes. Nicht mit üppiger und lauter Festerei, nur in nachdenklichem Beieinandersein abends nach inbrünstigem Dankgebet in der Kirche. Der Spätherbst aber lachte der Prophezeiung des hundertjährigen Kalenders, auf einen späten Frühling müßte ein früher Winter kommen, und ließ seine bunten Gewänder länger als sonst an Baum und Strauch hängen, als ob er ein gutes Beispiel geben möchte für das Notgebot unserer Tage, die Sparsamkeit. Erst um die Mitte des Novembermonats entschloß sich auch der Eschenbaum, sein Kleid für den Winterschlaf abzutun, indes zwischendurch der Winter, gleichsam um ein Probestücklein zu liefern, nächtlicherweile das Land weiß überzogen hatte. Ein herrlicher Anblick, wenn rings alles noch in leuchtend herbstlichen Farben, durchspielt vom Sonnenlichte, bunt schimmert! Als dann aber die Herbstnebel ihre Schleier lüfteten, hatte sich droben auf den Bergen der Schnee über die Felswände und Schründe herab bis zum Bannwalde fest gelagert. „Siehe, nun bin

ich da, und über eine kurze Weile werde ich auch bei euch drunten im Tal sein, euch Ruhe zu bringen nach der lebensvollen Jahreszeiten Mühsal und Freuden.

Immer früher bricht die Dunkelheit herein, und die langen Dämmerstunden, die der Mangel an Licht bedingt, geben mehr Muße als in anderen Zeiten zu nachdenklichen Betrachtungen. Und wenn der Ärger über all die Unzuträglichkeiten notgedrungener Lebensführung ordentlich von der Leber heruntergeredet ist, dann plaudert wohl eines von den ganz Alten etwas aus seinem Erinnerungsschatze von früheren Zeiten, erzählt mancherlei Sagen und Märlein, und fast möchte man glauben, die alten Kirchenglocken hingen noch im Turme und schickten ganz leise ihren Zusammenklang hinunter ins Tal mit seinen tief eingeschneiten Hütten.

Wie unser Volk in Waffen, jung und alt beieinander, die Grenzen des Vaterlandes vor der zerstörenden Wut feindlichen Überfalles schützte, so steht droben der „Bannwald" längs des ganzen Gebirges zur Schutzwehr dem, was unter ihm liegt. Uralte Fichten ragen steil auf, klammern sich fest mit aller Kraft ihrer Wurzeln um die Felsen, senken sie tief in jeden noch so kleinen Felsspalt, der ihnen Halt geben kann. Dazwischen Nachkömmlinge in allen Lebensaltern, wo irgend nur ein Samenkorn ein Plätzlein sich einzuwurzeln fand. Selbst auf den Leichen alter, von Blitz und Wetter umgestürzter, vermodernder Baumriesen strecken die Urenkelkinder ihre Wipfel in dem Dunkel des Baumgewirrs sehnsüchtig nach dem Licht empor. Und wie viele von ihnen müssen in ihrer Jugend zugrunde gehen, wenn die Frühlingsschneeschmelze die Allzumorschen samt der kümmerlichen Erdkrume darunter zu Tal reißt. Sie konnten sich nicht festhalten und zähen Widerstand leisten wie die glücklicheren Genossen, die sich durch Menschenalter kräftigen und härten durften gegen all die Gefahren, die immer wieder neue Wurzeln aussandten, so daß sie oft auf Hunderten von Wurzelsäulen frei über dem Boden majestätisch thronen. Dieses Stück Urwald, in das des Försters Hand nur selten eingreift, hat der Volksglaube der Bergler von altersher für heilig erklärt, für unantastbar, weil er seine Schutzkraft für die Forstungen und Ansiedlungen der Menschen darunter weislich erkannt hatte. „Vater, ist's wahr, daß auf den Bergen dort die Bäume bluten, wenn man einen Streich drauf führte mit der Axt?" läßt Schiller den kleinen Walter Tell mit kindlichem Schaudern fragen. Und unsere Leute hier, die das Holzsammeln auch an unerlaubten Plätzen für ihr gutes Recht ansehen, würden sich ängstlich hüten, im Bannwalde Baum-

frevel zu üben. Nach ihrer Meinung treiben dort noch allerhand Wesen aus des Rübezahls Reich ihren Spuk, und wer weiß, ob der wilde Jäger, zornig über das Eindringen der Menschen in sein Bereich, ihnen nicht eine Pferdekeule an den Kopf würfe, so daß ihnen Hören und Sehen verginge.

. . . Inmitten des Schutzwaldes steht eine uralte Fichte auf mächtigen Wurzelbeinen, die wie eine riesengroße Urweltspinne ausschauen. Innen aber ist der Baum bis zur höchsten Spitze zermorscht und hohl . . . Da plötzlich arbeitet sich etwas wie ein großer Maulwurf mit Blitzesschnelle durch den dicken Schnee empor. Ein Wurzelmännlein, kochend vor Glut, so daß es, jetzt frei geworden, ordentlich in eine Dampfwolke gehüllt ist. Kein Wunder, kommt's doch just aus dem Innern der Erde herauf, wo es überall nach der Quelle gesucht hatte, die seit kurzem nicht mehr unter der alten Tanne hervorsprudelte, weil der gar zu heißtrockene Spätsommer und Herbst sie so erschreckt hatte, daß sie sich ins Erdinnere verkriechen mußte. Mit ihr aber auch die liebliche Quelljungfer, das Elblein, dessen Leben ja gebunden ist an das der Quelle. Und nun war seine traute Nachbarin, die er so arg gern hatte, verschwunden. Keine Spur von ihr hatte er drunten gefunden, wie emsig er auch nach ihr gesucht hatte zwischen eiskalten Labyrinthen und in den nimmer rastenden Weißgluten brodelnder Metalle und Minerale. Man kann sich vorstellen, mit welcher Blitzesschnelle er nun, durch und durch glühheiß, sich durch den berghohen Schnee drüben von seinem Zwergenhüttlein einen Weg im Handumdrehen getaut hatte! — Ganz unglücklich rief er wieder und wieder ins leere Quelloch hinunter nach seinem Elblein . . . Keine Antwort! — Da überkam's ihn mit toller Wut. Wie ein wahnsinniges Eichhörnchen kletterte er am alten Stamm hinauf und sauste kopflings hinunter in den Schnee. Tiefe Löcher schmelzend, wiederholte er sein wildes Gebaren, bis endlich ein wenig verdampft war von seiner Siedeglut. Und nun hockte er sich müde in das Moos, da, wo er den Schnee geschmolzen und kleine Gänseblümchen schüchtern mit ihren Köpfen emporlugten, im Glauben, der Herbst sei noch einmal zurückgekehrt. „O Elblein, o du lustfrohes Quelljüngferlein, wo kann ich dich finden!“ Und grämlich brach er eines der Gänseblümchen vom Boden und blickte es traurig versonnen an. Gelb, so schön sonnengelb waren ihre Augen, so blütenweiß die Farbe ihrer Feenhaut. Da mußte er dreimal aus tiefstem Herzensgrunde, wie die Zwerge das so tun, Luft schnappen! — Freilich war es ihm jetzt wehe genug, daß er sie und ihre stille Blumenseele verhöhnt. Und dann mußte

er an ihren ersten Besuch in seinem Hüttlein denken, wie sie die Händchen vor Freude ineinandergeschlagen bei dem Anblick seiner vielerlei emsig unter der Erde zusammengetragenen Schätze: Die kleinen goldenen Näpflein, die Himmelsschlüsselchen, die man an den Stellen findet, wo der Regenbogen mit seinen beiden Enden aufsteht, und andere seltsam geprägte alte silberne und goldene Taler, vielerlei kleine Schaustücke aus der Zeit der alten Römer, dann die reizenden kleinen Krüglein und Tonschälchen, die er an den Brandstätten der alten Toten zwischen verbrannten Knochen längstverschollener Völker aufgespürt. Ja, freilich, dann war's aber über ihre strahlenden Augen geglitten, wie wenn Wolkenschatten die Erde decken. „Gold," hatte sie geseufzt, „und nur immer Gold, glitzerndes Gold. Das, was den Erdenmenschen Unglück bringt und genug des Herzeleides!" Und dann hatte sie ihn mit hinübergeführt zu ihrer lieben alten Quellfichte, ihm heimlich zuraunend, wie er jetzt bei ihr etwas undenklich Wunderbares schauen solle. Etwas Schöneres als alle Goldschätze drunten in der Erde. Ganz feierlich hieß sie ihn aus dem hellen Tageslicht in die dunkle Fichte schauen, hinauf durch den schwarzen, hohlen Stamm zur Öffnung oben in den Himmel hinein. „Siehst du mein Sternlein?" — „O," hatte er da höhnisch gelacht, „o, was ist da schon dabei, ein Sternlein zu schauen bei Tag! Millionen gibt's ihrer in der Nacht." Dann hatte er verächtliche Grimassen geschnitten und war kobolzgeschossen, daß es nur so seine Art hatte und in die Luft gesprungen, immer höher und höher vor lauter Vergnügen. Das Elblein aber war über die Maßen traurig hinabgeglitten in ihr Quellreich . . . „Wird schon wiederkommen, wird schon wiederkommen," hatte er gemeint, eingebildet, wie eben Wurzelmännlein sind ... Zu spät! Nun war sie wohl für immer verschwunden, und er mußte wieder für hundert Jahre allein hausen in seinem Wurzelhäuschen . . .

Jetzt, wo der gütige Winter für Wochen und Monde sorgsam das Land zudeckt, beginnt die Zeit der großen Sehnsucht. Ein Hoffen und Harren allüberall in der Natur nach der Auferstehung der Millionen verborgen schlummernder Keime, nach lenzfrohem Erwachen und dem heißen, glühenden Leben. Baum und Strauch neigen ihr Astwerk unter der Last des Schnees demütig zur Erde — und sind daran unzählige schlafende Knösplein, voller Erwartung, daß aus den Tiefen der Erde der Lebenssaft heraufsteige, sie zu neuem jungen Leben zu erwecken. Ein Träumen rings von kommender lenzgrüner Zeit.

Wintermorgen am kleinen Teich.

Von Erich Worbs.

Und Morgenglocken sind erwacht
Und rasen, trunken junger Seligkeit.
Im Schnee erschrickt ein Mondengeist,
Der dort geträumt vom Mondenleid!

Wie irre Vögel an dem Licht der Nacht,
Zerschellen Klänge an dem Felsenmeer
Und tropfen blutrot in die Fluten,
Von greller Morgensehnsucht schwer.

Verliebte Röte wühlt die Stunde auf.
Am Himmel flattert hell ein Rosenschleier.
Verwirrt im blauen Raume andrer Welten,
Rüstet sich rasch der Tag zur Sonnenfeier.

Die Kiesewälder Spinnstube.

Von Adolf Knappe.

Da, wo die steilen Wände der Schneegruben fast senkrecht in die Höhe ragen, breitet sich als Vorgelände ein grüner Wiesenteppich aus, der von einzelnen Felsgruppen und kleinen Waldteilen durchbrochen wird. Auf dieser Hochfläche liegt das Baudendörfchen Kiesewald, das mit seinen schindelgedeckten Holzhäusern, seinen niedrigen Schiebefenstern und Holzgattertüren uns in die Zeit vor hundert Jahren zurückversetzt. Infolge seiner Abgeschlossenheit und schweren Zugänglichkeit ist es bis jetzt verhältnismäßig wenig vom Fremdenverkehr berührt worden, und diesem Umstande ist es wohl zu danken, daß die dreihundert Bewohner der Siedelung, die nach der Zeit des Dreißigjährigen Krieges von vertriebenen evangelischen Böhmen gegründet worden ist, ihre alten Sitten und Gebräuche bewahrt haben. Dazu gehören auch die Spinn- und Lichtenabende.

Besonders zur Winterzeit, wenn der Schnee so hoch liegt, daß man nur mit Mühe von einem Hause zum anderen gelangen kann, da ist die Zeit der Spinnabende. Da kommen Männer, Frauen, junge Mädchen und die jungen Burschen des Dorfes bald bei diesem, bald bei jenem Nachbar zusammen. Die Männer tragen langschäftige Stiefel, Lederhosen, rote Halstücher, bunt gestreifte Westen und kurze blaue Schoßjacken. Der Kopf wird von einer dicken Pelzmütze umrahmt. Anmutiger



ist die Tracht der Frauen. Kurze blaue, rote oder geblümte Miederröcke umschließen den schlanken Körper, denen große weiße, oft schön gestickte Schürzen und bunte Brusttücher ein besonders farbenprächtiges Bild geben. Den Kopf schmücken kunstvoll geschlungene vielfarbige Tücher, während die älteren Frauen sogenannte Bort- oder Tressenkappen tragen, die häufig genug in Gold oder Silber gewirkt sind. Die niedrige Holzstube wird vom Spanleuchter erhellt. Es ist dies ein länglicher vierbeiniger Holzschemel, auf dem eine in die Höhe ragende Holzwinge befestigt ist. In diese werden vom Spinnstubenvater, das ist der jeweilige Hauswirt, die zwei bis drei Finger breiten trockenen Buchenspäne, auch Kienspäne genannt, hineingezwängt, immer wieder abgerispelt und dann wieder durch neue ergänzt. Die ganze Beleuchtung gibt der Spinnstube ein eigenartiges, schwermütiges Gepräge.

Wenn dann die Räder schnurren und jene uralten, längst verklungenen Volksweisen dazu ertönen, die Flachsklopfe in gleichmäßigen Schlägen auf den großen Buchenklotz saust, die Hechel knarrt und die Weife summt, dann ist Spinnstubenstimmung. Da hört man ein leises Hüsteln. Es kommt aus der Ofenhölle, wo auf dem niedrigen sogenannten Höllenschemel die Großmutter sitzt. Wegen ihres Alters kann sie nicht mehr spinnen, aber trotz des zahnlosen Mundes noch erzählen, wie sie selber behauptet: ewig und drei Tage lang. Das Hüsteln war das Zeichen für das Stillstehen der Räder; denn nun lauscht alles den Erzählungen der Großmutter. Sie weiß zu erzählen: vom großer Leuchter, von den Irrlichtern, vom wilden Jäger, der in Begleitung eines dreibeinigen Hasen nachts durch die Wälder ritt, vom siebenköpfigen Drachen, von den Busch- und Moosweiblein, die den auf dem Felde arbeitenden Frauen die Kinder vertauschten und ihnen einen Wechselbalg in die Wiege legten, von den Graumännlein, vom Mann ohne Kopf, von den

Elfen und Wassernixen und wie die Sagen alle heißen. Da unsere abergläubischen Gebirgsbewohner noch an das Vorhandensein dieser unheimlichen Wesen glauben, so ist es kein Wunder, daß Furcht und Zittern die Spinnstubenleute beherrscht. Niemand wagt es darum, jetzt allein nach Hause zu gehen. Kein Wunder, daß alle entsetzt auffahren, als es plötzlich draußen mit lauten Schlägen an die hölzernen Fensterläden klopft, glauben sie doch, der leibhaftige Gottseibeiuns käme schon zur Tür herein. Der Spinnstubenvater aber weiß, was das Klopfen zu bedeuten hat. Er geht hinaus, schiebt den mächtigen Holzriegel, der die Tür verschließt, weg und führt eine Schar junger Burschen herein. Diese kommen in die sogenannte „halbe Sitzige“. Die jungen Burschen verstehen es gar bald, die furchtsamen Gedanken zu verscheuchen. Sie treiben allerhand Kurzweil, blasen den Mädchen den Flachs ins Gesicht, greifen in die Speichen der Spinnrädchen und necken auf die mannigfaltigste Weise. Aber auch die jungen Mädchen sind nicht auf den Mund gefallen und verstehen es trefflich, Gegenrede zu geben. So sagen sie unter anderem, vom vielen Netzen des Fadens sei ihnen die Zunge ganz trocken geworden, da möchten sie was „zur Netze“ geben. Das lassen sich die jungen Burschen nicht zweimal sagen. Es wird „gewimmert“, das heißt, jeder gibt einen „Böhm“, und der Spinnstubenvater geht in die nahe Schenke und holt dafür einen süßen „Rosol“. Zum Danke dafür darf er auch das erste Glas trinken. Der süße „Rosol“ hebt die Stimmung. Im Nu sind Spinnräder, Spanleuchter, Hechel und Weife beiseite geräumt, und unter den süßen Klängen einer Harmonika, die ein Bursche gar trefflich zu spielen versteht, drehen sich die Paare in der großen Holzstube. Der Samtmanchester, der Würgewalzer, Herr Schmidt, der Bohnenwitz, der Fuhrmannswalzer, der Kuckuckswalzer, der alte Deutsche geben den innersten Gefühlen der Jugend lebhaften Ausdruck. Daß die Texte zu den Tänzen gesungen werden, gibt ihnen einen ganz besonderen Reiz. Aber dann verkündigt der große „Seeger“ im altertümlichen Holzgehäuse die elfte Stunde. Jetzt muß nach altem Spinnstubengesetz die „Heimpresche“ angetreten werden. Ehe aber die jungen Mädchen nach Hause gehen, wollen sie wissen, ob ihnen auch ihr Herzallerliebster treu ist. Sie zünden einen Flocken Flachs an. Steigt dieser leuchtend in die Höhe, so glauben sie an seine Treue. Und warum sollen sie dies auch nicht! Sitzt er doch gewöhnlich mitten unter ihnen. Die jungen Leute gehen nun in der Regel paarweise nach Hause, und was sie unterwegs für süße Heimlichkeiten austauschen, bleibt uns leider verborgen.

Gesang der Engel.

Von Gerhart Hauptmann.

Wir bringen ein erstes Grüßen
Durch Finsternisse getragen;
Wir haben auf unsern Federn
Ein erstes Hauchen von Glück.

Wir führen am Saum unsrer Kleider
Ein erstes Duften des Frühlings;
Es blühet von unsern Lippen
Die erste Röte des Tags.

Es leuchtet von nnsern Füßen
Der grüne Schein unsrer Heimat;
Es blitzen im Grund unsrer Augen
Die Zinnen der ewigen Stadt.

Aus: Hanneles Himmelfahrt. Berlin, S. Fischer.

Purpurschimmer tränket

Die Rebenhügel;
Tiefer und tiefer senket
Ihre dunklen Flügel
Die Nacht.

Lautlos fallen Schleier
Herab auf Schleier;
Wolkenpilger wallen
Fern zur Sonnenscheidefeier.

Sacht wecket ein Hauch
In der Bäume
Lautlosen Wipfeln die Träume.
Eh' wir's gedacht,

Hat sie mit bleichem Munde
Getrunken das Gold
Der Abendstunde,
Die alte Nacht.

Gerhart Hauptmann.

(Der bedeutendste jüngstzeitige Dramatiker Schlesiens, der auch gewichtige Erzählungswerke und einiges Lyrische schuf, wurde am 15. Nov. 1862 zu Obersalzbrunn im Riesengebirge geboren und ist in Agnetendorf i. R. heimisch. Seine Gesammelten Werke erschienen in sechs Bänden bei S. Fischer, Berlin. Ihnen folgten noch weitere epische und dramatische Schöpfungen. Mehrere seiner Werke sind echt riesengebirgisch.)

Schmiedeberg im Riesengebirge.

Von Max Herrmann.

Der Sonnentrauben Blut rinnt über die Flanken
Der Bergzentauern. Die Felsen hocken
Mit weißen Wolkenhauben. Der Sturm schüttelt die Locken.

Wie bin ich klein! Wie bet' ich zu euern Bauern,
Zu eurer Kinder Ringelreihn, zum Trauern
Eurer Großmütter, die einen fernen Enkel beweinen
Und auf Wiesen von Stein zu Ahnengrabmälern versteinern!

Wie sind wir klein! Warum fällt nicht zu Asche
Unser schmähliches Schwert vor deiner ewigen Größe?
Warum bleib' ich vor Riesen ein zweifelnder Zwerg?

Deine Nacht reckt den Leib in geheiligter Blöße
Und wirft Masche um Masche
Ihres silbernen Netzes erdrosselnd um meinen Willen und um mein Werk.

Zwischen Schneekoppe und Hochwald.

Von Bruno Clemenz.

Der Fremdenstrom, der sich ins schlesische Gebirge ergießt, wird alle Jahre stärker, und es gibt auch in Schlesien Orte, deren Aufnahmefähigkeit für Sommerfrischler bereits aufs höchste angespannt ist. Glücklicherweise reguliert aber das Publikum die Frequenz selber, indem es die Überfüllung flieht. Andererseits harren noch herrliche Täler und Berge der Entdeckung. Einige Naturfreunde haben sie seit langem entdeckt, aber die große Menge geht doch immer wieder die große Heerstraße. Im besuchtesten unserer Gebirge, dem Riesengebirge, trifft man in Seitentälern oft keinen Menschen in stundenlanger Wanderung. Die Furcht vor dem Alleinsein und dem Wandern im unbekannteren Berglande steckt vielen zu tief im Blute. Zwischen Schneekoppe und Waldenburger Hochwald liegen Grenzberglandschaften, deren Wert weit größer ist, als man nach dem bisherigen Verkehr dort annehmen möchte.

Der Landeshuter Kamm und seine Fortsetzungen, der Kolbenkamm und das Rehorngebirge, in geologischer Hinsicht eine einheitliche Masse von Gneis, Granit und Glimmerschiefer, legen sich wie eine trennende

Mauer vor das östliche, das Landeshuter Land. Der Höhenunterschied, der sich dem Auge dessen, der vom Riesengebirge her kommt, deutlich aufdrängt, mag es zum Teil verschulden, wenn der Wanderer eine weitere Tour außer acht läßt und hier abschließt. Wir sind anscheinend zu reich an Gebirgen, so daß das Mittelland nicht gebührend gewertet wird. So geht es nicht nur dem Landeshuter Ländchen, so geht es auch dem Bober-Katzbachgebirge, das die meisten Schlesier und besonders die Nichtschlesier, durchfahren — und doch ist es noch immer an Reizen nicht geringer als das Thüringer Land, das tausend Zungen tönend preisen. Wer beispielsweise von Liegnitz her kommt, dem kann nicht eindringlich genug angeraten werden, seinen Geschmack an einer vorbereitenden Wanderung durch das liebliche Bolkenhainer Bergland zu bilden und zu üben. Hier, wie sonst nirgends so vollkommen, ist Schlesien gleich Thüringen, wenn nun einmal dieses Wort vergleichsweise gebraucht werden muß. Hier sind liebliche Bergkuppen mit schöner Rundsicht, hier laden herrliche Täler zu genußreichen Wanderungen ein, und hier hat die Geschichte ihre Denkmale in Gestalt eindrucksvoller Burgruinen aufgerichtet. Auch sind die Dörfer und die Stadt Bolkenhain von Beschaulichkeit und namentlich für den sehenswert, der sich für die Fragen des Heimatschutzes und der heimischen alten Bauweise interessiert.

Empfehlenswert ist es, in diesen malerischen Gebieten des schlesischen Gebirgsvorlandes sich recht viel von seinen Füßen tragen zu lassen. Wer es vorzieht, zu radeln, dem ist hier die beste Gelegenheit geboten, denn ohne große Mühe erklimmt man die Pässe von einem Tale ins andere. So gelangt man über ein sanftes Joch am Großen Hau vorüber vom Bolkenhainer Ländchen ins Landeshuter Gebiet. Es ist das gitterartige Zwischengebirgsland, das die Bahn in vielen Windungen durchschreitet und das dem im Zuge Reisenden nur eine verworrene Welt kettenartig aneinandergereihter Berge zeigt. Dem Wanderer erschließt sich die uralte Paßstraße, die den Verkehr aus dem Landeshuter Kessel in den Bolkenhainer vermittelt. Es ist außerdem eine uralte Siedelungsstraße, die auf der zwei Meilen langen Strecke nicht weniger als neun Siedelungen zählen läßt, darunter solche mit mehr als tausend Einwohner, wie Würgsdorf. Hat man das lange Würgsdorf hinter sich, so schaut man zu massigen Höhen des reichbewaldeten Großen Hau (675 Meter) auf, an dem die Bahn haltmacht. Sanft steigt nun die Straße durch Heinzenwald zu dem interessanten Thomasdorf empor, dessen Kirchlein, hoch auf dem Talrande

rechter Hand gelegen, mit seiner altertümlichen Steinmauer und mit dem steilen Kirchsteige recht malerisch dreinschaut und dessen Wirtschaften schon das Anheimelnde der Gebirgsdörfer zeigen. Reiche Niederschläge erzeugen die tiefgrüne Farbe der hochgelegenen Wiesen. Wir sind schon im Gelände über vierhundert Meter. Feld- und Wiesenbau reichen sich hier die Hand. Wo der Paß am höchsten ist, auch da hat der Mensch seine Stätten aufgeschlagen. Einsiedel, dessen Wirtschaften über den mattenartigen Wiesenplan verstreut sind, liegt hier. Wald und Wiesen in herrlichem Grün leuchten gleich einem Riesenteppich, und die weiß-schwarzen Häuschen zieren ihn wie mit hineingestickten Blumen. Der Blick aber schweift schon in das jenseitige Tal und hinauf auf die Höhe der Riesengebirgswelt. Hinab steigen wir nun in das breite Bobertal, wo Wernersdorf, Altmerzdorf und Krausendorf als stattliche Niederungssiedelungen mit reicherem Verkehr liegen. Begleiten doch Landstraße und Bahn den gefährlichen Strom, der sich schon in Friedenszeiten flott dahinbewegt und an den vollendeten breiten Talformen die Gewalt seiner Leistungen in Hochwasserzeiten ermessen läßt. Östlich erhebt sich der Kregler (694 Meter) und westlich der 666 Meter hohe Buchberg aus einem Gewirr kleinerer Höhen, die durchweg frischen Wald tragen. Unablässig sausen die Züge in diesem Verkehrsdreieck der Gebirgsbahn und der Landeshuter Zweigbahn hin und her, den starken Verkehr anzeigend, der dieses Gebiet beherrscht. Breiter und breiter wird das Wiesental, das in seiner Sumpfwiesennatur an die Löwenberger Boberwiesen erinnert. Starke eiserne Brücken mußten für den Bahn- wie für den Straßenverkehr errichtet werden. Man zählt deren bei Krausendorf nicht weniger als fünf. Wer auf die Bauformen als Ausdrucksformen achten will, wird hier manches zu bemerken haben. Anders als drüben, jenseits des Passes, finden wir die Häuser gebaut, und es haben sich Formen erhalten, die ganz aus der allgemeinen Art fallen. So sah ich dort in Krausendorf, dicht an der Bahn, eine seltene Bauform, eine Wirtschaft aus Wohnhaus, Stall und Scheune bestehend, zu deren Erbauung in erster Linie Holz, aber auch Lehm und Steine, gedient haben und für deren Deckung Schindel und Stroh verwendet worden sind. Außerdem ist die Form des Walmdaches bemerkenswert. Dieses Motiv kehrt hier und in später zu nennenden Dörfern wieder, und darum ist es zu beachten.

Landeshut, die alte Paßstadt, deren Lage am Bober und an der wichtigen Verkehrsstraße nach Österreich und deren Lebens-

bedingungen als Sammelpunkt einer weit erstreckten Industrie zu einem eigenartigen Stadtwesen und einem nicht minder eigenartigen Stadtbilde geführt haben, eignet sich zu einer kurzen Ruhe trefflich. Wir versäumen nicht, einen der hart an die Stadt stoßenden Berge zu besuchen, wir sehen uns die beschaulich abgelegene Gnadenkirche, die schönste aller Gnadenkirchen, an. Die großartige Textilindustrie, zu der sich auch die Schuhwarenindustrie gesellt hat, drückt der Stadt den Stempel auf, der durch die schöne Umgegend ergänzt wird. Die neue Zeit spricht in dem monumentalen Kreisgebäude, in dem stattlichen katholischen Pfarrhause und in den neuen Stadtteilen an der katholischen Schule zu uns. Das große Genesungsheim, das draußen im Stadtwalde liegt, das Kaiserin-Auguste-Viktoria-Heim, das weithin in das herrliche Ziedertal leuchtet, ist auch vom baukünstlerischen Standpunkte aus sehenswert.

Wenn wir nun den Wanderstab auf Liebau zu richten, so wandern wir auf der Grenze zweier grundverschiedener Gebirgsformationen hin: zwischen Karbon und Porphyr. Das Rabengebirge zur Linken ist ganz Porphyr, daher reich an Kuppen, die sich rhythmisch aneinanderreihen. Der Bober dagegen fließt in karbonischem Gebiete. Über Reichhennersdorf gelangt man nach zweistündiger Wanderung, bei der es allmählich, aber ununterbrochen, steigt, nach dem fünfhundert Meter hoch gelegenen Liebau am Fuße des Heiligen Berges (680 Meter), der als treuer Wächter über das Städtchen hinwegblickt und sozusagen zum Weichbild der Stadt gehört. Liebau liegt direkt an der geologischen Grenze, ja, diese geht mitten durch den Ort hindurch. Infolgedessen hat man auf der einen Seite die bizarren oder domförmigen Buckel des Rabengebirges, während auf der anderen die weitgeschweiften Lehnen des Karbons zurückweichen, einem anmutigen Wiesenlande Raum gebend. Weiter im Westen ragen drohend die Riesenberge; namentlich ist die Königin Schneekoppe meist recht gut sichtbar. Das freundliche Städtchen ist in baukundlicher Beziehung noch ganz Vergangenheit. Kaum hat sich die neue Zeit, die ja so wenig Gutes zu geben wußte, irgendwo Bahn gebrochen, und so vertragen sich die Lauben und die alten Bürgerhäuser mit der alten katholischen Kirche vortrefflich. Der Bahnhof scheint mit der Kleinheit der Stadt (5000 Einwohner) in Widerspruch zu stehen, bis wir erfahren, daß es sich um einen Grenzbahnhof handelt, der für zwei Beamtenschaften Raum haben muß. Ringsum kann man die schönsten Spaziergänge unternehmen. Wir unterlassen nicht, der Talsperre bei Buchwald einen Besuch ab-

zustatten, die zwischen zwei Karbonbergen, dem Scharten- und dem Burgberge, eingebaut ist in das hier noch sehr unschuldig aussehende Boberbett. Eigenartig ist der Abfang für die bedrohlichen Bergsturzwasser, den nur die direkt an die höheren Berglandschaften angebauten Talsperren zu bekommen pflegen. Die Landstraße führt daran vorüber, und des Wanderers Blick verfolgt die weiße Linie der Straße bis nach Michelsdorf, wo sie in den Falten des Kolbenkammes verschwindet, um nach der Schmiedeberger Seite überzusetzen. Auf dem Rückwege haben wir Gelegenheit, die Anmut dieses sanftgewellten Tales zu genießen, das mit der großen Kulisse, dem Heiligen Berge, den ein Aussichtsturm krönt, abschließt. Wir statten der alten katholischen Kirche einen Besuch ab und sehen die alten Heiligenfiguren und alten Bilder, manches verblaßt und erneuerungsbedürftig.

Wer es liebt, größere Touren zurückzulegen, dem ist nun eine Wanderung nach Schömberg zu empfehlen. Wir erreichen auf der guten Landstraße — übrigens ist es ganz bemerkenswert, wie sehr die Landstraßen in bezug auf ihren Zustand von Kreis zu Kreis sich unterscheiden (die Straßen des Landeshuter Kreises sind durchweg ausgezeichnet gehalten) — in kaum anstrengender Steigung zunächst das herrlich gelegene Ullersdorf, in einer Talnische waldreich eingebettet und mit schönem Talblick. Wahrlich eine prächtige Sommerresidenz, wie sie die Äbte von Grüssau sich ehedem ausgesucht hatten. Heute ist eine Oberförsterei hier untergebracht, und zahlreiche Sommerfrischler erfreuen sich des ozonreichen Klimas. Taufrischer Wald, prächtiger Fichtenwald, begleitet uns bis kurz vor das offen im Tale liegende Schömberg, dessen auffällig hoher Turm der katholischen Kirche der Gegend zum Wahrzeichen gereicht. Im Hintergrunde des weiten Ziedertales gelegen, auf dem Rotliegenden der Waldenburger Zone, klein und ohne hochragende Fabrikschornsteine, ist dieser idyllische Gebirgsort zu längerem Aufenthalt wie geschaffen. Das Marktbild ist erstarrtes Mittelalter. Vollständig erhaltene alte Bürgerhäuser mit Lauben ohne Zutat der Neuzeit, mitten auf dem weiten, terrassenartig aufsteigenden Platze ein von alten Kastanien beschatteter Laufbrunnen, den eine Heiligenfigur ziert, vor den Häusern die charakteristischen weißen Bänke zum Ausruhen nach der Tagesarbeit — das ist ein Bild, das man im Flachlande vergeblich sucht. Ohne Industrie, lediglich ackerbautreibend und gewerblich tätig, bewahrt der schöne Ort seine Ursprünglichkeit unversehrt und läßt uns ein altes schlesisches Städtebild schauen, wie es der Maler nicht reizvoller erfinden könnte. Wer sich für Kirchen interessiert, wird

in der katholischen Kirche die Zeugnisse der alten Klosterkultur bewundern, die als stark vergoldete Säulen am Hochaltar, als edle Heiligenbilder und wertvolle Glasleuchtkörper das Gotteshaus schmücken. Die ehemalige Klosterzeit spricht sich auch in den vielen größeren und kleineren Heiligenfiguren, die an den Bürgerhäusern angebracht sind, noch aus. Merkwürdig gut sind hier die eigenartigen kleinen Häuser mit den Vorlauben erhalten, deren Zahl noch bedeutend ist. Die meist helle, vorherrschend grüne Farbengebung dieser Häuser verleiht dem Straßenbilde das ungemein freundlich Wirkende. Bemerkenswert ist außerdem das alte, aus der Klosterzeit stammende Hospital, dann die preußische Lehrwerkstätte für Weber. Daß der Ort ein eigenes Elektrizitätswerk hat, spricht für das Vordringen dieser Neuerung in die fernsten Gebirgsgegenden.

Unsere Wanderung geht nun nach Süden, über Leutmannsdorf und Kleinhennersdorf nach Grüssau. Das flache und muldenförmige Längstal, in dem wir uns bewegen, ist insofern merkwürdig, als es wiederum aus zwei verschiedenen Formationen zusammengesetzt ist. Das Porphyrgebirge im Westen schaut ganz anders drein, zackiger und abwechslungsreicher als die langgestreckten Höhenzüge östlich, die der Kreide angehören und sich durch die tafelförmigen Rücken charakterisieren. Stellenweise ist das Tal über drei Kilometer breit. Hauptsächlich Wiesenflächen erfüllen das allmählich sich von 540 Meter auf 480 Meter senkende Tal, das in den oberen Teilen das Korn nur dreiviertel Meter hoch werden läßt.

Grüssau kann uns gern auf einige Tage beherbergen, ist doch der Glanz einer fürstlichen Klosterabtei noch nicht ganz verblichen, so sehr auch der Zahn der Zeit die Werke der Kunst und der Andacht leider schon mitgenommen hat. Findet man doch hier das heitere, sonnige Klima, wie es empfindlichen Leuten, die die scharfe Hochgebirgsluft nicht vertragen, so sehr zusagt, und hat man hier doch den Genuß schönen Waldes und regeren Lebens zusammen. Und die Umgegend zeigt das Eigenartige, daß man in kurzen Fristen sowohl nach der Stadt als auch nach tieferen Waldgründen gelangen kann. Zu den letzteren gehört vor allen das Waldidyll Bethlehem, zwei Kilometer von Grüssau entfernt, wo sich die ehemalige Klostereinsiedelei in eine moderne Gaststätte verwandelt hat, die zu behaglichem Aufenthalte einlädt. Das palastartige und riesengroße Kloster ist mit den dazugehörigen Kirchen eine der ersten Sehenswürdigkeiten Schlesiens. Schon daß Willmanns Enkel und Schüler Neunherz so viele Flächen der herr-

lichen Barockkirche mit seinem Pinsel verzierte und daß es ferner in der Fürstengruft eine geschichtlich denkwürdige Stätte besitzt, läßt uns daran nicht vorübergehen. Das wundervoll mit Sandsteinfiguren und Ornamenten ausgestattete Portal ist zweifellos das schönste in Schlesien. Mit seinen Inschriften und Aufschriften zeigt es den harmonischen Plan des Ganzen an, so daß die angebliche Äußerung König Friedrich Wilhelms IV. sehr treffend ist: „Ein Altar vor der Kirche!" Die feinste, vom edelsten Geschmack zeugende Ausarbeitung der sanft geschwungenen Chöre, deren Brüstungen so zierlich sind, daß sie, von unten gesehen, wie Spitzenwerke wirken, die gewaltigen Flächen der al fresco ausgemalten Deckenschalen und die kunstvolle Belebtheit der Mönchschöre und der herrlichen Orgel, sie müssen jeden, ob Kunstkenner oder Laie, entzücken und fesseln. Stundenlang könnte man diesen Sinfonien zartester Kunstweisen lauschen, die andachtvoll und ehrfurchtgebietend auf den Beschauer aus jeder Ecke, aus jedem Chor, aus jeder Altarnische (deren es nicht weniger als zwanzig gibt) zuströmen! Und dann die Fürstengruft, ein Gegengeschenk der Mönche an die Stifter, die Bolkonen (Stifter ist Herzog Bolko: 1292), die hier in kostbaren Steinsarkophagen ruhen! Sie ist, was künstlerische Gestaltung und Ausschmückung anbelangt, ein hervorragendes Werk für sich. An diesen gemessen, erscheint die benachbarte Josephskirche einfach, aber an sich ist sie schon noch so viel wert wie manche moderne Hauptkirche. Mannigfach sind die Zugehörigkeiten zum alten Kloster, so die unterirdische Magdalenenkapelle mit dem Grabe des Erlösers, die Lorettokapelle und die Annakirche auf einem Berge bei Grüssau. Aber auch die Kirchen der Umgegend, so in Neuen und Schömberg, geben noch einen Widerschein der alten Klosterherrlichkeit. Das alles verleiht dem Orte einen unbeschreiblichen Glanz, der nur durch die Spuren des Verfalles gedämpft wird.

Wir setzen die Reise ins Gebirge weiter fort, und zwar über Neuen, wo wir einen Stauweiher im Zieder finden und wo wir die schmucke Kirche, die weithin in das Land zeigt, besichtigen. Dann steigt das Gelände. Wir bleiben staunend vor dem ulkigen „Teufelsstein", einem seltsam gewachsenen, über zehn Meter hohen Sandsteinobelisk von geradezu grotesker Form, der sich aus flachem Ackergelände erhebt, stehen und wissen jetzt, daß wir uns im Gebiet des berühmten, figurenreichen Sandsteins befinden, der in den unfernen Adersbacher und Weckelsdorfer Gebilden seine Triumphe feiert. Über Görtelsdorf erreichen wir das Bergdorf Trautliebersdorf, das sich schon wieder auf dem Waldenburger Rotliegenden, in welchem Kalksteinbrüche

die Durchbrechung andeuten, aufbaut. Das saubere Kirchlein dieses lieblichen Dorfes liegt, wie die Schule, ganz am Ende, weil vor dem Dreißigjährigen Kriege Raspenau und Rosenau eingepfarrt waren. Dann durch einen alpinen Wiesengrund nach dem wunderschön gelegenen Städtchen Friedland, auf das wir zunächst aus der Höhe des Kirchberges, dicht über der Stadt, herabschauen und den Ort wie in eine smaragdene Schale eingelassen finden. Herrlich breitet sich die plane Flur, bis sie wieder zu den Waldenburger Bergen ansteigt. Hart an der Grenze und mit regem Bahnverkehr bietet der anheimelnde Ort ein prächtiges Standquartier für den Erholungsuchenden. Auch das Stadtbild ist gut erhalten.

Mit dem Folgenden kommen wir in die eigentliche Waldenburger Zone, die so unbekannte Schönheiten aufzuweisen hat. Bis Görbersdorf, das man in einer halben Stunde erreicht und das in einem von dunklen Fichten starrenden Seitentale liegt, kommen wohl der Genesungsanstalten viele. Aber das herrliche Reimsbachtal, das sich den schönsten Riesengebirgstälern an die Seite stellen kann, ist ganz unverhältnismäßig wenig bekannt und bewandert. Der Reimsbach hat es tief in das Rotliegende eingeschnitten, und wunderschöne einsame Mühlen, Waldhäuser und stille Winkel machen es so sehr anziehend. Die laute Industrie der nördlicheren Gegenden hat sich bis hierher noch nicht vorgewagt, und wer auf Höhentouren eingeschworen ist, der wird Befriedigung finden, wenn er einen der zwischen acht- und neunhundert Meter hohen Berge (Buchberg, Zuckerberg, Hornschloß, Storchberg) ersteigt. Wald und immer Wald, ein rauschender Gebirgsfluß und eine sonnige Waldluft erquicken den Wanderer in reichem Maße. Freunde von Forellen sollten sich hier gütlich tun.

Wir erreichen dann Blumenau und Tannhausen, gewerbefleißige Walddörfer mit schönen altertümlichen Wirtschaften, deren Bauweise uns an die oben geschilderten von Krausendorf erinnert, und schließlich biegen wir in das entzückend schön gelegene Bad Charlottenbrunn ein. Hoch steigt es im Walde auf, noch kaum berührt von der zerstörenden Neuzeit und mit den wundervollsten Spaziergängen für den Erholungsuchenden. Das Naturbad — so möchte man es nennen — steigt hoch an und bietet dann von dem höchsten Punkte eine Übersicht auf das ganze Gebiet des entzückenden Waldkessels, dem man nicht viel zur Seite setzen kann. Der „Marktflecken" liegt ungemein geschützt vor rauhen Nordwinden und hat demzufolge fast stets ein mildes Klima. Und das Heilwasser, aus dem Kohlensandstein ent-

springend (1836 entdeckte man die jetzt am meisten verwendete Theresienquelle, früher schon, 1697, die erste Heilquelle), wird wegen seines erfrischenden Geschmackes gern genommen. Es gehört den alkalisch-erdigen Säuerlingen an. Zwei Eigenschaften zeichnen nach meiner Meinung den Ort aus. Das ist in erster Linie die unberührte Natur, die herrliche Waldnatur, die bis vor die Wohnhäuser reicht und die uns gestattet, zu leben, wie wir es als naturfrohe Menschen wünschen. Das andere ist die kühle Luft, was wohl in der Waldnatur begründet ist, aber wohl auch in der starken Taubildung.

In kurzer Zeit haben wir das Gebiet des Hochwaldes erreicht, der die ganze Waldenburger Gegend beherrscht und demgemäß eine großartige Aussicht bietet. Wer vom Hochwalde die kratergleichen Ausströmungen des Waldenburger Landes betrachtet, die, einem geöffneten Teufelsrachen ähnlich, das Leben der Erde ausströmen, dem erscheint es unfaßlich, wie hier in diesem Industrieland noch so viel ganz unberührte Natur sein soll. Noch eindringlicher wird das, freilich in einem kleinen Beispiele, wenn man über Altwasser nach Salzbrunn gelangt. Soeben sahen wir noch die Berge von Kohlen, die der Bergmann aus dem Schoß der Erde geholt, und jetzt zaubert uns der Kurpark von Salzbrunn ein Dorado der in Kultur genommenen Natur vor, das den einschmeichelnden Rahmen für eine Eleganz der Toiletten und der Prachtentfaltung an hochgesteigerte Lebenskultur gewöhnter Menschen bietet. In dem „Schlesischen Hof“ gipfelt eine Daseinsfreude und hochgebildete Kultur, wie man sie in den feinsten und tüchtigst geleiteten Seebädern der Welt nicht gediegener finden kann.

Grüssau.

Von Walter Titz.

Schlesien hat der Klöster genug. Sie liegen im waldigen Tal, auf freier Bergeshöhe oder eingeengt im Mauerwerk mittelalterlicher Städte. Mannigfach wie ihre Lage ist die Stimmung, die sie wecken. Hinter ihren Mauern waltet sorgende Menschenliebe, ruht Gelehrtenstille, rauscht das bunte Gebaren von Wallfahrerzügen.

Der Geist freudigsten Barocks aber, wie er sich in lichter Farbenfülle und launenhaftem Wechsel von Linien und Formen darstellt, strömt am schönsten aus den Kirchen und Klostermauern Grüssaus im Ziedertal.

Wer Bahn und Landstraße meidet und über die Höhen der Forstberge kommt, überblickt vom Waldesrand das hügelige Tal und schaut

jenseits wieder auf zu den ruhigen Höhen des Raben- und Überschaargebirges, über das aus einer anderen Bergwelt der kahle Kegel der Schneekoppe herübergrüßt.

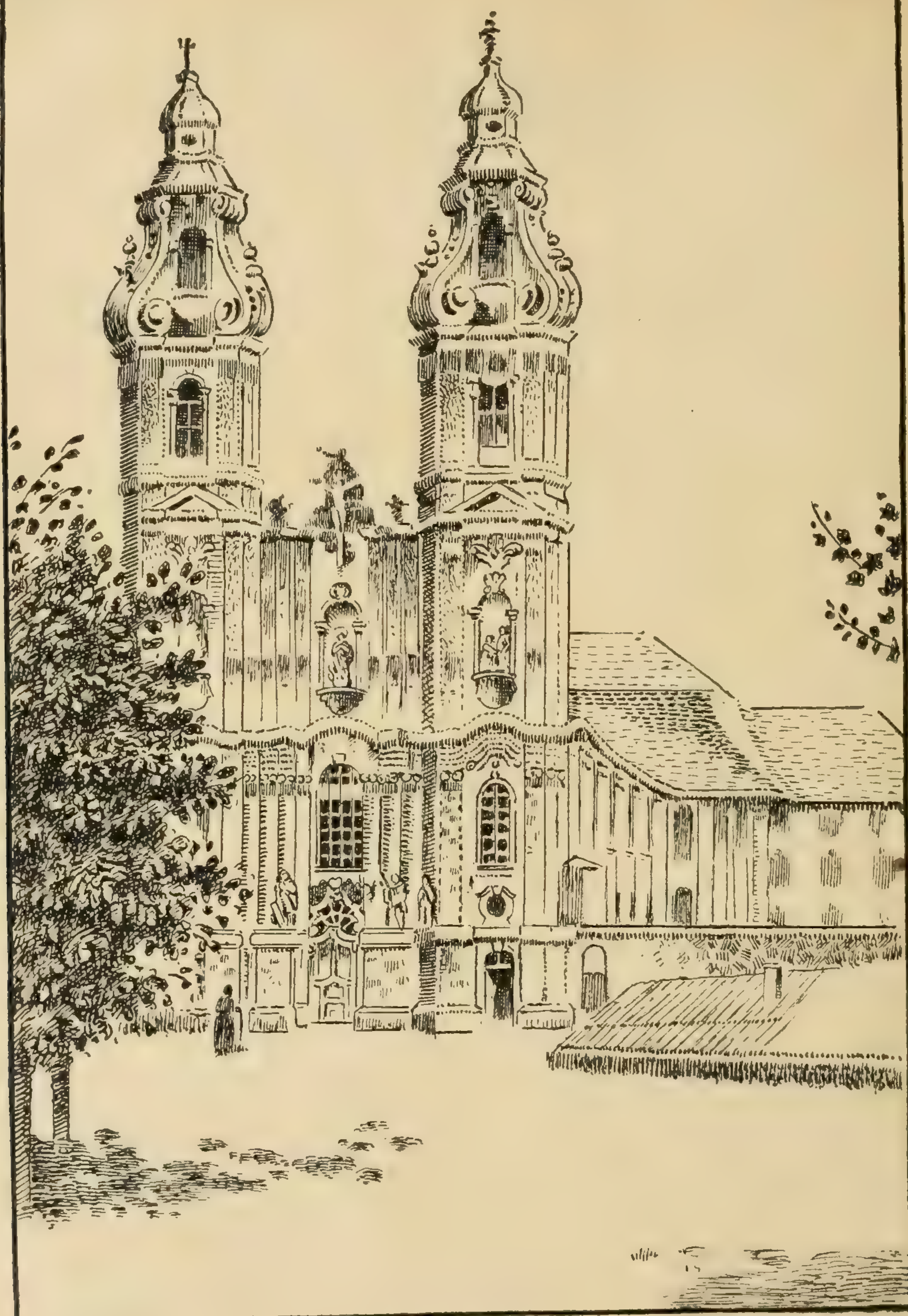
Beim Hinabsteigen zur Talebene muß man mehr denn sechsmal über Hügelwellen. So oft nun die Höhe erreicht wird, grüßt die Turmspitze Grüssaus über wogende Felder. Vom letzten Hügelrücken umfaßt das Auge die Siedlung im Tal, niedrige Häuser mit Gärten und Bäumen. Aus diesem sich bescheidenden Leben aber steigt in der Klosterkirche ein Denkmal der Lebensfreude, siegreichen Glaubenseifers empor. Begeistert und doch gebunden in der Linienführung, hat der Baumeister in seinen Türmen, von denen heut' nur einer noch aufragt, hinaufgestrebt zu den Höhen, die sich über Wäldern und Bergen weiten.

Es ist Nachmittagsstimmung. Im Klosterhofe wachsen die Schatten der Bäume und Mauern; suchend und fragend tönt aus einsamer Zelle die wechselnde Weise liturgischen Gesanges. Nun verstummt sie; nur das Ahnen murmelnder Gebete bleibt. Die Ruhe des sich weitenden Hofes reicht bis zum Kirchentor und sucht durch die offene Pforte über die Schwelle zu ziehen.

Vergebliches Bemühen. Im Kircheninnern pulsiert das Leben, jubelt der Wechsel und regiert die Bewegung. Windungen, Verzierungen und Schnörkel! Wenn eine Linie nach kurzem Dasein zuende ist, beginnen zwei neue. An Pfeilern und Säulen stehen wunderliche Heilige und pausbäckige Engel mit faltigen, buntfarbigen Gewändern. Ein geheimnisvolles Fluten geht durch den Raum, Farbenströme mischen sich, Linien fallen und steigen. In all der Unruhe liegt aber ein so beglückender Zusammenklang. Aus Linien, Farben und Flächen steigt das freudige Bekenntnis zum Leben hervor. Freude blickt aus den Glasperlen der Leuchter, in denen sich das Sonnenlicht, das durch die weißen Fenster dringt, bricht, Freude klingt aus dem Magnifikat, das die Brüder im Chorgestühl anstimmen.

Noch kühner werden die Ausdrucksmittel der klösterlichen Bauherrn in der angebauten Fürstengruft. Das Religiöse tritt in den Hintergrund, weltlich Galantes bauscht sich auf. Um Urnen und Sarkophage rauscht Irdisches, allzu Irdisches. In Stuck und Marmor, in bewegten Bildwerken, in Linien- und Farbenschöpfungen drückten die Mönche den Gründern und Förderern des Klosters ihren Dank aus.

Wie erfüllte Sehnsucht wirkt die heilige Stille, die im Friedhof vor der Kapelle, bei den Toten, ist. Im grünen Rasen liegen die Grabhügel; dunkel ragen die Pyramiden alter Lebensbäume auf. An weiter



Kloster Grüssau.

Terrasse steigt ein steinern Kreuz empor. Wie es so gegen die Berge steht, wird es Sinnbild der Kraft und Liebe.

Während im Freien noch der schwüle Sommertag drückt, träumt es sich im kühlen Klostergang, am hohen Fenster, besser von vergangenen Zeiten. Zu Füßen ruht das Gärtlein, kein Lüftchen geht, die weiße Wäsche bleicht auf grünem Grunde, und weiterhin zieht sich der Wiesenplan, einst sumpfiges Wirrwarr, reich an Wild, kein Plätzchen zum Siedeln.

Da kamen böhmische Mönche und bauten am Hang das erste Kirchlein. Bei Neuen schaut es noch heut' ins Land. Doch das Klima war zu rauh und unwirtlich; die frommen Brüder gingen in die Heimat zurück.

Wieder wurde es still im Tal; nur ab und zu kam Bolko, der Herzog, und jagte das Wild. Einst, als er an einem heißen Tage ermüdet im Schatten an einer Quelle ruhte, entschlief er und warf im Traum seinen goldenen Fingerring ins Waldesdunkel. Himmelsboten stiegen herab und flüsterten ihm zu: „Wo dein Ring gefunden wird, baue dem Herrn ein Haus." Ein Wogen und Rauschen in den Wipfeln weckte den Schläfer; das Kleinod am Finger fehlte, und er gelobte den Bau.

Der Ring wurde gefunden, und aufs neue zogen Mönche ins Tal, Zisterzienser mit strenger Ordensregel. Es lichtete sich der Wald; Bauer und Klosterbruder siedelten sich an. An Stelle des Jagdhorns hallte das Glockengeläut über die Berge.

Je wohlhabender die Herren des Klosters wurden, desto stolzer wuchsen Kirchen und Gehöfte empor. Hussiten und Schweden kamen, plünderten und brannten nieder, aber immer wieder entstieg den Ruinen neue Pracht.

Das Kühnste wurde gewagt und tüchtige Künstler schufen, was uns begeistert. In der Josephskapelle malte Meister Willmann in farbenfreudigsten Fresken das Leben des heiligen Joseph. Um Ort und Kloster erstanden Kapellen und Bildstöcke und ragen noch heut' wie bunte Tupfen aus dem grünen Landschaftsbilde hervor.

Keine hohe Mauer trennt das Kloster von der Welt. Die Mönche fanden immer den Weg hinaus zur Natur und zu den Menschen. Von draußen holten sie sich die Kraft zum Schaffen und zur Freude. Dafür bürgt auch der im Wald gelegene Erholungsort für Abt und Brüder: Bethlehem. Selbst hier, in der Stille des Waldes, wollten sie der Kunst nicht entbehren, und Willmann mußte ihnen ein Lusthäuschen, das inmitten eines Teiches steht, mit Bildern schmücken.

Keiner der Zisterzienser geht mehr durch die Dörfer zum Kloster. Sie mußten 1810 weichen, als es die Not des Vaterlandes forderte. Doch heut' streicht wieder wie einst die weiße Hand eines Mönches in der Klosterbibliothek über Bücher, die in den hohen, mit barocken Goldleisten gezierten Wandschränken stehen, und im Klostergange rauscht die Kutte der Benediktiner, die in neuer Zeit aus Emmaus bei Prag nach deutschem Lande kamen.

Das Glatzer Bergland.

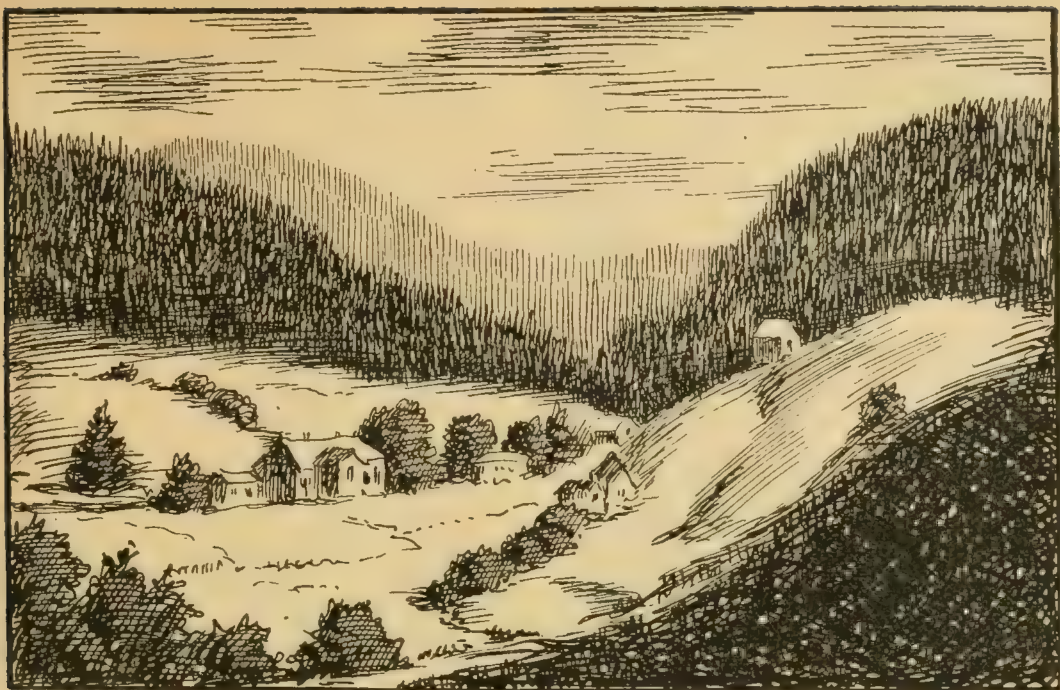
Ein liebliches Bergeiland, das mit der Frische der Auen, mit der lachenden Sonnenpracht der Fluren den Ernst des Hochgebirges vereint, das ist die Grafschaft Glatz. Während die Sudeten in ihrem südöstlichen Teile, im Mährischen Gesenke, sich als ein einziges, wenn auch breites Gebirgssystem darstellen, beginnt nordwestlich vom oberen Marchtale und Gebirgssattel von Ramsau eine Gliederung der Sudeten zu einem Doppelzuge, die am deutlichsten in der Grafschaft Glatz hervortritt, sich indes auch noch bis zum Riesen- und Bober-Katzbachgebirge verfolgen läßt.

Den südlichen Zug dieser beiden großen Gebirgsketten bilden in der Richtung Südost-Nordwest: Habelschwerdter-, Heuscheuer-, Falken-, Raben-, Rehorn-, Riesen- und Isergebirge. Der nördliche Zug setzt sich zusammen aus dem Reichensteiner-, Eulen-, Waldenburger- und Bober-Katzbachgebirge.

Innerhalb der Hauptsudeten liegt die Grafschaft Glatz, ein mächtiger Gebirgskessel von fast rechteckiger Form und bedeutender Höhenlage. Große Bergesketten bilden nach allen Seiten hin eine festgeschlossene Randumwallung. Im Südosten bildet das mächtige Glatzer Schneegebirge als höchste Erhebung der ganzen Landschaft die Scheidewand.

An der Nordostseite der Grafschaft erheben sich das Reichensteiner- und das Eulengebirge. Die Südwestlinie des großen Gebirgsrechteckes bezeichnen das Habelschwerdter-, das Heuscheuer- und das Falkengebirge. Den Nordwestrand und zugleich die Verbindung zwischen dem Falken- und Eulengebirge bildet die niedere Höhenkette des Neuroder Gebirges.

Zu dieser an und für sich schon wechselvollen Umrahmung gesellt sich noch eine besondere Mannigfaltigkeit innerhalb der Natur dieser Gebirge selbst. Als ein gewaltiges Gruppen- oder Massengebirge, dessen einzelne Hochkämme von dem Hauptstock des Schneegebirges ausstrahlen, stellt sich das Glatzer Schneegebirge dar. Mehr zur Kettenform



Schmelzetal bei Reinerz.

neigen das Habelschwerdter- und Reichensteiner- und in ausgesprochener Weise das Eulengebirge. Die Heuscheuer im Osten dagegen bildet ein seltsam geformtes, von Schluchten durchrissenes und von Quader sandsteinmassen überlagertes Felsengebirge.

Der mittlere von den vorgenannten Gebirgen umschlossene Kessel erscheint als eine Hochebene von durchschnittlich mehr als dreihundert Meter Höhe. Freilich ist die Bezeichnung Hochebene, streng genommen, nicht richtig; denn der mittlere Teil der Grafschaft Glatz stellt sich der Betrachtung als eine wellenförmige, von niederen Höhenzügen überdeckte Fläche dar. Besonders sind es drei Täler, welche die am meisten besiedelten Gebiete in diesem Gebirgskessel bilden, nämlich das flache Haupttal der Glatzer Neiße, das enge und vielfach gewundene der Steine und das muldenförmige der Biele.

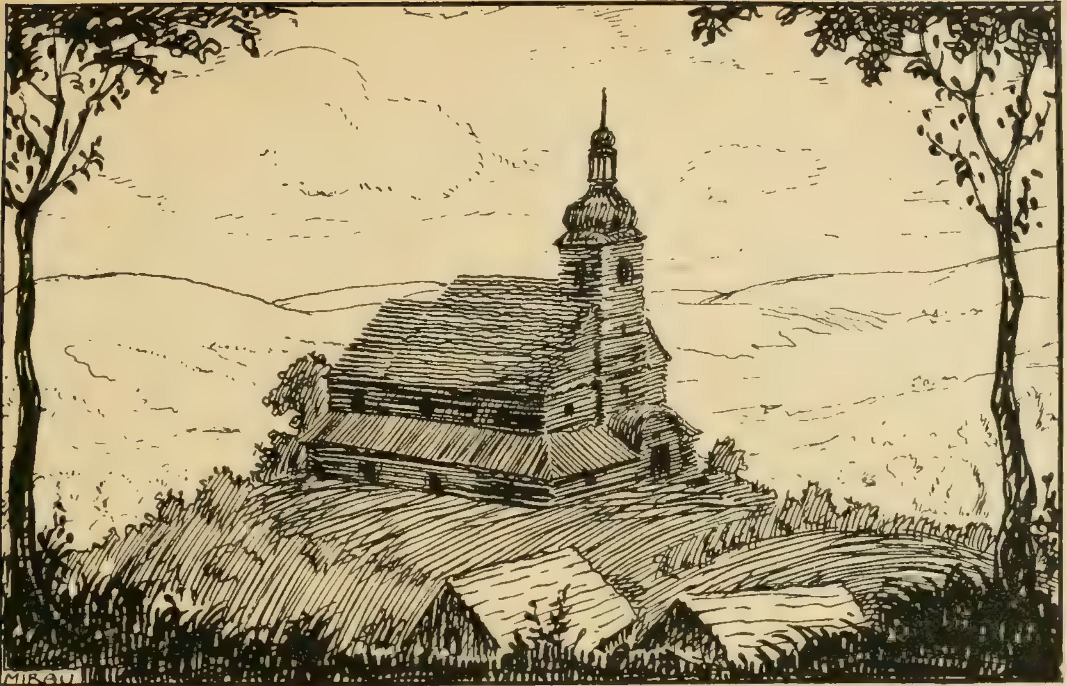
Mit Ausnahme der Erlitz im Habelschwerdter Gebirge, die zur Elbe geht, fließen alle von der Innenseite der Randgebirge herabkommenden Gewässer der Glatzer Neiße und somit der Oder zu. Einst, in der Vorzeit und vor dem Durchbruche des Hauptflusses im Warthapasse, mag, nach Ansicht mancher Geologen, der ganze Glatzer Gebirgskessel das Becken für einen ausgedehnten Gebirgssee gebildet haben.

Die bedeutendste Erhebung unter den Glatzer Gebirgen ist das Schneegebirge, und die gerühmteste Gegend desselben das Tal der Wölfel mit dem idyllischen Dörfchen Wölfelsgrund. Ihm gilt unsere besondere Aufmerksamkeit. Der Ort enthält eine Anzahl Landhäuser, die meist im Schweizerstil gebaut sind und dem Ganzen ein anmutiges Gepräge geben.

Das Hauptziel jedes Besuchers des Wölfelsgrundes aber ist und bleibt der Wölfelsfall, der vor anderen Sudetenwasserfällen den großen Vorzug hat, daß er stets genügend Wasser besitzt, um einen großartigen Eindruck hervorzubringen und nicht erst, wie andere Fälle, durch Wasserstauung künstlich in Tätigkeit gesetzt zu werden braucht.

Nordwestlich von Wölfelsgrund erhebt sich als vorgeschobener Posten des Schneeberggebirges der Spitzige Berg mit dem weitberühmten Wallfahrtskirchlein Maria Schnee. Er erinnert jedermann sofort an den katholischen Charakter der heutigen Grafschaft und gilt als heiliger Berg. Schon auf den Wegen zum Gipfel bemerkt man Bildstöckel und kunstlose Stationen, die zu dem Wallfahrtskirchlein führen. Die heilige Stille, die über der bewaldeten Höhe ausgebreitet liegt, unterbricht Gesang und Gebet aus Hunderten von Pilgerkehlen. Mit dem Rauschen der Baumwipfel zieht der Weihrauch frommer Gebete himmelwärts zur Gottesmutter, deren Beistand bedrängte Herzen in ihren Nöten erflehen. Hier oben überkommt uns die hehre Stimmung von Uhlands Gedicht „Das ist der Tag des Herrn", wenn an einem Sonntagmorgen der Berg in grünem Lenzgewande prangt und der Himmel uns in herrlicher Klarheit seine kristallene Decke zu Häupten wölbt. „Der Himmel ist so nah, er ist so klar und feierlich, so ganz, als wollt' er öffnen sich." Tief unten schlummert die Grafschaft im Frühling wie ein herrlicher, taufrischer Garten. Gewiß ein fesselndes, von Poesie durchhauchtes Bild, das sich dem Beschauer unauslöschlich in die Seele prägt, das Herz mit frommem Schauer erfüllend. Auf hohem Berge, inmitten der prangenden Natur, thront das schlichte Kirchlein, in das sich Tausende drängen, an dessen Schwelle fremde, sonnenverbrannte Gesichter in Andacht liegen, ja selbst Laute von fremden Sprachen und aus fremden Ländern gehört werden.

Das Wallfahrtskirchlein St. Mariae ad nivem, Maria zum Schnee, wird gewöhnlich nur Maria Schnee genannt. Es liegt etwa dreiundsechzig Meter niedriger als der höchste Punkt des Gipfels. Auf der Höhe des Spitzigen Berges stand schon in den frühesten Zeiten ein Kreuz, vor dem die Gläubigen ihre Andacht verrichten. Wie die Überlieferung



Kirche Maria Schnee.

lautet, brachte in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Christoph Veit ein Marienbild (Holzschnitzerei) von einer Wallfahrt aus Maria Zell im Steierlande mit und befestigte es an einem Baum in der Gegend des Standortes der heutigen Wallfahrtskirche. Für das Bild wurde später zum Schutz vor dem Wetter ein Häuschen erbaut, das 1765 der Sturm niederriß und zertrümmerte, ohne daß dadurch das Bild gelitten hätte. Im Jahre 1777 wurde eine hölzerne Kapelle gebaut, in die eine solche Anzahl von Andächtigen strömte, daß an den Bau eines größeren Gotteshauses gedacht werden mußte. Der damalige Grundherr Otto, Reichsgraf von Althann, verwirklichte mit Hilfe frommer Beiträge diesen Gedanken, und so wurde im Juli 1781 der Grundstein zu dem Kirchlein gelegt. Trotzdem das Baumaterial mühsam auf den steilen Berg geschleppt werden mußte, ging man mit Eifer an das Werk. Die Pilger trugen einzeln die Steine auf den Gipfel, und so konnte die Kirche schon im Oktober des folgenden Jahres zu Ehren Beatae virginis ad nivem eingeweiht werden. Der Turm wurde 1784 erbaut und die Halle, die die Kirche von drei Seiten umgibt, 1821. Am Sonntag nach dem Tage St. Mariae ad nivem (5. August) findet hier alljährlich ein feierlicher Gottesdienst statt. Das Innere des Wallfahrtskirchleins enthält keinerlei Kunstwerke. Selbst die alten Bilder,

die sich auf den Ursprung der Kapelle beziehen, erregen nur das Interesse des Heimaterforschers. Infolge der zahlreichen Wallfahrten wurden am Spitzigen Berge Gasthäuser erbaut, die Unterkunft für die Pilgerzüge, aber auch Zimmer für höhere Ansprüche bieten. Der Spitzige Berg selbst gewährt eine der schönsten und prächtigsten Aussichten der Grafstadt, namentlich nach Westen hin. Zu Füßen erblickt man hier das ganze Tal der Neiße, von Mittelwalde nach Habelschwerdt, bis hinüber nach Glatz. Vor uns erheben sich die Bergketten des Habelschwerdter- und des Mensegebirges. Zur Rechten schimmern die Zinnen der Heuscheuer und die Kuppen des Eulengebirges, und bei klarem Wetter ist das Riesengebirge mit der Schneekoppe sichtbar. Auf der anderen Seite aber, im Südosten, ragt das Haupt des großen Schneeberges majestätisch in die Wolken, während darunter die Schweizerei von der hohen Bergwiese grüßt.

Die Heuscheuer.

Die schönsten und dabei bequemsten Zugänge zum Heuscheuergebirge sind Bad Kudowa im Westen und Bahnhof Mittelsteine. Der Weg vom letztgenannten Bahnhof über Wünschelburg nach Karlsberg führt über ein Wunderwerk der Straßenbaukunst: eine Hochstraße, die in kühnen Windungen überraschend schöne Felsgruppen und stattliche Forstgründe berührt und entzückende Fernsichten bietet. Mindestens ebenso empfehlenswert ist der Fußweg von Wünschelburg nach Karlsberg, der an den kaskadenartig abstürzenden Wasserfällen des Heuscheuerflusses vorbeiführt.

Auf der breiten Unterlage des Quadersandsteinkolosses, der eigentlichen Heuscheuer, dem „Leierberge" und der Hochfläche von Karlsberg angelangt, winkt dem Wanderer eine treffliche Gaststätte.

Von hier aus kommen wir bei dem bequemen Aufstieg zum Heuscheuergebirge mehrfach an Felsblöcken vorüber, deren Formen etwas Pagodenartiges an sich tragen. In kurzer Zeit sind wir auf dem Tafelsteine angelangt, einer freien, stark umzäunten Felsplatte, von der aus man die denkbar köstlichste Aussicht genießt. Der Bergkranz, der weit hinter einem grausigen Abgrund und seiner Umrahmung liegt, ist geflochten aus den dunklen Gipfeln des mit herrlichem Wald bedeckten Eulengebirges, des Waldenburger-, Hochwald- und Riesengebirges. Von einzelnen Bergriesen erblickt man den Hochwald und Sattel, den Storchberg bei Görbersdorf, den Schmiedeberger Kamm, die schwarze Koppe,

den Riesenkamm, die Schneekoppe, den Ziegenrücken und als das westlichste Höhenziel den Jeschken bei Reichenberg. Abwärts schweift der Blick in lachende Täler. Das ganze Glatzer Bergland im Süden, Osten und Norden dehnt sich vor uns aus, nordwestlich das Braunauer Ländchen mit seiner freundlichen Stadt. Silberberg, die zerstörte Hochburg des „alten Fritz“, Kamenz, der einstige Stammsitz des Prinzregenten von Braunschweig, sind weitere Anziehungspunkte. Oben vom Großvaterstuhl bietet sich uns ein Ausblick über den der Heuscheuer vorgelagerten gewaltigen Spiegelberg, westlich bis gegen Prag hin.

Der Sondervorzug der Aussicht von der Heuscheuer besteht darin, daß die zu den Füßen des Gebirges liegenden Landschaften unmittelbar vor den Augen des Beschauers liegen, da die Felswände durchweg einen jähen, senkrechten Abfall haben. Denen, die zu der Ansicht neigen, daß auf der Heuscheuer, wie beispielsweise in Adersbach und Weckelsdorf, Fels neben Fels stehen wie auf einem Friedhofe Grabstein neben Grabstein, sei betont, daß die Natur auf der Heuscheuer beinahe alle Steingebilde mit der denkbar prächtigsten Baumeinfassung durch Tannen, Fichten, Kiefern, Buchen, Birken und Ebereschen bedacht hat. Die Wege sind überall fest und trocken, und man braucht nicht, wie in den schon vorerwähnten Orten, durch ein schuhhohes Sandmeer zu kneten. Die Steige säumen Preißelbeer- und Heidelbeersträucher ein, die häufig von kräftigen Farrnkrautwedeln überragt sind; Flechten umhüllen mit rotem, schwarzem oder gelbem Gewebe die Felsblöcke und nehmen ihnen dadurch das eintönige graue Aussehen. Außer dem hehren Genuß, den die Heuscheuer durch ihre keusche Bergschönheit und die unvergleichliche Aussicht dem Besucher gewährt, bietet sie ihm in ihren wilden Sandsteinformungen noch doppelt Interessantes. Wir begegnen auf der Wanderung mit dem Führer dem „Eberkopf“, der „Wolfsschlucht“, der „Teufelsbrücke“, gelangen in den „Riesengrund“ mit den „halbierten Felsen“, an denen man ersehen kann, wie genau die Erhebungen der einen Wand in die Vertiefungen der anderen passen würden, könnte eine Vereinigung der getrennten Hälften bewirkt werden. Weiter gelangen wir auf unserer Felsenfahrt in die „Hexenschlucht“, die „Teufelsküche“, die beiden „Schneegruben“, in „Rübezahls Garten“, begegnen der „Weintraube“ und dem „Krinolinenmörder“. Vom Ausflugplatz Karlsruh entrollt sich uns ein Landschaftsbild, das noch umfassender ist als das vom Tafelstein sich bietende, und zwar nach Norden, Osten und Südosten hin. Das breite, schöne Steinetal liegt offen vor uns. Die Bergkette nimmt von der Höhenrahmung

der einstigen Festung Silberberg als neue Glieder die Gebirge an, die sich das Wartha-Reichensteiner-Gebirge entlang bis in den Altvatergebirgsstock hineinziehen und im Südosten mit dem Glatzer Schneegebirge und dem Glatzer oder Spieglitzer Schneeberge abschließen. Als Einzelpunkte heben sich besonders wirksam ab: der Warthaberg mit seiner Wallfahrtskapelle, der Glatzer (Königshainer) Spitzberg, der Jauersberg und der Heidelberg in der Nähe von Bad Landeck.

Auf der weiteren Wanderstrecke sind an seltsamen Felsgebilden noch zu nennen: „Das Labyrinth", die beiden „Seeschiffe", der „Muschelfelsen", die „Felsenallee", die „Kanzel", der „Scheibenstand", „Genoveva", das „Kinderspielzeug" (ein beweglicher Felsen), die „Schild kröte", der „Schweidnitzer Keller". Durch eine Öffnung des letzteren erblicken wir wie durch ein Fenster den breiten, dem Badeorte Reinerz vorgelagerten Ratschenberg und Hummel sowie die hohe Mense und das Habelschwerdter Gebirge. Wir gelangen noch zu einem „Luftballon", zu einer „Feldschmiede", einem Felsblock mit amboßähnlichem Aufsatz. Vom „Tuchlager" aus gewahren wir ein „beladenes Kamel". Der merkwürdigste Steinriese steht am Ende des Felsgebietes — es ist der „Düppeler Triumphbogen".

Das Endziel jedes Heuscheuerbesuches bildet der schon erwähnte höchstgelegene Aussichtspunkt: der „Großvaterstuhl". Fast alles, was wir von den verschiedensten Punkten aus sahen, liegt hier noch einmal vor unserem glücktrunkenen Auge. Die Höhen und Täler, die Wälder und Fluren, Dörfer und Städte erscheinen uns wie auf einer Reliefkarte, deren westlichster Punkt die Lausche bei Zittau ist, während im Osten der Altvater als Endpunkt erkennbar wird.

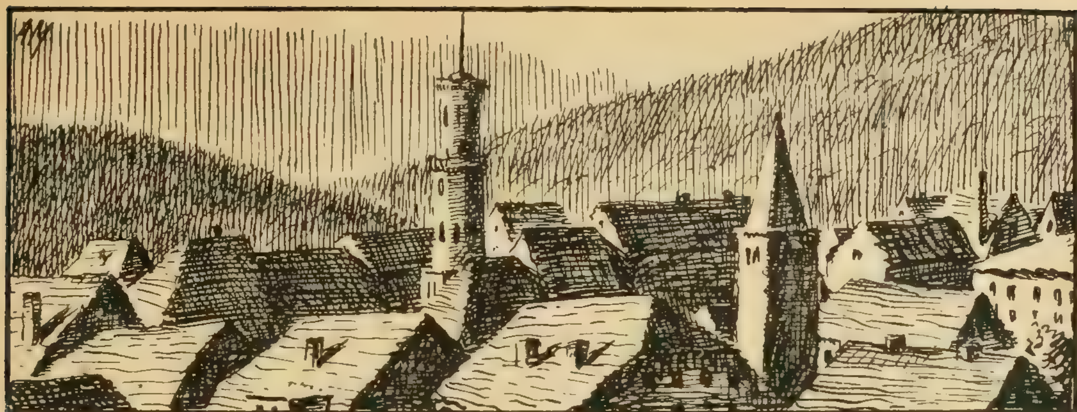
Ortschaften des Glatzer Bergkessels.

Von Karl Demmel.

Glatz.

Frisch fegt die hochwasserwilde Neiße mitten durch die Stadt im Tal. Putzig steigen die Häuser an. Oben krönt die Felsenfestung das alte Städtchen. „Kledska" wird es irgendwo genannt. Damals war es nur noch Burg.

Gemütlich eng die lieben, alten Gassen. Schwung des Barock um das Gemäuer der Garnisonkirche und die Heiligenstatuen der Brückentorbrücke. Starr ragend die „Pestsäule". In göttlicher Inbrunst ver-



Habelschwerdt.

sunken die Stadtkirche, wundervoll in Gotik träumend die Basilika. Sieben schlesische Herzöge schlafen in der kühlen Kirchengruft.

Der Donjon — unten die Stadt — Ziegeldach an Ziegeldach. Leid und Freude wohnt in den Häusern. Drüben der Schäferberg. Das Rathaus sinnt wie ein kluger Stadtschreiber durch das Jahrhundert.

Kriegsgeschrei der Hussiten brauste einst um die Stadt. Im Dreißigjährigen Kriege rannten es die kaiserlichen Landsknechte nieder. Hart biß sich der Schwede an Glatz die Zähne aus. Auch Marschall Laudons Kommandobefehl spie Wetter und Teufel um die Festung.

Glatz — kernig und einfach, deutsch und schlicht. Da hört man noch, wie der Alte Fritz mit Stockschwerenot zwischen die Reihen seiner Grenadiere hineinschimpft.

Habelschwerdt.

Liebes, kleines Kreisstädtchen: das Habelschwerdt. Die Neiße springt daran vorbei. Freundlich hat es sich in die Gegend hineingestellt und ist so beschaulich in seiner kleinstädtischen Art. Der ‚Dohlenberg‘ und die ‚Jestelkoppe‘ schauen drüber hinweg. Einsam steht die ‚Florianskapelle‘. Nicht laut ist das Gebirgsstädtchen. Fleißige Bürger wohnen darin, noch beseelt von deutscher Art und Treue. Rathaus, Schule, Kirchen, Amtsgericht, Apotheke, Postamt, Marktplatz — Kleinstadt mit wichtiger Bürgermeistermiene. Und der gottbegnadete Dichter Hermann Stehr, in dessen Worten das kernige schlesische Volkstum lebendig geworden ist, wurde hier geboren. Die Stadt kann stolz auf ihren Dichter sein.

Langenau.

„Im Glatzer Tannenbergland liegt verträumt
Ein tiefes Tal, durch das die Neiße schäumt.
Voll Andacht steht der Wandrer hier und lauscht
Der Welt des Friedens, die ihn sanft umrauscht.
Willst du gesund an Leib und Seele sein:
Der schöne Erdenplatz — er lädt dich ein.“

Irgendwo stehen diese Verse zum Preise Langenaus geschrieben. Felsen, Wiesen und Wälder. Berge mit kühnen Gipfeln, wuchtige, alte Bäume. Die Tannenpracht des Kronenberges. Ein schlafversunkener Weiher. Und tief im Tale das Dächergewirr des Bades, das sich um den Quellenpark herum aufgebaut hat. Bergfrische weht durchs Tal. Majestät der Heidelberg. — Dort drüben liegt Böhmen. — Und dort ist der wilde Schneeberg, dort der Dreitannenberg. — Wundervoll geht die Sonne hinter dunklen Baumwipfeln auf dem Gebirgskamm unter. Und so still das Städtchen. — Die Neiße schäumt durch das Tal. Wie schaurig der Bahntunnel seinen Rachen aufsperrt, als wollte er die Eisenbahnzüge alle fressen! Schmuck die Häuser. Immer zum festlichen Empfang der Kurgäste geputzt. Nichts Weltüberstiegenes in diesem Bade. Bürgerlichkeit ist noch wohlerhalten.

Landeck.

Träumend im Bieletal zwischen waldigen Sudetenbergen Bad Landeck. In vornehmer, neuzeitlicher Bauweise das Georgenbad. Eindrucksvoll der Kuppelbau des Marienbades. Schlichte Vornehmheit das Kurhaus und idyllisch zwischen schlanken, hohen Stämmen der Waldtempel. Wildromantisch ragt der Dreiecker aus den dunklen Wipfeln in die Wolken. Zufriedenheit und Behaglichkeit atmet das Städtchen Landeck. Rotbraun, laden die Ziegeldächer zur Rast.

Altheide.

Wie ein Prinzeßchen tut sich Bad Altheide an der Weistritz auf. In den Abend blaut die Schattenlinie des Bergkammes. Die Wälder stehen schwarz. Saubere, glatte Straßen ziehen sich wie Schlangen durch das Tal. Bunt und festlich das Leben im Bad. Vornehme Frauen schlendern lässig durch den Sommertag. Und der Frühling hängt auf den Bäumen im Kurpark. Weiß sind die Gärten, saftgrün die Wiesen.

Und die vornehmen Häuser haben ihr freundlichstes Gesicht aufgesetzt. Musik schwebt durch die Wandel- und Sprudelhalle. Zwischen den buntesten Blumenbeeten eingeschlossen das Kurhaus. Keck sprudelt ein Springbrunnen im Garten.

Düster das Höllental. Droben das Schloß Waldstein, das weit ins Glatzer Bergland sieht.

Reinerz.

Die Weistritz entlang — Bad Reinerz. Karl von Holtei, der getreulich immer wieder nach Reinerz kam, singt davon:

„Du grünes Tal, wer je in diesen Gründen
Der müden Brust Erquickung fand,
Soll deinen Preis mit heller Stimme künden!"

Rings die tiefdunklen, schweigenden Waldberge. Der alte Aelurius schrieb schon vor Jahrhunderten von der Heilkraft des Reinerzer Sauerbrunnens. Und der Alte Fritz ließ sich das Schlesierbad ganz besonders angelegen sein. Kaiser und Könige lustwandelten in den Kurpromenaden. Frischkühl der Kurpark. Waldpromenaden ziehen sich, dichtbewachsen, an der Weistritz entlang, die das Gemüt zum Träumen anregen. In klassischer Schöne die von Säulen getragene Wandelbahn. Mit weißem Gischt schießt der Springbrunnen im Kurgarten meterhoch in die Luft. Und dann ein Stück alte Romantik aus der Zeit des Kaisers Rudolf: die „Papiermühle", die schon 1605 erbaut wurde.

Chopin kam 1838 als Kurgast nach Reinerz und entzückte die Gäste durch sein erstes Konzert. Irgendwo hat man ihm einen Gedenkstein errichtet.

Im „Schmelztal" soll Mendelssohn-Bartholdy die Melodie zu dem Liede: „Wer hat dich, du schöner Wald . . ." gefunden haben. Das Merkwürdigste in der Stadt Reinerz ist die Walfischkanzel in der Pfarrkirche, bei der der Geistliche im Rachen des Fisches steht.

Im Heuscheuergebirge klaffen tiefe Felsenspalten. In unendlicher Ferne dehnen sich die Berge.

Bad Reinerz — ein kleines Paradies.

Kudowa.

„Nordisches Meran" hat irgendein bekannter Reisender mal den Ort getauft. Anno 1580 sollen die Kudowaschen Quellen entdeckt sein. Wallenstein und Terzky teilten sich zuerst in deren Besitz. Dann kam eine bunte Reihe von Herren. Das „Kudowaer Wasser" plauscht am

Städtchen vorbei und beschließt seine Wanderung im idyllischen Hammerteich. Zwischen uralten Bäumen und hohen Bergen dämmert geruhsam das Schloß. Ein wonniges Feenmärchen der „Rosengarten“. Bunt ist die Reihe der Berge im Rund: Kapellenberg, Schloßberg, Pfarrberg, Steinberg. Wer kann die Namen alle aufzählen! Dann die verschlafene Brettmühle. Da werden in einem alte Volkslieder wach. Und dann wieder so jugendlich im Kleid der Neuzeit das Charlottenbad. Villa an Villa, eine prächtiger als die andere.

Gott hat hier Schönheit über Schönheit an Bergen und Tälern geschaffen. Nimm deinen Weg zur Wanderzeit dorthin! Du wirst eine bunte, unvergeßliche Wunderschau haben.

Volksreim.

(Grafschaft Glatz.)

Wer durch Lewin fährt und sieht kein Kind,
Wer durch den Hummel kommt ohne Wind,
Wer durch Reinerz kommt ohne Spott,
Der hat Gnade bei Gott.

Abend in Dittersbach.

Von Hermann Stehr.

Die Häuserklötze im engen Tal
Versinken in tiefem Dämmern,
Und leise wird mit einemmal
Des Lebens wirres Hämmern.

Nur da und dort ein trunk'nes Schrei'n
Hintorkelt durch das Schummern;
Von allen Bergen rinnt herein
Der Wälder großes Schlummern.

Und schweigsam strömen auf und ab
Durch schluchtenfinstre Gassen
Endlos in tierisch-schwerem Trab
Der Menschen schwarze Massen.

Auf nahen Höhen schnarcht und stöhnt
Aus Essen und aus Rohren
Das Untier, dem die Menge frönt,
Das diesen Ort geboren.

Soeben spie es hundert aus
Und sog zur Tiefe hundert.
Nun glotzt es in die Nacht hinaus
Mit Lampen grell-verwundert.

Die Berge schlafen, die Sterne drehn
Den leisen Silberreigen.
Sie lassen alle Not geschehn
Und lächeln still und schweigen.

Aus: Hermann Stehr, Ein Lebensbuch. Berlin, S. Fischer.

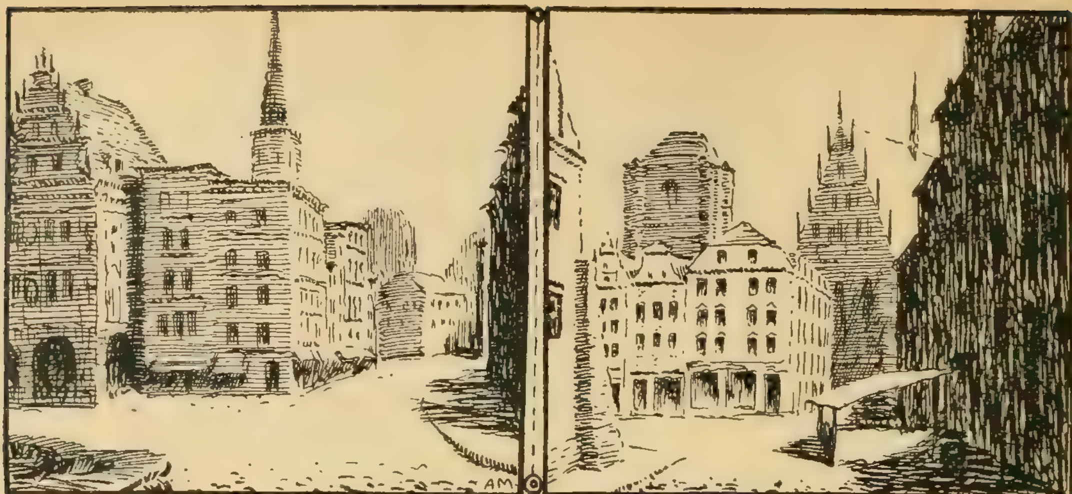
Neiße, das schlesische Rom.

Von Josef Galle.

Neiße ist eine der wichtigsten Kulturstätten am Nordrande des schlesischen Gebirges, und ein gut Teil der Aufschließungsarbeit der dichten Waldgegenden zwischen Mähren und Schlesien ist auf die Tätigkeit der Fürsten und Bürger Neißes zurückzuführen.

Man darf Neiße mit Recht eine geistliche Stadt nennen, wie es Wilhelm Heinrich Riehl für Freising getan hat. Nicht nur, daß die Stadt alles wirklich Schöne und Hervorragende der Fürsorge der Breslauer Bischöfe für ihre Residenz verdankt, sondern auch im Ernst der Arbeit, in der Not der Abwehr bitterer Feinde standen die Bischöfe an der Spitze der Bürgerschaft.

Wann die deutsche Stadt Neiße gegründet worden ist, hat man bisher mit Genauigkeit nicht feststellen können. Urkundlich wird sie zuerst 1223 erwähnt und als mit flämischem Rechte begabt bezeichnet. Vorher lag dort bereits eine slawische Siedlung, deren Reste aber im Laufe der Jahrhunderte vollständig verschwunden sind. An die Breslauer Bischöfe kam Neiße dadurch, daß der Sohn des Herzogs Boleslaus des Langen, Jaroslaus, ein Breslauer Domherr und späterer Bischof, von seinem Vater die Erlaubnis erhielt, Neiße als Fürstentum der Diözese zu schenken. Seitdem sind die Breslauer Bischöfe Fürstbischöfe und die Landesherren von Neiße bis zu Säkularisation im Jahre 1810. Von der geistigen Richtung dieser Breslauer Bischöfe kann man sich ein Bild machen aus der von ihnen erfolgten Gründung deutscher Städte, wie Ziegenhals (urkundlich zuerst 1249 erwähnt), Zuckmantel (1263), Weidenau, Freiwaldau. Dem Bergbau in ihrem Fürstentum haben sie das lebhafteste Interesse entgegengebracht und besonders den Stollenbergbau



Neiße.

auf Gold außerordentlich gefördert. Am Querberge, dem Hauptbergbaugebiete Schlesiens und Mährens, blühte der Goldbergbau besonders unter den Bischöfen Rudolf von Rüdesheim, Johannes Roth, Johannes Thurzo, der sich an den Geldgeschäften der Finanzgrößen seinerzeit hervorragend beteiligte, Jakob von Salza und Balthasar von Promnitz (1539—1562). Letzterer ließ den großartigen Ziegenhalser Stollen anlegen und setzte auf dem Querberge ein kostspieliges Wasserwerk in Betrieb. Die reichen Gewinne des Bergbaues blieben nicht ohne Einfluß auf die Ausgestaltung der fürstbischöflichen Residenzstadt. Eine Reihe hervorragender Bauten entstand, außer dem Schlosse und den Verwaltungsgebäuden hauptsächlich kirchliche Bauten, mehrere Klöster, eine große Anzahl von Kirchen und Kapellen, denen die Stadt mit Recht ihren Beinamen des „schlesischen Roms" verdankt.

Die Hauptkirche der Stadt ist die Jakobikirche, unweit der nordöstlichen Ringecke. Im Volksmunde heißt sie weit und breit nur „die gruße Kerche". Es ist in der Tat eine der wundervollsten Kirchen des Schlesierlandes. Sie stammt in ihrer heutigen Größe aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, nachdem eine ältere Kirche an derselben Stelle unter einem großen Brande furchtbar gelitten hatte. Im sechzehnten, siebzehnten, ja im achtzehnten Jahrhundert wurde an der Pfarrkirche noch weiter gebaut. 1889 begann eine sechs Jahre dauernde gründliche Ausbesserung des Gebäudes, seit der die Kirche das heutige Bild bietet. Die Raumwirkung ist geradezu erhebend. Wir haben ein einheitliches, vollendetes Kunstwerk vor uns, eine gotische Hallenkirche, der wir im Osten nur weniges an die Seite stellen können.

Ein Kranz von zwanzig Kapellen umgibt den Mittelraum. Von den zum Teil sehr wertvollen Denkmälern und Bildwerken ist besonders das Grabmal des Bischofs Kaspar von Logau (1562—1574) hervorzuheben, das zu den vollendetsten Werken der Hochrenaissance zählt. Auch die Grabmäler der schon erwähnten Bischöfe Balthasar von Promnitz und Jakob von Salza sind sehenswert. Der Besucher der Kirche findet auch an kleineren Arbeiten so lohnende Gegenstände der Betrachtung und so wertvolle Zeugen einer reichen Vergangenheit, daß er mit Recht diese Kirche als den wertvollsten Zeugen für den Hochstand mittelalterlicher Kultur in jener Gegend betrachten muß. Als erster Baumeister der Kirche wird uns ein „Meurer von Franckenstein mit Namen Petter“ genannt. Nordwestlich neben der Kirche steht der massige Glockenturm, aus Granitstein aufgeführt, aber offenbar nicht vollendet.

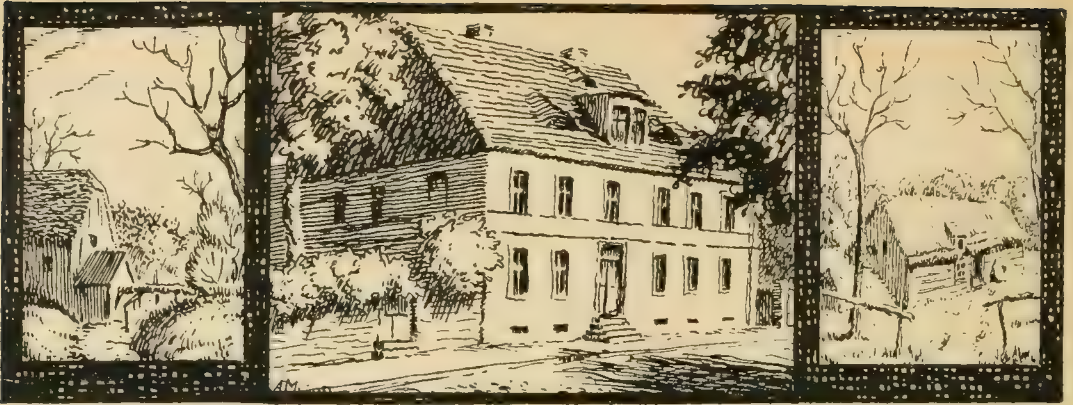
Auch die anderen Kirchen Neißes, die Kreuzkirche zum Beispiel, die Gymnasialkirche, die Bürgerkirche, die Dominikanerkirche, die Kapuzinerkirche usw., bieten des Sehenswerten mancherlei.

Von den weltlichen Bauwerken ist das heutige Kämmereigebäude das sehenswerteste. Der Südgiebel ist eine prächtige Schöpfung der Spätrenaissance. In der Erdgeschoßlaube steht noch der ungefüge Wagebalken. An der Tuchstraße ist wohl die Stätte des alten Rathauses. Der Ratsturm ist unten ein Granitquaderbau im Geviert, dann ein Ziegelrohbau, der sich weiter aufwärts ins Achteck umsetzt.

Auf der Breslauer Straße erweckt ein schmiedeeisernes Brunnengehäuse aus dem Jahre 1681 unsere Aufmerksamkeit. Die Handwerke waren früher überhaupt hier sehr geachtet. So stand unter anderem der Fleischerinnung das Recht zu — das sie sich durch ihre Tapferkeit in den Hussitenkriegen erworben hatte — bei feierlichen Einzügen und Umzügen vor dem Adel und der Ritterschaft einherzuschreiten. — Die Pfefferküchler Neißes erfreuen sich bis heute eines außerordentlich guten Rufes.

Das geistige Leben der Stadt ist, wie wir es in solch alten Hauptstädten öfter finden, recht lebhaft und anregend. Neiße gilt weithin als die vornehmste unter den schlesischen Mittelstädten. Theater und Musik finden unter der wohlhabenden Bürgerschaft verständige Pflege. Aber auch die Industrie beginnt sich zu entwickeln, und vor dem Kriege von 1914 bis 1918 bestand sogar die Aussicht, daß der Neißefluß bis zur Stadt schiffbar gemacht werden würde.

Unter den geistigen Größen, deren Heimat Neiße geworden ist, ragt



Lindiner Mühle. Eichendorffs Sterbehaus in Neiße. Wygonmühle.

Eichendorff vor allem hervor. Er verbrachte hier seinen Lebensabend bei seiner Tochter, einer Frau Hauptmann von Besserer, in einem Landhause an der Rochus-Allee. Ein großer Garten in hügeligem Gelände mit einer Fülle von Strauchwerk, lauschigen Gängen und einem kleinen Teiche erinnerten ihn dort an sein Jugendparadies in Lubowitz. In der Friedrichsstadt steht, für einen Sänger seines Ranges wohl etwas zu einsam, sein Denkmal inmitten eines grünen Plätzchens.

Im Altvatergebirge.

Von Josef Galle.

Als Maria Theresia nach dem Hubertusburger Frieden getröstet wurde, daß ihr ja doch noch ein Stück Schlesiens geblieben sei, sagte sie: „Was nutzt mir der Zaun, wenn er sich den Garten genommen hat." Es ist etwas Wahres an den Worten der Kaiserin; aber dieses Gebirgsland, das sie als einen Zaun bezeichnete, das Altvatergebirge, hat doch so viel des Schönen in sich, daß wir heute den Verlust des Landes nur außerordentlich bedauern können und daß wir wünschen möchten, König Friedrich hätte sich von den österreichischen Räten seinerzeit nicht irreführen lassen.

Das Altvatergebirge ist ein Teil der Ostsudeten, die vom Warthaer Passe bis zur Mährisch-schlesischen Pforte reichen. Es teilt mit den Ostsudeten mancherlei Eigentümlichkeiten der Gebirgsbildung und des geologischen Aufbaues. Der Sattel von Ramsau-Spornhau in 759 Meter Höhe im Westen und die Talsenkung von Zuckmantel über Würbenthal nach Freudenthal im Osten scheiden das Altvatergebirge im Zuge der Sudeten. Dem Hauptkamme sind nach Norden und Süden die

Nebenkämme vorgelagert, die an Höhe dem Hauptkamme nachstehen im übrigen aber dieselben wesentlichen Merkmale aufweisen.

Der bei weitem größte Teil des Gebirges ist von Deutschen bewohnt. Während der letzten großen Völkerwanderung wurden Schlesien und Mähren slawisch. Den von Salzburg und Passau zugeschickten Glaubensboten widersetzten sich die Mährer mit allen Kräften. Sie erlangten vom griechischen Kaiser slawische Geistliche in den Brüdern Method und Cyrill. Von hoher Bedeutung für das Deutschtum ist die Gründung des Olmützer Bistums im Jahre 1063 unter dem Mainzer Primat. Auch die damaligen Landesherren, die Könige von Böhmen, die zugleich Markgrafen von Mähren waren, förderten das Deutschtum. Besonders König Ottokar II. säte eine reiche Saat der Kultur, der aber leider die Zeit zu reifen fehlte. Die hussitische Bewegung tat dem Deutschtum viel Abbruch. Im Norden des Gebirges waren es vor allem die Breslauer Bischöfe, die als Fürsten von Neiße die deutsche Siedlung in jeder Weise förderten. Ziegenhals wird urkundlich zuerst 1249 erwähnt, Zuckmantel 1263, dann Weidenau, Freiwaldau. Auch die Herzöge von Troppau wirkten für die deutsche Einwanderung. Für sie war besonders der beginnende Goldbergbau günstig, der aus allen deutschen Gebieten, besonders aber aus Mitteldeutschland, Ansiedler anlockte. Der alten Einwanderung entspricht auch heute noch die Mundart der Gebirgsbewohner.

Seine ganze Schönheit zeigt uns das Gebirge bei einer Wanderung den Hauptkamm entlang. Die Kammwanderung ist von so eigenartigem Reize, daß Freunde des Gebirges sie wenigstens einmal im Jahre unternehmen. Der Kamm ist die Grenze zwischen Mähren und Schlesien, die Grenze auch zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere. — Steigen wir auf den Kamm hinauf! Von Ramsau aus führt uns der Weg auf die Hochschar. Der Pfad ist steil, führt er doch in knapp vier Kilometer Länge von 759 bis zu 1351 Meter Höhe hinauf. Oben bietet das Georgsschutzhaus mehr Bequemlichkeiten, als der einfache Wanderer braucht. Von der Hochschar führt die Kammhöhe durch einen flachen Sattel zum Kepernik. Bei dem in der Nähe gelegenen Fuhrmannstein kann der Wanderer wohl einen Begriff von einem Urwalde bekommen. Seit langen Jahren hat hier Fürst Liechtenstein eine große Waldfläche dem Betriebe entzogen, hoffentlich für immer. Ist auch die Eibe, die früher im Gebirge ganze Bestände bildete, längst verbraucht, ist auch die Buche auf einzelne Bezirke beschränkt worden, während die Eiche hier wahrscheinlich nie waldbildend war, so werden

doch die Fichten wahre Riesenstämme, und den düsteren Ernst des Fichtenwaldes mildern schnellsprossende Birken und Ebereschen, auch der Ahorn, die Rüster und die Buche. Die schöne Tanne hoffentlich wird im Gebirge auch nie ganz verschwinden. Weiter wandernd, finden wir auf dem Roten Berge eine kleine Wallfahrtskirche, von deren Brünnlein eine Jägersage wunderbare Heilkraft zu berichten weiß. Dann führt die Kammwanderung bald unter 1100 Meter hinab zum Roten-Berg-Passe, der Verbindung zwischen dem Biele- und dem Teßtale. Auf der Paßhöhe liegt ein Wirtshaus, das auch im Winter viel besucht wird, wenn die Bergschlittenfahrer von hier ihre Reise zu Tal antreten. Auf der weiteren Wanderung tritt das Waldgebiet mehr und mehr von den Gipfeln zurück und macht allmählich in der ganzen Breite des Hochrückens den Wiesen und Heiden Platz. In unaufhörlichem Ausblick können wir nun dahinschreiten, von zwitschernden Bergfinken begleitet. Nur der Sturm ist hier oben meist ein rauher Geselle. Windstille Tage sind hier so selten wie nach Lord Byrons Wort im Lande seiner Väter. Im schönsten Schmucke zeigen sich die hohen Heiden im Hochsommer. Die mancherlei Schattierungen des Rasens, von vielen Schmelen, Seggen und mancherlei Berggräsern belebt, bilden den Untergrund für die blauen und gelben Blumensterne. Auch das Heidekraut ist auf weiten Flächen heimisch; die Heidelbeere und die Preißelbeere wuchern im guten Erdreich. So kommen wir allmählich an die Schweizerei, dem Fürsten Liechtenstein gehörig. Es ist dies ein gutes Wirtshaus, wo man, besonders auch in den Abendstunden, immer Wanderer von fern und nah antrifft.

Besuchte Talwege gehen von hier in die Gründe nach Norden und Süden. Der Weg am Steinseifen abwärts zeigt die Natur unseres Gebirges im Sommer in ihrer ganzen Pracht und Üppigkeit. Der Altvater selbst aber, zu dem wir von der Schweizerei leicht den Weg finden, erfreut uns mit seinen welligen Kuppen durch die Unendlichkeit seiner ganzen Anlage. Emporgerückt über die laute Welt da unten, liegt nun hier oben breit und wuchtig, weit gedehnt, schier schrankenlos, ein Heideland in Stille und Einsamkeit. Nach Weg und Steg braucht man nicht zu fragen; überall ist man auf dem rechten Wege. Wo ein Bach die Abwässer eines Hanges zusammenfaßt, hat er allmählich eine tiefe Rinne gegraben und bildet einen steinigen Graben. Die Wirtshäuser sind nur für Abend und Nacht da und dann, wenn das Wetter den Aufenthalt im Freien verbietet. Dann aber geht's in ihnen laut und lustig zu. Der Preuße versteht sich der österreichischen Gemütlich-

keit so gut anzupassen, daß man sich einen besseren Herzenszusammenklang gar nicht denken kann.

Mancherlei Sagen und Überlieferungen umhüllen einzelne Hänge und Steine mit einem geheimnisvollen Dunkel; besonders der aufragende Peterstein galt in der Überlieferung als der Ort, wo die Hexen und Hexer sich in ihren Zaubernächten sammelten. Auf Ofengabeln, Besen und Spinnrocken kamen sie dahergeritten, mit Hexensalbe bestrichen, die aus Nachtschatten, Schierling und wohl gar aus dem Fette toter Kinder bereitet war. Die Nacht sah dann ihre Schmausereien, Trinkgelage, Tänze und Vermischungen, bis ein steinernes Kreuz dem Unfug der bösen Geister ein Ende machte. Als dies die Stürme zerschmetterten, setzte man ein eisernes Bildnis des heiligen Petrus an seine Stelle. Daher wohl auch der Name des Steines. Und wer in der Nähe des gewaltigen Felsens an einem schönen Sommerabend, ermüdet von langer Wanderung, sich hier auf den Rücken wirft und in Gottes Himmel hineinschaut, der mag wohl auch heute noch empfinden, daß es nicht viele Fleckchen auf der Erde gibt, die so geeignet wären, einer Zusammenkunft der Besonderen, der Eignen, der Abseitsgehenden zu dienen; es brauchen ja nicht gerade böse Geister zu sein. Wie auf einer Insel liegt man im hohen Heidegras, und wo die Grenzen der hohen Heide aufhören, dort ist's, als wäre ringsum der Ozean, der uns trennt von aller Welt. Nicht weit von Peterstein und hoher Heide sammeln sich die Quellen der Mohra in einem tiefen Grunde, dem Kessel, einem der merkwürdigsten Flecke unseres Gebirges. Alle seine Lieblinge findet hier der Freund der Pflanzenwelt versammelt. Viele Arten haben hier sogar ihren einzigen Standort in ganz Schlesien und Mähren. Das sei freilich nur dem Freunde der Natur verraten, nicht dem Räuber, den es nur hinauszieht, um die schönen Kinder der Natur zu plündern und mit den Wurzeln auszurotten. Manche Art wächst hier üppiger und schöner als ihre zahmen Schwestern in den Gärten. Eisenhut und Rittersporn, die Prachtnelke und die blaue Alpensaudistel bilden förmliche Dickichte. Aber auch die Aufzählung sämtlicher hier vorkommenden Pflanzen könnte das bunte Bild nicht beschreiben, das sich den Augen bietet, wenn die Sonne ihre Strahlen darüber wirft. Vom Maiberge aus, zu dem wir zurückkehren, führt uns der Weg, langsam absteigend, in etwas veränderter Richtung bis zum Passe am Berggeist, 877 Meter über dem Meere. Hier oben waren in der Nacht vom 7. zum 8. August 1913 sieben Grad Kälte. Auch sonst ist die Natur in diesem Winkel mitunter etwas stiefmütterlich. Sie schickt des Regens

zuviel, auch Mückenschwärme häufig in großer Menge. Und doch kommen die heiteren Tage nicht zu kurz. „Das Leben wär' nicht halb so schön, müßt' durstig man zu Bette gehn," scheint der Wahlspruch des Gastwirtes zum Berggeiste zu sein.

Neben diesem Herzstück des Gebirges gibt es aber des Schönen noch unendlich viel im Altvaterländchen. Wer das deutsche Mittelalter mit anderen Augen ansehen lernen will, als es ihm die von Vorurteilen gefärbten Berichte späterer Zeiten meist zeigen, der widme sich einige Tage dem Hauptbergbaugebiete des Altvatergebirges, dem Querberge bei Zuckmantel. Am Nordfuße des breiten, wuchtigen Querberges liegt auf der Höhe des Schloßberges die Burgruine Edelstein. Große Schätze ruhen im Schoße des Berges, aber die Zauberformeln, die der Schatzgräber in der Johannisnacht anwenden muß, sind in Vergessenheit geraten. Ende des dreizehnten Jahrhunderts war die Burg im Besitze adliger Räuber, derer von Rosenau, die von den Troppauer Herzögen unterworfen wurden. Bald waren nun Herzöge, Bischöfe, Fürsten im Besitze der Burg, die von Schloßhauptleuten verwaltet wurde. Einer dieser Hauptleute, ein Haugwitz, wird uns als den Kaufmannszügen sehr gefährlich geschildert. 1467 zerstörte der Breslauer Bischof Jodokus von Rosenberg die Feste, von der man einst annahm, daß Riesen und Teufel sie getürmt hätten, weil ein solches Mauerwerk von Menschen nicht hätte gebaut werden können. Unweit der Burg beginnt das Bergbaugebiet. Die Bergleute sind den drei Quellarmen des Zuckmanteler Baches gefolgt. Alle drei Täler zeigen Spuren des früheren Bergbaues. Seifenhalden, Pingen ziehen sich in der Talsohle und am Talgehänge entlang. Ein großer Erdstollen hat sein Mundloch nicht weit von Sankt Martha, einem Wallfahrtskirchlein, und geht in einer Länge von nahezu zweitausend Metern ins Gebirge hinein. Am Taborfelsen geht der Bleistollen etwa hundertneunzig Meter tief in den Berg. Das Gesenke unter der Stollensohle zeigt Blei- und Golderzführung. Bei der Annakapelle, unweit Edelstein, sind der Bettelstollen und der Schloßbergstollen. Am jetzigen Jägerhause, unweit des Fürwitz, ist das Mundloch des Blauen Stollens. Der lange Zeit verlassene Stollen zeigte sich bei seiner Wiedereröffnung 1848 mit himmelblauen Tropfsteinen bedeckt! Die Stollenwässer setzen jetzt noch blauen Allophan ab. Über dem Blauen Stollen beginnt der Dreifaltigkeitsstollen. Noch weiter bei den Heckelsteinen ist die Sarkanderzeche. Auch bei Mariahilf, dem vielbesuchten Wallfahrtsorte, wo der Querbergwanderer am besten sein Standquartier nimmt, sind Halden, Pingen und Schächte

noch reichlich zu sehen. Der größte Teil der Bergwerksarbeit der alten Zeit galt dem Golde. Wenn die Bergleute eine goldhaltige Lagerstätte vermuteten, entwaldeten sie den Boden und zogen Röschen bis aufs feste Gestein. Die so aufgedeckten Erzgänge wurden straßenartig abgebaut, indem man Schächte abteufte und diese durch Strecken durchschlägig machte. Weniger mühsam war das Goldwaschen. Der Boden, in dem Gold festgestellt war, wurde von unten nach oben mit Rodehacken aufgerissen. Über das gelockerte Erdreich leitete man das Wasser eines Baches, das Erde und Lehm fortwusch und Geröll und Gestein bloßlegte. Den goldhaltigen Schutt schaufelte man dann in Rinnen, die mit Schaffellen ausgelegt waren. Das Wasser wusch den Schutt fort, und das Gold blieb in den Haaren der Felle sitzen. Urkunden beim Iglauer Schöppenstuhle, dessen Bergrecht auch dort galt, bezeugen uns, daß Ende des vierzehnten Jahrhunderts Berggewerkschaften am Querberge arbeiteten. So konnte mit vervielfältigter Kraft gearbeitet und dem schwankenden Gewinn des einzelnen ein gleichmäßiger Durchschnitt gegeben werden. Am umfangreichsten war der Bergbau zur Zeit der Bischöfe Rudolf von Rüdesheim, Johannes Roth, Johannes Thurzo, Jakob von Salza und Balthasar von Promnitz, die von 1468 bis 1562 den fürstbischöflichen Stuhl innehatten. Balthasar von Promnitz ließ den großartigen Ziegenhalser Stollen anlegen, der mit einem Kostenaufwande von neunzehntausend Talern in nahezu sechzehn Kilometer Länge hauptsächlich zur Entwässerung der Zuckmanteler Gruben angelegt wurde. Auf dem Querberge setzte derselbe Bischof ein kostspieliges Wasserwerk in Betrieb. Ein Wasserrad bei Obergrund bewegte ein Pumpengestänge, das in nahezu tausend Meter Länge bis zum Kunstschachte hinaufreichte. Dieser geht zweihundert Meter tief bis auf die Stollensohle der Segengottesgrube. Die in ihm befindlichen Wasserpumpen wurden durch das Gestänge in Bewegung gesetzt. So schöpfte man das Grundwasser aus der Grube heraus. Es sind dies wahre Wunderwerke der Technik, besonders wenn man die geringen Mittel in Betracht zieht, die den Baukünstlern jener Tage für ihre Arbeit zur Verfügung standen. 1590 fand man im Querberge ein Korn von dreieinhalb Pfund, 1591 ein solches von neun Pfund. Aber wie überall, so brachte auch hier das Ende des sechzehnten und der Anfang des siebzehnten Jahrhunderts einen Stillstand alles Lebens.

Reicher besucht als das Querberggebiet ist heute noch jenes Städtchen des Gebirges, aus dessen Nähe im vorigen Jahrhundert sich der gute Ruf des Gebirges aufs neue verbreitete, nachdem man jahrhunderte-

lang von ihm kaum gesprochen hatte. Es ist das Städtchen Freiwaldau an der Biele und sein Nachbarort Gräfenberg, die Wirkungsstätte des Vinzenz Prießnitz, dessen Naturheilverfahren seit Jahrzehnten in allen Erdteilen bekannt ist. Auf dem Boden seiner Ahnen ist dieser Mann groß und berühmt geworden. Eine Quelle am Waldrande hatte schon seit Menschengedenken den Namen Prießnitzquelle. Dort kam auch der junge Prießnitz zuerst auf den Gedanken der Heilkraft des Wassers. Eigene Verletzungen ließen ihn in feuchten Umschlägen Heilung suchen und finden. Bald wurde er auch Freunden und Bekannten ein Helfer, und schließlich trieb es ihn immer weiter auf der Bahn des Naturarztes. Auch üble Rechtsstreitigkeiten gewann er mit der Hilfe vornehmer Gönner, die er durch seine Kuren gewonnen hatte. 1830 suchten sechzig Kranke in längerer Behandlung Heilung auf dem Gräfenberge. 1839 waren es schon siebzehnhundert. Der sichere Blick für die Krankheiten muß uns an dem Manne, der alles aus sich selbst geworden ist, im höchsten Grade verwundern. Als der Tod seinem an Erfolgen reichen Leben ein frühes Ende setzte — ein Rippenbruch, den er sich zugezogen hatte, war sein Verderben — wurde er tief betrauert, wie der damalige Fürstbischof in Breslau sagte: „In allen bekannten Gegenden des weiten Erdkreises, wohin sein bescheidener Name als der eines Wohltäters der Menschheit gedrungen war.“ Auf anderen Heilmitteln hat am Fuße des Gräfenberges ein Landsmann von Prießnitz, Johann Schroth, sein Heilverfahren aufgebaut. Wasser und Luft waren dem Prießnitz genug; Schroth brauchte außer feuchter Wärme noch trockene Nahrung, ein weises Fasten und Wein als Anregung in zwei wöchentlichen Trinkkuren. Beide Männer sind Zeit ihres Lebens freundnachbarlich nebeneinander ausgekommen, und ihre beiderseitigen Anhänger sollten es sich ersparen, heute Prießnitz gegen Schroth und Schroth gegen Prießnitz ausspielen zu wollen. Da die Kuren auch im Winter ihre Anwendung finden, so ist es erklärlich, daß in der Nähe des Gräfenberges mehr als sonstwo im Altvatergebirge die winterlichen Leibesübungen, insbesondere das Bergschlittenfahren, aber auch das Schneeschuhlaufen, begeisterte Freunde finden.

Überall im Gebirge, sei es in den Gaststätten, sei es in Familienhäusern oder sei es nur bei flüchtiger Unterkunft für einige Stunden, findet der Wanderer freundliches und entgegenkommendes Benehmen. Die Gastfreundschaft ist dem Schlesier als solchem lieb und wert; der Altvatergebirgler aber macht aus seiner Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit gegenüber dem Fremden geradezu das Vollkommenste, was man

sich an Entgegenkommen denken kann. Wer jemals, mit bunten Bändern geschmückt, einen Strauß am Hute, im Kreise sangesfroher Brüder und Schwestern in eines der freundlichen Städtchen einmarschiert ist, der wird die fröhlichen Gesichter, die lachenden Augen, die Heilrufe von hübscher Mädchen Lippen sicher sein Leben lang nicht vergessen. Bis tief an der Teß entlang, im Mährischen hinunter, trifft man diese liebevolle, freundliche deutsche Art. Selbst Not und Kummer vermögen nicht lange der Freude den Weg zu versperren; ja, die bitterste Armut selbst gewinnt dem Leben gar oft noch heitere Seiten ab. Mancherlei Volksbelustigungen, Volksspiele, unzählige Schwänke und Geschichten haben sich im Volksmunde erhalten, und die Musik liebt der Altvatergebirgler wie der Schlesier und der Österreicher als ein notwendiges und unentbehrliches Stück des täglichen Lebens. Aber dem schönen Bilde fehlen auch die Schattenseiten nicht. Trotzdem es den Leuten unseres Gebirges schwerer gemacht wird als Leuten anderer Landschaften — sind doch aus manchem der hübschen und doch so armen Dörfer schon vor dem Kriege ungezählte der besten Kräfte nach Amerika ausgewandert —, ist der Altvatergebirgler im ganzen genommen zu weich und zu nachgiebig, um sich in dem schweren, unerbittlichen Kampfe nicht nur zu behaupten, sondern um in den strittigen Gegenden auch die Oberhand zu behalten, die ihm seiner geistigen und sittlichen Überlegenheit nach zukommt. Gar zu leicht fügt sich die Menge in ein fremdes Joch. Eine rühmliche Ausnahme davon machen manche Städtchen des Landes und gewisse Teile der Bürgerschaft, und sie werden den deutschen Geist lebendig erhalten auch in den Tagen der Fremdherrschaft, damit es in Erfüllung geht, was der Dichter geschaut — ein Sohn des Gebirges, Robert Hohlbaum — als er schrieb:

Einst hebt das Erz in euch zu klingen an,
Und eure Glocke tönt den ersten Schlag.
Gott nimmt von euch des Schweigens schweren Bann,
Der über Wald und Flur und Herzen lag.
Es klingt und braust und rauschet himmelan
Durch Dämmerglanz, durch den erlösten Tag,
Und in der tiefsten Stille Abendbrand
Klingt eine Glocke über freiem Land.

Anschließend an: J. Galle, Das Altvatergebirge.
Braunschweig, Georg Westermann.

III. Flachland und Heide.

Die schlesische Ebene.

Von Hans Zuchhold.

Das ist das Land der Weizengoldgewänder,
Darüber Wiesen grüne Tücher breiten
Und blanker Dörfer Perlenschnüre gleiten
Und Fluß und Bäche blitzen, blaue Bänder.

Breitbrüstig schwillt es, offne Glücksgebärde.
Des Kiefernwalds geheimnisvolles Trauern
Schließt fern von ihm die schwermutdunklen Mauern,
Und dennoch schläft in dieser satten Erde

Ein Sehnen auch, das wohl im Morgengrauen
Zuweilen aufwacht, wie ein Windesweinen,
Wenn fein wie Duft aus erstem Tagesscheinen
Die goldnen Stirnen stiller Berge schauen.

Dann fühlt sie schmerzlich ihres Reichtums Leere
Und reckt sich traumhaft zu den Heiligen droben
Und betet, daß sie, aller Sucht enthoben,
So lichtgeläutert wüchse aus der Schwere.

Aus Alt-Görlitz.

Nach Dr. Friedrich Blau.

Görlitz, das dem, der vom Bahnhofe herkommt, als eine ganz neuzeitliche Stadt erscheint, besitzt in seinem Innern eine Anzahl hochinteressanter Bauten aus dem sechzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der Renaissance.

Schon Matthias Quadt von Kinkelbach rühmt 1609 von Görlitz, der „nahmhafffsten Statt in obern Lausnitz“, daß es eine „herliche, schone vnnd wolgebawte Statt mit feinen Heuseren“ sei, und wenn auch im Laufe der mehr als drei Jahrhunderte, die vergingen, seitdem der kunstsinnige Kupferstecher das schrieb, viele alte Häuser der inneren Stadt in ihrem Innern und Äußeren verändert sind, so weist doch eine ansehnliche Anzahl von kirchlichen, weltlichen, öffentlichen und privaten Gebäuden noch heute die Formen auf, die sein Künstlerauge entzückten.

Wie Wegweiser nach dem Innern der Stadt ragen über den Häusern, die für die Berliner Straße beim Austritt aus dem Bahnhofe den Hintergrund bilden, die gotischen Türme der herrlichen Sankt Peters- und Pauluskirche hervor. Und in einem Straßenbahnwagen kann man in etwa zehn Minuten nach dem Untermarkte gelangen, der den Mittelpunkt für die Renaissancebauten bildet.

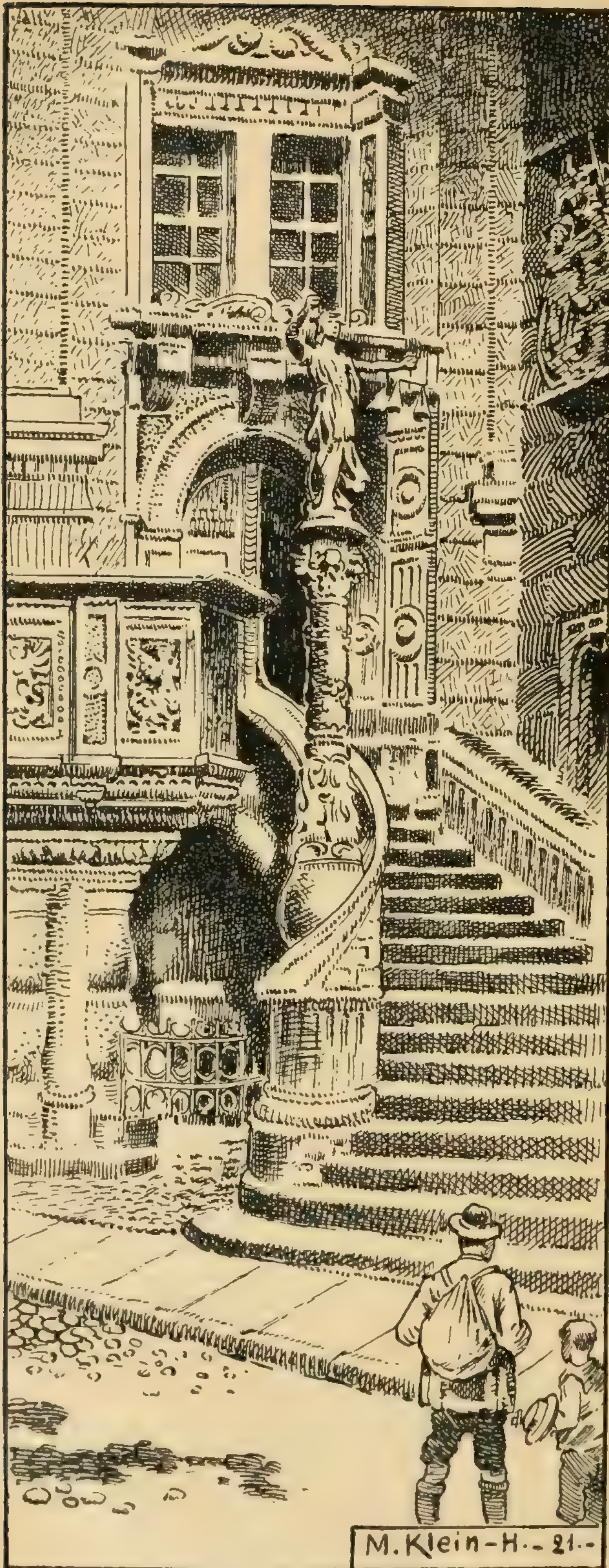
Hier findet sich auch das Prachtstück aus jener Zeit, die Treppe des Rathauses.

Sie ist „eine der edelsten Blüten der Renaissance in Deutschland, ein Ganzes von unübertroffener Pracht, Eigenart und Frische der Idee". Und sie vereinigt eine solche Fülle glücklicher Motive, um der zunächst aus dem Bedürfnisse heraus geschaffenen Anlage den Stempel höchster malerischer Schönheit im architektonischen Sinne aufzuprägen, daß sie in deutschen Landen kaum ihresgleichen findet.

Nicht wenig tragen dazu die altertümlichen Schönheiten der Umgebung bei: die Laubengänge des Untermarktes, ein rauschender Brunnen mit Neptunstatue, der an der ausspringenden Ecke, der Treppe gegenüber, mit einem herrlichen Erker gezierte „Schönhof" und im Hintergrunde der Umriß des Reichenbacher Turmes, „die Perle der schlesischen Türme und einer der prächtigsten Türme Deutschlands überhaupt".

Die berühmte Freitreppe ist von teilweise geriefelten und mit Pfeifen gefüllten Steinbrüstungen eingefaßt. Auf dem zylindrischen Endpfosten steht eine mit phantastischen Figuren, Gehängen und Kränzen sowie mit Sirenengestalten geschmückte Säule. Die Sirenen sind mit Bockfüßen und Schlangenschwänzen ausgestattet und säugen an ihren Brüsten Schlangen mit Adlerköpfen. Sirenen bilden auch die Eckstützen des mit Engelsköpfen verzierten Kapitells, das die Bildsäule der Justitia mit Schwert und Wage trägt. Die in dreiviertel Lebensgröße von einem nicht genannten Bildhauer angefertigte, 1591 aufgestellte vorwärtsschreitende Figur mit wallendem Haar in antiker Tracht ist ein Sinnbild der damals noch vom Rate geübten Rechtspflege und mahnte die Ratsherren beim Eintritt, ebenso wie der Spruch über dem Portal des Vorsaales zur Ratsstube:

Gleich vnd Recht menniglich
Und nicht nach Gunst das Urteil bieg.
Dem Armen hör sein notturft betracht,
So wirst du von Gott und der welt geacht.
Denn wo du helst unrecht Gericht,
Wirdts dir Gott widrumb schenken nicht.



Görlitz, Rathaustreppe.

Die äußere Seite des Brüstungsgeländers füllen auf Delphinen reitende Kinderfiguren (Putten), die übermütig die Beine in die Höhe recken.

Neben der Treppe, von dieser aus zugänglich, erhebt sich ein auf zwei in halber Höhe gegürteten jonischen Säulen ruhender Balkon, von dem aus Ansprachen und Ratsverordnungen verkündet wurden. Auch an den Brüstungen des Balkons sind die Füllungen mit Figuren, einer Eva und drei üppigen Sirenen, geziert und auch die einfassenden Rahmen reich mit Blättern, Delphinen, Vasen und marmornen Kreisschildern geschmückt. Ähnliche Füllungen wiederholen sich in der Umrahmung des Portals und des darüber angebrachten gekuppelten Fensters, das tief in die Wand zurücktritt.

Gehoben wird der Eindruck des echt künstlerischen Rathauseinganges noch durch das 1488 am Turme angebrachte Wappen des Ungarnkönigs Matthias Corvinus, dem Görlitz — als dem Gegenkönige des Hussiten Georg Podiebrad — gehuldigt hatte. Es ist

ein reizvolles Werk des spätesten Mittelalters, an dem der Steinmetz nahezu elf Monate gearbeitet hat. Das Wappen steht auf einem Löwen und wird von einer anmutigen Jungfrau und einem geharnischten Ritter gehalten, während die darüber schwebende Krone von Engeln getragen wird.

Das sind die wichtigsten und am meisten in die Augen fallenden Stücke des herrlichen Rathausaufganges, der vielfach von Künstlern gezeichnet und gemalt ist und der mehr geschaut als geschildert zu werden verdient. —

Verläßt man den Untermarkt und steigt auf der Neißstraße — die an ihrer rechten Seite das an Schmuck reichste Bürgerhaus aus der Renaissancezeit aufweist — zur alten Brücke nieder, so bietet sich dem Auge ein sehr verschiedener Anblick.

Oben auf dem Hügel links erhebt sich die von 1225 bis 1497 erbaute mächtige Peterskirche mit ihren 82,5 m hohen schönen Türmen: eine fünfschiffige Hallenkirche mit freien, schlanken Säulen, leider teilweise verdeckt durch das unförmige alte Renthaus, das als älteste Schule und sodann als Waidniederlage gedient hat. Rechts fließt die Neiße, über die eine alte Brücke führt.

Von dieser Brücke aus — unterhalb deren sich zwischen der Drei- und Vierradenmühle die Wassermassen über das massiv-steinerne Wehr hinabstürzen — hat man einen Blick auf die Hinterseite der an der Breslauer Straße am Neißufer stehenden Gebäude, die auf den Uferfelsen erbaut sind. Das malerische Durcheinander von Häusern und Häuschen, Treppen und Altanen bildet auch ein Stück Alt-Görlitz, das des Anschauens wert ist.

Johannes Haß und Görlitz.

Von Prof. Dr. R. Jecht.

Die Stadt Görlitz darf auf eine große geschichtliche Vergangenheit zurückblicken. Seitdem das Dunkel in der Geschichte dieser Stadt allmählich sich lichtet, das heißt seit etwa 1300, spielte sie die größte Rolle in der Oberlausitz. Wenn auch in Budissin (Bautzen) der Sitz des obersten Regierungsbeamten war, so zeigte sich doch die Stadt an der Neiße ihrer Nebenbuhlerin an der Spree weit überlegen an Wohlhabenheit und zielbewußtem Vorgehen in der Politik. Sie nahm die leitende Stelle in dem seit 1346 bestehenden Sechsstädtebunde ein. Pochend auf ihre festen Mauern und auf die Tapferkeit und Opferwilligkeit ihrer

Bürger, hatte sie den kühnen und tapferen Scharen der Hussiten solche Furcht eingejagt, daß sie nie einen Sturm auf sie wagten. Die Görlitzer Heereshaufen waren von jeher ein Schrecken der vielen Raubbürger und Raubritter gewesen. Hatte man einen Frevler erwischt, so hing er gewöhnlich schon nach ein paar Tagen an dem lichten Galgen. Durch kluges und festes Verhalten hatten die Bürger es verstanden, ihrer Stadt dem Könige von Böhmen gegenüber, der Landesherr der Lausitzen war, fast die Stellung einer freien Reichsstadt zu geben. Die Stadtregierung lag vollständig in den Händen etlicher reicher Familien. Die Mehrzahl der Einwohner, das heißt vornehmlich die Zunftangehörigen, hatte fast gar keinen Anteil an der Leitung der Stadt. Es treten nun aus diesen leitenden Kreisen des Stadtregiments einige bedeutende Männer hervor, so recht Abbilder mittelalterlichen, kräftigen Bürgertums. Den ersten Platz nimmt in dieser Hinsicht zweifelsohne Magister Johannes Haß ein.

Haß war kein Oberlausitzer; er stammte aus Greiz im Vogtlande und wurde im Jahre 1476 geboren. Wie es scheint, ging er aus einer Handwerkerfamilie hervor. Als fünfzehnjähriger Knabe suchte er zum ersten Male als fahrender Schüler Görlitz auf, um die dortige Schule, deren altes Gebäude noch heute an der Peterskirche steht (Renthaus, Waidhaus) zu besuchen. Diese Schule muß einen guten Ruf gehabt haben; denn es wird berichtet, daß sie damals von nicht weniger als fünfhundert bis sechshundert Schülern besucht wurde. Im Jahre 1493 wandte sich der siebzehnjährige Jüngling nach der Universität Leipzig, wo er bald den akademischen Grad eines Bakkalaureus erlangte. Dann war er als Lehrer tätig in Zittau und Zwickau. Nachdem er sich sodann auf der Hochschule Leipzig den Titel eines Magisters erworben und in Naumburg an der Saale als Lehrer an der Domschule gewirkt hatte, wurde er im Frühlinge 1509 zum Oberstadtschreiber von Görlitz gewählt. Der Oberstadtschreiber war in dem ganzen Gemeinwesen der geschäftskundigste und deshalb einflußreichste Beamte. Er war bei allen Verhandlungen des Rats und des Gerichts gegenwärtig, ordnete den Haushalt der Stadt mit, veranlagte die Steuern und trieb sie ein; vor allem aber war er der regelmäßige Vertreter der Stadt bei auswärtigen Verhandlungen und führte deshalb die gesamte amtliche Briefschaft des Rates. In allen den Ereignissen, die Görlitz in den Jahren 1509 bis 1544 betrafen, wurde Haß die leitende und bestimmende Persönlichkeit. Es erforderte aber damals die Leitung einer Stadt wie Görlitz eine viel umfassendere Tätigkeit als heute. Eine Reihe von Handlungen,

die jetzt der Staat wahrnimmt, mußten damals von den Stadtoberhäuptern verrichtet werden. Görlitz war zu jener Zeit sozusagen eine Republik, die mit benachbarten Städten, Adligen und Fürsten ununterbrochen in politischen Verhandlungen lag. Die mannigfachen kleinen und größeren Gewalten in den Lausitzen und in den benachbarten Landen wollten aber fast alle verschieden behandelt sein. Am schwierigsten waren die fortwährenden Verhandlungen mit dem Landesherrn, dem Könige von Böhmen. Es war ein immerwährendes Feilschen um Verringerung der geforderten Steuern, ein beständiger Kampf um die Hofgunst gegen andere Parteien, wobei denn bedeutende Summen Geldes zur Bestechung einflußreicher Personen aufgewendet werden mußten. Es verging kein Jahr, daß nicht die Stadt mit dem Adel der Oberlausitz, der neidisch auf die Blüte der Städte schaute, in einen bedeutenden Zwist geriet, sei es nun, daß man mit einem adligen Wegelagerer kurzen Prozeß gemacht hatte oder daß die Adligen sich von der immer mehr nach Gerechtsamen strebenden Stadt in ihren Rechten verletzt fühlten. Dazu kamen Streitfälle mit den Fürsten von Sachsen, Brandenburg, Schlesien, mit Städten wie Breslau, mit den kirchlichen Behörden und mit anderen Städten des Sechsbundes. Aber damit nicht genug, auch im Innern der Stadt gab es starke Widernisse für die Stadtverwaltung. Hier stritten die Zünfte gegen sie, die nicht mit Unrecht auch für sich Anteil an der Stadtleitung haben wollten. Zu alledem gesellte sich auch noch die Reformation, der die konservativen Stadtbehörden energisch entgegenzutreten suchten.

Den größten Teil der Geschäfte, die dem Rat zu Görlitz aus diesen Verhältnissen erstanden sind, hat Johannes Haß fast allein bewältigt. Denn während der Rat sich fast jedes Jahr erneute, blieb die Stelle eines Oberstadtschreibers dauernd von ein und derselben Person besetzt. Und Haß war für die Leitung dieser Geschäfte befähigt wie kein anderer. Er verfügte über eine umfassende Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse. Aber von größerer Bedeutung für seinen Beruf war sein Charakter. „Er war fest und energisch, warm bei der Sache, und eben deshalb nicht selten sogar leidenschaftlich aufbrausend, zäh und ausdauernd, nicht zu ermüden, nicht abzuschrecken, gewöhnt, auch beim Mißlingen immer wieder von neuem anzufangen, dabei gewandt und scharfblickend. Das alles aber stellte er selbstlos in den Dienst der Stadt. Für sie arbeitete und sorgte er rastlos; ihre Ehre ist seine Ehre. Voll wachen Mißtrauens wahrte er ihren Vorteil, ihr Recht gegen die Schwesterstädte wie gegen den Neid des Adels und das nur geringe Wohlwollen

des königlichen Hofes. Und wie er hier nichts Neues will, sondern nur das Alte, das Errungene festzuhalten strebt, so ist er konservativ auch in den inneren Verhältnissen seiner Stadt, ein entschiedener Anfechter des Regiments der Geschlechter, ein scharfer Gegner jedes demokratischen Anspruchs."

Es mögen nun die bedeutenderen Ereignisse, die Görlitz von 1509 bis 1544 durchzumachen hatte und in denen Haß fast immer eine große Rolle spielt, aufgeführt werden.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die ganze Zeit der Streit mit dem Adel der Landschaft. Es handelt sich hier wesentlich um den Streit über die Ausdehnung der Berechtigungen der städtischen Gerichte. Endlos sind die Schreiben, endlos die Reisen — die sich allmählich nach Prag, dann sogar bis nach dem fernen Ungarn erstreckten. Im Jahre 1510 gestaltete sich die Frage für die Sechsstädte — Haß tritt vielfach als Verfechter des Sechsstädtebundes auf — sehr trübe. Vier Jahre später gelang es der unermüdlichen Tätigkeit des Oberstadtschreibers, den Städten große Vorteile zu verschaffen. Die Streitigkeiten dauerten immerfort. 1530 triumphierte wieder der Adel, bis dann 1534 Haß wiederum für seine Stadt einen fast vollständigen Sieg erfocht. Es blieb nicht immer bei Verhandlungen; man suchte auch durch Gewalt sich Recht zu verschaffen. Dabei ging Görlitz so furchtlos, tatkräftig, ja manchmal gewalttätig vor, daß des öfteren die diplomatische Geschicklichkeit unseres Haß Mühe und Not hatte, größere Herren, die sich dadurch verletzt fühlten, wieder zu beruhigen. Der Reisen, die er zum guten Teil zu diesem Zwecke, meist zu Roß, unternahm, sind außerordentlich viele. Er besuchte außer Prag, wo er erstaunlich oft war, Breslau, Dresden, Leipzig, Wittenberg, Magdeburg, Berlin, Erfurt, Krakau, Ofen usw. Man begreift kaum, wie sein Körper das hat aushalten können. — Den Streit mit der Stadt Breslau, die allen Verkehr zwischen Polen und den Ländern der böhmischen Krone auf der einzigen Straße über Breslau haben wollte, beendete er zugunsten von Görlitz, das vornehmlich noch mit den polnischen Landen über Glogau verkehrte. — Das Unheil, das die Münzwirren vom Jahre 1515 an über Görlitz und die Oberlausitz herbeiführten, konnte Haß nicht hindern; aber ein gut Teil davon wäre verhütet worden, hätte man seinen Rat befolgt. Die Görlitzer Münze war nämlich, besonders durch eine Menge ähnlicher, minderwerter Münzen, die in der Oberlausitz in Umlauf gesetzt wurden, in Verruf gekommen und in Böhmen und Schlesien sogar verboten worden. So strömte denn die große Masse der echten und unechten

Görlitzer Pfennige nach der Oberlausitz zurück. Dadurch stiegen die Warenpreise ins Ungeheure, und Handel und Wandel hatte sehr zu leiden. Überaus geschädigt wurde die Görlitzer Tuchindustrie. — Wie bedeutend dieselbe war, geht daraus hervor, daß es im Jahre 1538 nicht weniger als zweihundert Tuchmachermeister gab. Das Görlitzer Tuch galt als das beste in der Lausitz und in Schlesien, und es fand Absatz bis nach der Türkei hin. — Die mächtige und reiche Zunft der Tuchmacher, die von jeher mit Neid auf die regierenden Herren geschaut hatte, schob nun die Schuld der schweren wirtschaftlichen Lage, die durch die schlechten Münzverhältnisse herbeigeführt war, auf den Rat. Das vermehrte den schon lange vorhandenen Zündstoff zu einem gewaltsamen Vorgehen gegen die Stadtregierung. Überaus befördert wurde zudem die Bewegung dadurch, daß der Rat soviel als möglich dem Eindringen der lutherischen Kirche entgegenzutreten suchte. Als nun vollends im Jahre 1521 die Ratsherren, unter ihnen auch Haß, bei einer eindringenden fürchterlichen Pest die Stadt ohne vorbeugende Ratschläge und rettende Unterstützung verließen und die lutherischen Prediger auch von der Kanzel herab gegen den Rat eiferten, da kam es schon zu öffentlichen Zusammenrottungen der Zünfte, und im Jahre 1525 schien der Vulkan loszubrechen. Da gab ein schreckliches Naturereignis den Gedanken der Einwohnerschaft eine andere Richtung. Eine verheerende Feuersbrunst legte etwa hundertsiebzig Häuser nieder. Die Zünfte bekamen mit sich selbst zu tun und vergaßen eine Zeitlang ihre Bestrebungen. Aber das Feuer des Aufruhrs glomm unter der Asche fort. Am 1. September 1527 rotteten sich die Zunftgenossen auf dem Ringe (Untermarkte) zusammen und zogen zum großen Teil in die Peterskirche. Dort wurden Ansprachen gehalten. Man wollte vor allem die Patrizier noch vor der neuen Wahl, die nach altem Brauch in der Nacht vom 1. zum 2. September stattfinden sollte, zwingen, eine größere Anzahl von Handwerkern in den Rat aufzunehmen. Mitten unter den hin- und hergehenden Reden erschienen Ratsboten in der Peterskirche mit dem Befehle der auf dem Rathause versammelten Herren, schleunigst auf das Rathaus zur Verantwortung zu kommen. Die Innungsältesten folgten dem Befehle und trugen ihre Wünsche vor. Der Rat antwortete energisch und bestimmt. Man solle die Pläne aufgeben, sonst werde er zu strafen wissen. Die Ratskür wurde abgehalten. Einige Tage darauf wurden etliche Verhaftungen vorgenommen und durch die Folter Geständnisse ausgepreßt. Da faßten die Hauptbeteiligten den kühnen Entschluß, die Gefangenen zu befreien. Man sammelte in Peter Liebigs Hause an der Ecke der

Langestraße und der Verrätergasse Waffen. Man wollte Gewalt brauchen und vor allem gegen Haß schonungslos vorgehen. Doch der Rat kam den Empörern zuvor. Am 5. September ließ er Peter Liebigs Haus durchsuchen und eine Menge Verhaftungen vornehmen. Ohne Erbarmen räumte er nun auf. Es erfolgten neun Hinrichtungen, dazu eine große Anzahl Ächtungen. Die Niederwerfung des Aufstandes war vor allem das Werk des Oberstadtschreibers Haß.

Im folgenden Jahre lasteten auf der Stadt Görlitz schwer die Steuern und Truppensendungen, die man dem Könige Ferdinand von Böhmen gegen die vordringenden Türken bewilligen mußte. Haß hatte fast ununterbrochen deswegen Verhandlungen zu leiten und Versammlungen zu besuchen. Im Jahre 1538 hatte er die Freude, König Ferdinand, den er selbst in Prag dazu eingeladen hatte, in Görlitz empfangen zu können. Haß hatte alles aufgeboten, um Ferdinand den Aufenthalt angenehm zu machen.

In Haß' Zeit fällt der Anfang der Blüte der Görlitzer Baukunst. Die Feuersbrunst vom Jahre 1525 gab den Anlaß dazu. Als er zum ersten Male die höchste Würde in der Stadt, das Amt eines Bürgermeisters, bekleidete, wurde eines der schönsten Werke der Frührenaissance begonnen: die höchst geschmackvolle und zierliche Freitreppe zum Haupteingange des Rathauses mit ihren Verzierungen. Ferner ließ er die Bastei in der Kahle (Ochsenbastei) erhöhen, wölben und mit Ziegeln eindecken. Eine recht wohltätige Einrichtung war es, daß er auf allen Türmen der Stadt Schlaguhren anbrachte. Haß' Wohnung befand sich Peterstraße 11.

Eine Seite der Tätigkeit des Haß ist noch nicht berührt worden: die Niederschreibung von Jahrbüchern. Ihnen verdanken wir ein gut Teil unserer Kenntnis, nicht nur aus der Geschichte seiner Zeit, sondern auch der früheren Jahrhunderte. Dabei ist er nicht ein gewöhnlicher Ereignisaufschreiber, sondern ohne Zweifel der beste Geschichtsschreiber, den Görlitz bis jetzt gefunden hat. Ein Herausgeber seiner Darstellungen sagt von dem dritten Bande mit Recht: In Luthers Weise und Luthers Sprache geschrieben, sind sie ein vortreffliches Denkmal der deutschen Sprache des sechzehnten Jahrhunderts, ein Muster in der Aufstellung des geschichtlichen Stoffes, und können kühn den berühmtesten derartigen Schriften jener Zeit an die Seite gestellt werden.

Haß starb am 3. April 1544. Er hatte sich durch eine Reise, die er im Januar nach Prag bei einer überaus strengen Kälte zum Wohle seiner Stadt machte, ein tödliches Leiden zugezogen.

Der Muskauer Park.

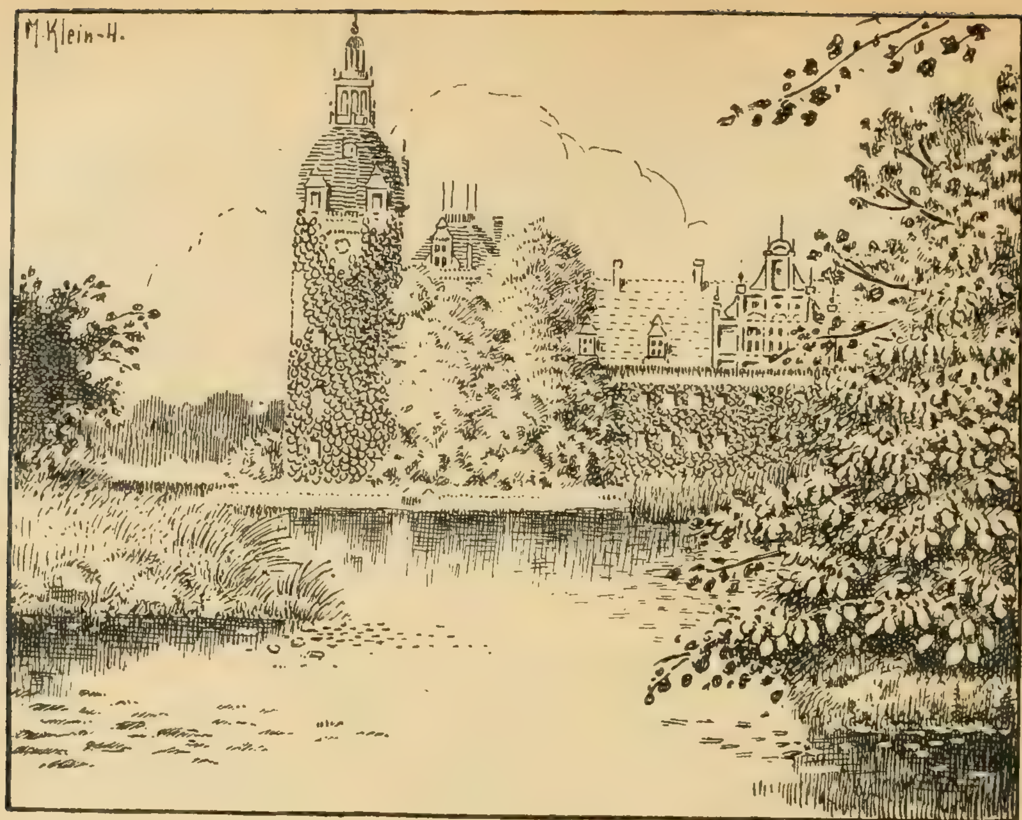
Nach Heinrich Donath.

Die Stadt Muskau an der Bahnstrecke Forst—Weißwasser ist zumeist durch ihren früheren Standesherrn, den Fürsten Hermann von Pückler-Muskau, bekannt geworden, welcher die von seinen Eltern geerbte, damals kurfürstlich-sächsische Standesherrschaft in der Zeit von 1811 bis 1845 besaß. Er (geboren 30. Oktober 1785, gestorben 4. Februar 1871) war eine berühmte, weltbekannte Persönlichkeit, teils durch sein eigenartiges Wesen, teils durch seine weiten Reisen, mehr noch durch seine schriftstellerischen Werke, am meisten aber durch sein bahnbrechendes gärtnerisches Genie und dessen Hauptwerk: die in einer bis dahin öden Sandgegend geschaffenen mustergültigen Muskauer Park- und Gartenanlagen. Fürst Pückler war es auch, welcher von 1822 bis 1825 das unmittelbar bei Muskau gelegene Hermannsbad errichten ließ.

Seitdem ist Muskau das alljährliche Wanderziel von Tausenden von Heilbedürftigen und Naturfreunden geworden.

Rings vom Parke umschlossen, kann es als eine „Oase" in der sandigen Lausitz bezeichnet werden. Der Ankömmling betritt sie, sobald er den Bahnhof verlassen hat. Die sandigen Kiefernwaldungen, die ihn auf seiner Fahrt von Weißwasser her begleiteten, haben schönen, in üppigem Grün prangenden Laubholzpflanzungen Platz gemacht. Eine reine, ozonreiche Luft umfängt ihn, und wohlgemut legt er die kurze Strecke vom Bahnhofe nach dem Hermannsbade zurück. Dieses liegt mit seinen Kur- und Unterkunftshäusern am südwestlichen Ende der Stadt Muskau, am Fuße der hier stark abfallenden Hügelkette des Bergparkes, und ist mit eigenen Parkanlagen umgeben, die im Vordergrunde in weitem Halbkreise sich bis zur Neiße hinziehen und ein vom Hauptpark abgeschlossenes Ganzes bilden.

Der eigentliche Hauptpark, der berühmte Pücklersche und Deutschlands größter und schönster Park, ist unser Wanderziel. Auf dem schattigen Badedamm, längs der zwischen grünen Ufern glitzernden Neiße, erreichen wir nach wenigen Minuten seinen Eingang. Unter den prächtigen Laubkronen hoher Eichen fortschreitend, kommen wir längs eines aus der Neiße abgeleiteten künstlichen Wasserlaufes zu dem von ihm gebildeten Schloßsee, wo eine vollendet schöne Wasserlandschaft das Auge erfreut. Vom Schloßsee auf drei Seiten umflutet, zeigt sich das eindrucksvolle Schloß mit seiner Südfront, ihm schrägüber, ebenfalls am Wasser, das Amthaus.



Im Park zu Muskau.

Beide waren in ihrer ursprünglichen Bauart verschieden, wurden aber nach 1860 im gleichen Renaissancestil umgebaut. Das Schloß besteht aus einem mit zwei mächtigen Türmen seitlich gekrönten Mittelbau und zwei Seitenflügeln, die den nach Osten offenen geräumigen Schloßhof schließen. Den Uferraum zwischen Schloß und See füllt ein wohlgepflegter Blumengarten aus. An der offenen Ostseite jedoch führt zum Schloßhofe eine breite zweiflügelige Rampe hinauf, die zur Sommerzeit mit einer alten schönen Orangerie geschmückt ist. Auf der Höhe dieser Rampe stehend, da, wo zwei mächtige, aus Zinkguß geformte und vergoldete Löwen immerwährende Wacht an einer in den Park hinunterführenden Freitreppe halten, bietet sich dem Beschauer über die unten ausgebreitete Schloßwiese hinweg ein Haupteinblick in die großartige Parkschöpfung, deren Halbmesser beim Schloß, dem Mittelpunkt der ganzen Anlage, zusammenlaufen, so daß namentlich aus den Fenstern des Schlosses sich gleichsam eine Reihe der schönsten Landschaftsbilder nach allen Seiten hin eröffnet und die weitesten Einblicke in die Anlagen gestattet. Der meilenweite, mit seinen Wegen,

Wiesen, Pflanzungen, Hainen, Gewässern annähernd fünftausend Morgen Fläche umfassende Park erfordert, wenn man alle seine Schönheiten kennen lernen will, ein wochenlanges Studium und von einem Nichtfachmanne wenigstens einen für Landschaftskunst empfänglichen Sinn. Jedenfalls aber ist es ein lohnendes Studium, und der Besucher, der sich ihm unterzieht, dürfte bald die Wahrheit des Ausspruches an sich empfinden, mit dem einst Goethe sich von seinem Gaste Pückler verabschiedete: „Die Natur ist das dankbarste, wenn auch unergründlichste Studium; denn sie macht den Menschen glücklich, der es sein will!"

Fürst Pückler hat sein langes Leben hindurch die Natur gründlich studiert. Das ganze Geheimnis seines Gartenstils beruhte auf ihrem Studium und auf einem hohen Verständnis derselben.

Er studierte die Eigentümlichkeiten jedes zu bearbeitenden Gebietes vorher, brachte dessen Vorzüge alsdann zur Geltung, und dadurch erhielten seine Anlagen bei aller Einfachheit stets das Gepräge des Natürlichen und Großartigen. Dies gibt sich im ganzen Muskauer Parke kund. Er ist in großen, einfachen, aber schönen Linien gezeichnet. Und allerwärts drängt sich dem Beschauer der Gedanke auf, als ob allein die Natur diese Anlagen geschaffen habe, als müßten sie so und könnten sie nicht anders sein. Pückler ging bei seinen Schöpfungen stets von der Ansicht aus, daß die Kunst bloß dazu dienen müsse, die Natur zu verschönern und, wo nötig, zu unterstützen, daß man es sich aber niemals einfallen lassen dürfe, die Natur anders, als wie sie sich gerade gibt, schaffen zu wollen. Daher sind seine Anlagen so mustergültig geworden, und ist namentlich der Muskauer Park — Pücklers erste und zugleich vollendetste Schöpfung — mit vollem Rechte als der Ausgangspunkt einer neuen Zeitrechnung im Gartenwesen Deutschlands zu bezeichnen. Er hat ferner vor vielen anderen seinesgleichen den großen Vorzug, daß er nach einer einheitlichen Idee angelegt und nach derselben auch weiter ausgeführt worden ist. Seine Anlage war aber erst nach Überwindung ungeheurer technischer Schwierigkeiten möglich; denn der größte Teil des Parkgebietes, auf dem jetzt saftige Wiesen, üppige Pflanzungen und herrlicher Baumwuchs gedeihen, bestand, als es in Pücklers Besitz überging, nur aus dürftigen Äckern, sauren Wiesen, Sand- und Sumpfflächen. Mehrere Jahre gehörten dazu, dieses verschiedenartige, vielen kleinen Besitzern zu hohen Preisen abgekaufte Land, im ganzen mehr als zweitausend Morgen, durch umfangreiche und kostspielige Verbesserung soweit zu kultivieren, daß es in Parkland umgewandelt und daß sodann darauf gepflanzt werden konnte. Zur

Bepflanzung aber fehlte es an dem nötigen Material, zumal es in der Nähe keine Laubwälder gab. Man war daher gezwungen, den für das ganze große Parkgebiet erforderlichen ungeheueren Bedarf der verschiedensten Baum-, Strauch- und Gehölzpflanzen jahrelang von auswärts zu beziehen, bis endlich die eigenen, gleich zu Anfang angelegten Baumschulen lieferungsfähig geworden waren. Besonders an großen Bäumen fehlte es. Die Ufer der Neiße mit ihrem Hügelland hatten zwar viele alte prächtige Eichen aufzuweisen, auch führten vom Flusse her ein paar sehr schöne alte Lindenalleen nach dem Schlosse, aber das ganze übrige Parkgebiet, namentlich das zugekaufte, war doch so gut wie baumlos. Zur Beseitigung dieses Mangels ging man daher in der ganzen Umgegend weithin auf die Suche nach geeigneten großen Bäumen und kaufte davon zusammen, was und wieviel man gerade fand. Diese wurden sodann in den Winter- und ersten Frühjahrsmonaten an ihren bisherigen Standorten ausgegraben und nach häufig sehr weiter Beförderung im Muskauer Parke wieder eingepflanzt. So erhielt der Park lange Zeit hindurch alljährlich mehrere hundert großer schöner Bäume aller heimischen Gattungen, darunter Stämme von fünfzig und mehr Fuß Höhe. Und nur durch dieses zwar sehr mühsame und kostspielige, aber ebenso lohnende Verfahren wurde es möglich, in verhältnismäßig kurzer Zeit das Aussehen eines alten, schon längst bestehenden Parkes zu schaffen.

Die Hauptarbeiten, denen der Muskauer Park sein Dasein verdankt, erfolgten zumeist in den zwanziger und dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Im Laufe der seitdem verflossenen Zeit hat die Natur die von der Kunst entworfenen Anlagen längst zu den ihrigen gemacht und mit einem alljährlich immer üppiger gewordenen Wachstum die schöpferischen Ideen des Gartenkünstlers mehr, als er selbst damals ahnte, verwirklicht. Und wenn der Abendwind sanft durch das Laub der Büsche und Haine streicht, so klingt es uns wie ein leiser Dank, den die Natur ihrem großen Pfleger und Beschützer noch immer darbringt.

Doch die Stunde eilt, und wir haben noch einen weiten Weg vor uns. Deshalb verlassen wir jetzt die Rampe und begeben uns hinunter in den Blauen- und den Herrengarten. Auch hier sind, wie vorhin im Schloßgarten, sorgsam gepflegte Blumenstöcke anzutreffen. Allerdings kommen sie schon vereinzelter vor und dienen mehr zur Umsäumung der Gehölzpflanzungen. Die genannten beiden zusammenhängenden Gärten bilden nämlich stilgemäß den vermittelnden Zwischen-

teil zwischen dem das Schloß umgebenden Blumengarten und dem weiterhin beginnenden eigentlichen Landschaftsparke, der durch Hellebardenketten gekennzeichnet ist. Ein Hain hochaufgeschossener Eichen und anderer Bäume, unter deren ausgebreiteten Ästen das schon genannte, dem Schloßsee wieder entströmte Parkflüßchen seinen Weiterlauf nimmt, ist das erste Werk der jetzt durchweg landschaftlich gehaltenen Parkschöpfung. Diese ist überreich an Durchblicken und Fernsichten. Und eben der jetzt uns begleitende ständige Wechsel der verschiedensten Landschaftsbilder bewirkt, daß man im Schauen nicht ermüdet, sondern bei jedem erneuten Parkbesuche um so größeren Genuß davon hat. An ausgedehnten Wiesenflächen vorbei, bis zum Ufer eines am Saume eines Eichenwäldchens gelegenen Sees, des Eichsees, verfolgen wir von da ab einen breiten Hauptweg, fast bis in die Nähe des Schlosses zurück. Gebüschmassen zu beiden Seiten wölben sich stellenweise hoch über uns zu förmlichen Laubengängen. Mit ihnen wechseln, eingerahmt von Bäumen und Büschen, wieder offene Wiesenpläne und Ausblicke nach entfernteren Punkten des Parkes und nach dem Schlosse, bis wir auf der Doppelbrücke den Neißefluß überschreiten und nun die an seinem rechten Ufer entlang sich ziehende doppelte Hügelkette des östlichen Höhenzuges vor uns haben. Buchen und andere Laubhölzer herrschen hier vor. Dazwischen treten aber auch uralte knorrige Eichen als Eigenheit des Muskauer Parkes hervor. Wir haben jetzt alle drei Hilfsgrundlagen beisammen, die Pückler von der Natur zu seiner Parkschöpfung geboten wurden: Hügelland, den Lauf der Neiße und eine Anzahl schöner Bäume. Alles übrige zu schaffen, war seinem gärtnerischen Talent überlassen. Und wie meisterhaft er diese Aufgabe gelöst hat, wird uns, je weiter wir schreiten, um so klarer.

Aber auch seines Besitznachfolgers, des 1881 verstorbenen Prinzen Friedrich der Niederlande, sei hier gedacht, der — im Besitz weit größerer Geldmittel — den von Pückler unfertig hinterlassenen Park erst fertigstellen ließ und zwar, wie er mit richtigem Kunstverständnis befahl, „im Geiste der Anlage". Während der fünfunddreißig Jahre, da er Besitzer der Muskauer Herrschaft war, hat er für diese durch Gründung gemeinnütziger und wohltätiger Anstalten, durch Straßenbauten usw. sehr viel getan. Namentlich die massiven Brückenbauten im Parke sowie die architektonische Verschönerung desselben sind sein Verdienst.

Bei einem seiner Bauwerke sind wir soeben angelangt; es ist dies der 1861 massiv erbaute Viadukt, eine Schluchtüberbrückung zwischen dem Herren- und Oderberge. Dieser Bau mit seinen beiden, von weiten

Scharten durchbrochenen Brüstungsmauern, sieht einem mittelalterlichen Burgeingange nicht unähnlich und gewährt, sowohl unten bei seinem Durchfahrtsbogen wie auch von oben herab, hübsche Talblicke. Eine weitere Anlage von ihm ist das hinter dem Herrenberge sich erstreckende „Arboretum“ im Umfange von fünfhundert Morgen. Darunter versteht man eine geordnet zusammengestellte Sammlung solcher in- und ausländischer Gehölze (holzartiger Pflanzen), für die in unserem Klima die Möglichkeit einer Kultur im Freien vorhanden ist. Dieses Arboretum ist für die in gutem Rufe stehenden Muskauer Baumschulen von großem Nutzen gewesen und hat ihnen eine seltene Vielseitigkeit gegeben, indem mit seinen fremden Gehölzen teils Veredlungen der verwandten einheimischen, teils neue Spielarten geschaffen wurden. Namentlich in den Eichensorten hat seitdem eine bedeutende Vermehrung stattgefunden, und der Muskauer Park enthält deren gegen zweihundert verschiedene in- und ausläniſche, meistens freilich nur dem Auge des Botanikers erkennbare Abarten. — An das Arboretum schließt sich die im Jahre 1824 gegründete, seitdem aber schon mehrmals erweiterte Große Baumschule an, deren Leistungsfähigkeit weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt ist.

Nachdem wir auf dem Herrenberge die Aussicht auf das vom Laubmeer des Unterparkes ausgefüllte Neißethal genossen haben, setzen wir unsere Wanderung auf dem oberen, zum Außenparke gehörenden Höhenzuge gen Norden fort. Hier oben, auf den ehemals kahlen Sandhügeln, ist namentlich die überall leicht fortkömmliche Akazie vorherrschend. Daneben sind aber auch die anderen Laub- und Nadelholzsorten reichlich vertreten. Aus ihrem mannigfaltigen Grün zeigt sich uns bald nach Überschreitung eines zweiten massiven Schluchtüberganges die prächtige Gräfliche Begräbniskirche, die der spätere Besitzer der Standesherrschaft, Graf Hermann von Arnim, errichten ließ.

Ähnliche Talbilder begleiten uns auf unserem Weiterwege auf dem oberen, jetzt nordöstlichen Höhenzuge, auf dem wir auch das Gebiet der schönen uralten Eichen betreten. Diese ehrwürdigen Bäume, die zum Teil schon grünten, als das Heidentum dieser Gegend dem Christentum wich, treten bald vereinzelt, bald (nach altem Wendenbrauche) zu mehreren beisammenstehend, aus dem Grün der sie umgebenden Pflanzungen oder Wiesenflächen hervor. Wenige Minuten auf dem sich jetzt allmählich senkenden Wege weiter, und das Englische Haus tritt aus dem Grün der Bäume hervor. Dieses, von Pückler 1820 erbaut, ist die getreue Nachbildung einer behäbigen englischen Pächterwohnung

damaliger Zeit und gewährt mit seinen Nebengebäuden und freundlichen Sonderanlagen inmitten des großen Hauptparkes ein Bild ländlich-behaglicher Ruhe. Es ist am Abhange des genannten östlichen Höhenzuges gelegen, auf dessen oberer Fläche wir hierher kamen. Sie dacht sich hier vollends bis an das Ufer der nahen Neiße ab, die wir nach kurzer Weiterwanderung zum zweiten Male, diesmal auf der Gitterbrücke, überschreiten.

Wir sind nun wieder im Neißetale, mitten im Unterparke, und erreichen zunächst das Gebiet am Eichsee. Der See ist, ebenso wie der zu Anfang genannte Schloßsee, eine künstliche Erweiterung des von Pückler angelegten Parkflüßchens, das eine kurze Strecke hinter dem Eichsee sich wieder mit der eigentlichen Neiße verbindet. Ebenso wie die prächtige Wasserlandschaft beim Schlosse, ist auch diese Seeanlage ein Meisterstück der Landschaftskunst zu nennen. Der Eichsee, an dessen schmalem Hinterende wir auf unserem Parkgange bereits vorbeikamen, ist hier an seiner breiten Vorderseite durch zusammengestellte Steinblöcke mit einem Wasserfall versehen, der nächst den schön geformten Uferlinien den über das ganze Gebiet ausgebreiteten Reiz natürlicher Idylle wirkungsvoll unterstützt. Es ist dies wieder eine jener Pücklerschen Anlagen, wie sie auch die Natur unter den gerade gegebenen örtlichen Bedingungen (hier Tal und steiler Hügelabhang) nicht anders hätte schaffen können. Der See wurde in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts angelegt und ist einer der malerischsten und besuchtesten Punkte des ganzen Parkes.

Unser Weg führt jetzt längs der Hügellehne aufwärts. Mit jedem Schritt erweitert sich der Blick in die gewaltige Tiefe des Unterparkes und erhält seinen vollen Umfang auf dem jetzt erreichten Aussichtspunkte Gloriette, einem an der Stadtgrenze des Parkes gelegenen eisernen Lusthäuschen. Dieser Punkt mit seiner vorspringenden Lage beherrscht das ganze unterhalb ausgebreitete Gebiet und entrollt dem hier haltmachenden Wanderer ein vollendet malerisch-schönes Landschaftsbild.

Uns gegenüber erblicken wir die vorwiegend aus stattlichen Eichen bestehende Baumanlage hinter dem Herrengarten, in deren Schatten wir unsere Parkwanderung begannen. Links schweift der Blick über die Seewiese und einen Teil des Eichsees durch kulissenartig hervortretendes Gebüsch nach der bewaldeten Hügelfront des jenseitigen Neißeufers. Rechts zeigt sich die saftig-grüne, weite Fläche der Hirschwiese, nach der fernen Nordwestseite des Schlosses mit dem großen Turme zu.

Wir haben bis jetzt zwei Parkteile an ihren Zwischengrenzen durchschritten: den Unter- und den Außenpark. Es bleibt nun noch der Ober- oder Bergpark zu besuchen übrig, der sich auf dem ganzen, die Stadt im Westen begrenzenden Höhenzuge ausbreitet, sodann die Umgebung des Hermannsbades in sich aufnimmt und hinter ihm noch weit hinaus bis an die Feldmark des Dorfes Krauschwitz reicht. Wir verlassen daher den Gloriettenpavillon sowie den Unterpark und kommen, eine Straße der Stadt überschreitend, in das Gebiet des Bergparkes. Seine Rasenflächen und dichten Laubholzgebüsche bedecken mit ihrem Grün den westlichen Höhenzug und krönen gleichsam die unmittelbar unten an der Berglehne sich entlangziehende Häuserreihe der Stadt mit ihren dazwischen gelegenen terrassenförmigen Gärten. Von unserem noch immer ansteigenden Hauptwege aus bieten sich verschiedene hübsche Ausblicke auf Schloß und Stadt sowie in den anschließend beginnenden Unterpark mit dem östlichen Höhenzuge im Hintergrunde. Noch eine Strecke auf unserem von schattigem Gebüsch eingefaßten Wege weiter, am Rande einer Schlucht vorbei, nach einer dahinter ansteigenden Hügelfläche — und nun wird ein altes, verfallenes, von einer niedrigen Mauer umgebenes Bauwerk sichtbar. Es ist die Ruine einer kleinen Kirche, der „Bergkirche", des ältesten christlichen Gotteshauses im Bezirk der Muskauer Standesherrschaft, wahrscheinlich noch herrührend aus der ersten Zeit nach Einführung des Christentums in dieser Gegend. Ein Beweis ihres hohen Alters ist ihre Bauart aus Feldsteinen, wie auch ihre räumlich beschränkte, kapellenförmige Gestalt, welche den meisten aus den ersten christlichen Zeiten noch herstammenden Gotteshäusern eigen ist. Schon im Jahre 1555 wurde sie auf Anordnung des damaligen herrschaftlichen Besitzers ausgebessert und diente, mit längeren Unterbrechungen, bis zum Jahre 1785 der wendischen Landgemeinde des Muskauer Herrschaftsbezirkes zu gottesdienstlichen Zwecken. Seit 1785 aber wurde die Kirche nicht mehr benutzt; sie ist allmählich verfallen und endlich Ruine geworden. Dem an die Hügelkante herantretenden Wanderer öffnet sich, wenige Schritte vom Wege, unvermutet eine köstliche Aussicht über den mittleren Teil der Stadt hinweg in das Zentrum des nach Osten sanft ansteigenden Unterparkes mit dem Schlosse im Vordergrunde und den rings um dasselbe sich ausdehnenden Wiesen und Pflanzungen. Überraschend und fesselnd, gleichsam wie ein Blick in das Land der Verheißung, wirkt es, so daß man unwillkürlich seine Schritte hemmt.

Der Bergpark hat eine Anzahl großer Schluchten aufzuweisen, von

denen nur wenige durch die Natur geformt, die übrigen aber von fleißigen Menschenhänden gegraben worden sind. Unmittelbar hinter dem Hermannsbade war nämlich bis zum Jahre 1865 ein altes Alaunhüttenwerk gelegen, das wohl mehr als zwei Jahrhunderte hindurch seinen Bedarf an Alaunerzen aus den dortigen Anhöhen im Tagesbau hatte fördern können und erst in späteren Zeiten, nach Erschöpfung der oberirdischen Lager, zum Stollenbetrieb genötigt gewesen war. Durch das frühere Alaungraben sind im Bergparke die tiefen Schluchten entstanden, die endlich von Pückler als willkommene Landschaftsmittel zu seinem Verschönerungswerke benutzt und mit geeigneter Bepflanzung an ihren inneren Wänden versehen wurden.

Unser nunmehr dicht an der Hügelkante — hoch über den unten gelegenen Vorstadthäusern — entlang führender Fußpfad senkt sich auf Erdstufen allmählich ins Tal und bringt uns an das Ziel unserer Parkwanderung: in das Hermannsbad, in dem jetzt, am Spätnachmittage, ein reges Leben erwacht ist.

Doch werfen wir noch einen Blick auf den großen, unvergleichlich schönen Muskauer Park! Bevor der Herbstwind das Laub von den Bäumen weht, entfaltet sich — wie anderwärts, wo Baum und Strauch gedeihen — auch in ihm das eigenartig köstliche Naturspiel der Laubfärbung. Und hier ist diese besonders anziehend, vorausgesetzt jedoch, daß die herbstliche Färbung ihren ungestörten Verlauf nehmen kann und nicht durch Hitze oder durch Regen und Kälte beeinträchtigt wird. Daß sie hier so malerisch zur Geltung kommt, liegt zumeist in der wohlberechneten Zusammenstellung der Gehölzarten, die sich sowohl Pückler wie auch die späteren Leiter des Parkes angelegen sein ließen. Abgesehen von dem Schloßhauptturm, der bis in seine oberen Stockwerke hinauf von wildem Wein dicht umsponnen ist und demzufolge zur Herbstzeit im schönsten Dunkelrot prangt, geben die verschiedenartigen Gewächse das bunteste Farbenspiel. Sie schillern und glänzen dann, zumal bei Sonnenschein, in allen Schattierungen von Gelb, Orange, Violett, Rot und Braun und gewähren, unterbrochen von dem hoffnungverheißenden Grün der frischen Nadelhölzer, einen herrlichen Anblick, sowohl oben von den das Tal umschließenden Höhenzügen aus, als auch allerwärts unten im Parke.

Frühling in der Heide.

Von Hans Christoph Kaergel.

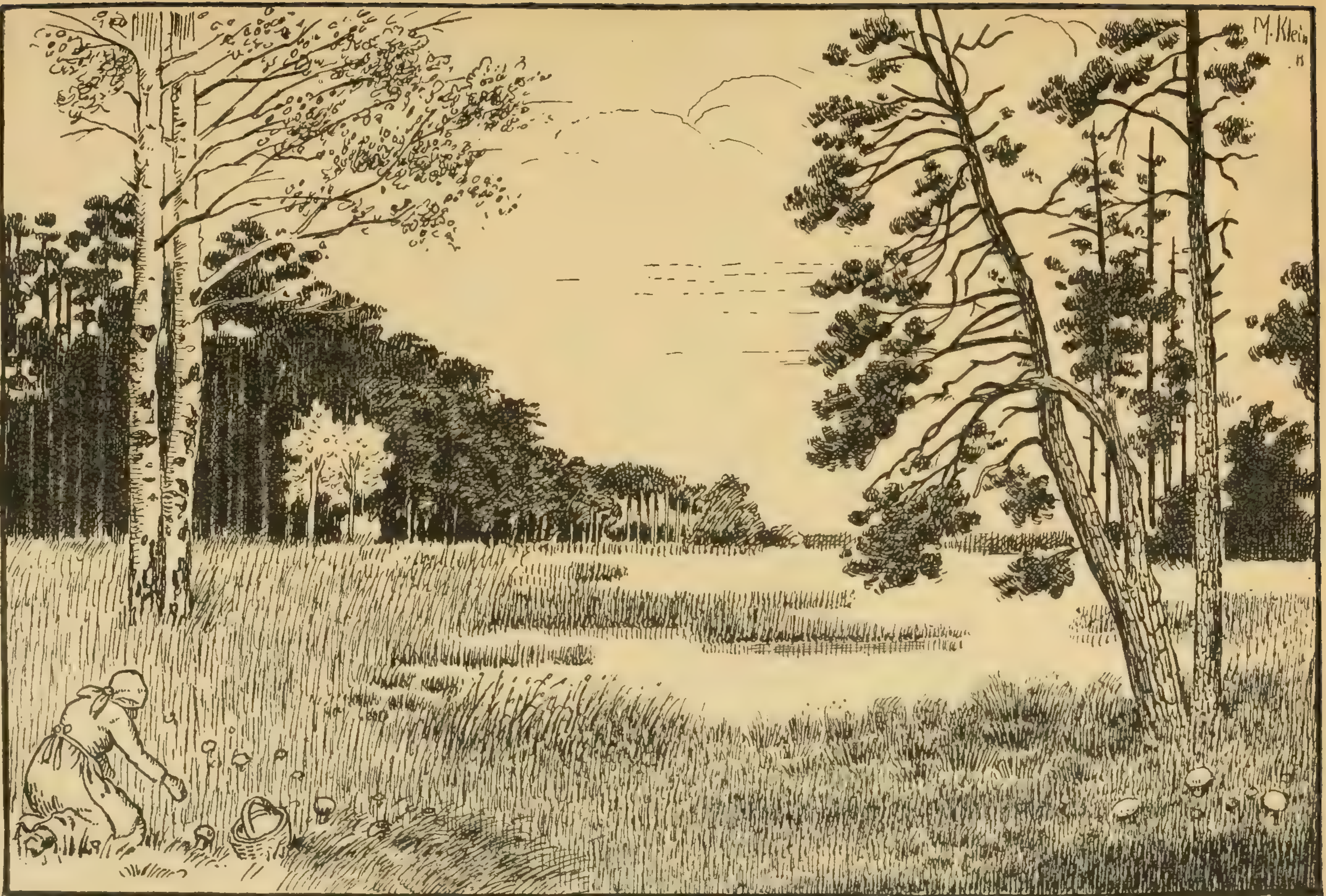
Ich weiß, daß ich einmal meinte, man müsse auf die höchsten Berge wandern, um die unermessene Weite der Erde wie ein Gleichnis des Unendlichen zu empfangen. Und ich ward beschämt und klein, als ich auf einem Hügel stand, der mühselig über das Meer der Kiefernkronen hinausragte. Denn vor mir war das Rauschen eines weiten, dunkelgrünen Meeres. Und dann die unermessene Weite. Hügel um Hügel nur, die den Kopf über die Wälder hoben. Hier und da ein Lichtblinken von hellen, weißen Fleckchen. Irgendeine Stadt. Vielleicht Lauban, Görlitz — und hineingesät in den Teppich das Leuchten von Dorf zu Dorf. Es war in der Morgenstunde. Der Tag hatte sich den Schlaf aus den Augen gewischt. Der Himmel öffnete seine Türen und ließ die Ferne herein. Ich lehnte an einer Kiefer und fühlte, wie meine Seele in den Rhythmus dieser Ebene hineinschwang. Da zerriß der letzte Nebel, und in die unendliche Ferne blühte der Lichtkranz der schlesischen Gebirge. Wie ein Kränzlein Schneeblumen, so hob es sich auf dem tiefen Blau heraus. Es gehörte nicht mehr der Erde an. Es war ein Teil des Himmels, losgelöst von dem Erdhaften.

Es gibt Gebete, die wir nie mit unseren Lippen sprechen. Sie sind die innigsten. Was Wunder, daß es in mir betete und mich niederzwang.

„Heimat, du vielliebe Heimat!“ Und wenn ich's vordem nicht wußte, in diesen Stunden des Sichversenkens ward es mir offenbar, daß es zwischen dem Menschen und seiner Heimat keine Grenzen gibt. Diese lichte Ferne, die vor mir wuchs, war nicht ein gleißender, kalter, schöner Leib, nein, es war eine große, mit mir sinnende Seele. Es war mein Deutschland, von dem es heißt, es träume. Mein deutsches Land, das nicht träumt, nur immer das eine verkündet: die Schöpfergedanken Gottes. Nicht das Land der Träume, nein, das Land der Seele.

Wenn du es schauen willst, so schaue mit deiner Seele übers Land. Es denkt deine großen Gedanken, denn es ist Gottes Land. Drum ist es mir Heimat, zwiefältige Heimat.

Irgendein Laut schreckte mich auf. Dicht unter mir, auf dem zerrissenen Wege, klirrte ein Wagen vorüber. Ein niedriger Bretterwagen. Ein Heidebauer, oder wie sie ihn nennen: ein Halbbauer, ließ seine Beine vom Wagen herabpendeln. Lässig hielt er die Zügel. Auf dem Wagen



Aus der schlesischen Heide.

blitzte ein Pflug. Er sah zu mir hinauf, und doch fühlte ich's, daß er an mir vorbeisah. Die lange, stumme Fahrt durch den Wald läßt nicht gesprächig werden.

Sein Kopf hing wie der träge Kopf des Pferdes, das langsam, Schritt für Schritt, durch den Wald stapfte.

Kein Laut mehr. Nur in der Ferne wird das Gefährt kleiner und kleiner.

Eine Stunde später begegnen wir wieder einander. Der Wald ist zurückgeblieben. Ein Feld legt sich vor ihm hin. Dort blinkte der Pflug. Er riß in den Leib der Erde. Aber sie blutete nicht. Der dünne, hellsichtige Boden sprang über die Schneide des Pfluges, und grauer, feiner Sand rieselte darüber hin. Und doch war das Feld voller Empfängnis. Unbekümmert um das Lachen des Sandes, der im gleichmäßigen Spiel über die Schneide des Pfluges tanzte, unbekümmert über den Fluch der Erde, der ihm nachheulte, schritt der Mann hinter seinem Pfluge her. Die Pfeife hing ihm schief im Munde. Sie war längst ausgegangen. Die Arme zitterten leise, wenn er den Pflug tiefer in die ausgehungerte Erde drückte. Er sah keine Ferne mehr, kein Grüßen der Berge. Seine Welt begrenzte sein Feld. Er glaubte nicht mehr und hoffte kaum noch; er setzte Schritt um Schritt und arbeitete. Arbeitete seine ganze Seele in diesen Boden hinein. Und wer jemals vom Lande herkommt, wo die Erde noch von ihrem Herzblut hergibt, der lacht und lacht, daß je einmal hier noch Brot zum Himmel wachsen könne.

Wenn aber der Sämann über die Felder ging und die Nächte kamen, die die Körnlein behüteten, dann kam der Allgütige selber und segnete. Und von Jahr zu Jahr schenkt Gott den Menschen das Wunder, daß er aus Steinen Brot werden läßt, wenn er nur Arbeitshände sieht, die die Steine segnen.

Ich aber suchte den Frühling. Den Frühling in der Heide! Wenn nicht die unzähligen Wölklein gewesen wären, die über mich hinträumten und mir von kommenden, leuchtenden Tagen erzählten, mir wäre er nicht begegnet. Denn die Wälder kennen ihn nicht. Nur spät, wenn auf den Wiesen es lärmt und jauchzt und die Fülle der Blüten singt — dann zündet Baum um Baum dem Frühlingskinde die Kerzen an. Die Kiefernwälder sind unzählige Christbäume, die auf ihre Weise das Auferstehen feiern. Solang' aber der Frühling über die Berge wandert, solang' bleibt er in der Heide aus. Nur um die Birke, Gottes Lieblingstochter, ist es Frühling.

Wo eine Birke steht, da ist die Freude eingekehrt. Und wenn der Wind mit dem Kettenbehange der Blüten spielt, dann lauscht die Heide auf, und durch Baum um Baum läutet das Wunder von künftiger Freude.

Aber diese Freude ist kein lärmendes Mädchen. Sie gehört zu den Stillen des Landes. Darum gehen so viele an ihr vorüber.

Nur die nicht, die in unserer Heide leben. Und wenn die Erde tausendmal ihr Geheimnis verbirgt, daß sie es nicht sagen will, daß es Frühling sei, der Himmel kann es nicht verbergen. Von ihm wissen es die jungen Mädchen.

Und ehe wir anderen noch daran gedacht, singen sie an einem lauen Abend an den Singebänken ihre wehmütigen Weisen. Kein deutsches Wort, kein deutsches Lied. Die Sehnsucht eines fremden Wollens schluchzt sich aus. Und doch fängt das Lied der Wald auf, der liebe deutsche Kiefernwald, und formt es in die weite Sehnsucht, die jeden befällt, der über unsere niederschlesische Heide wandert. Und diese Sehnsucht, die Tal und Berg, Bäche und Ströme umsingt, sie ist die Sehnsucht der Heimat, die im tiefsten nur ein Gleichnis der größeren Heimat ist, zu der wir mit ausgebreiteten Armen wandern.

Aus: Hans Chr. Kaergel, Schlesiens Heide
und Bergland. Schlüchtern, Neuwerk-Verlag.

Heidepsalm.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Ein Blütenmeer durchwogt die Heideweite
Und brennt wie Weines Überflut
Dem wonnetrunkenen Blick.
Mit violettem Feuer
Schäumt die Fülle der Erika
In die kristallene Himmelsunendlichkeit,
Und fern
Bis zu des Horizontes Küstendämmerung.
Vom Glanz berauscht,
In Träumereinsamkeit,
Summt durch sie hin verflogenes Wandersinnen,
Um das des Sommers Abendröte ausgegossen.

Aus: Wilhelm Müller-Rüdersdorf, Die selige Stille.
Gedichte. Friedeberg a. Qu., Iserverlag.

Das Kirchlein.

Von Konrad Urban.

Über zweihunderttausend Tage und Nächte blickt das weiße Kirchlein von Kuttlau in den weiten, zerkerbten Kessel hinab, den die mächtigen Wogen der Oder zur Eiszeit ausgewaschen haben. Hart am sonnenfangenden Hügelrande sinnt es über die hinhuschende Vergänglichkeit irdischer Gewalten und träumt bei dem leisen Rauschen, das immer aus dem lebendigen Heidewald kommt, im Fließen der Schöpfung anhob und erst enden wird, wenn der letzte Tag zur Neige geht. Land und Wasser erzählen, wie sie in Urzeiten um die Goldhaare der Sonnenengel kämpften. Weiße Sandhügel bauten sich allmählich auf. Tiefe Schründe trutzten sich in die Erden. Bis dann die ausbeutenden Menschenhände den rastlosen Wassern die Freiheit abgruben. Kunst dämmte Natur ein, und ihr Pflug zerriß den letzten Traum des gewaltigen Märchens.

Am lauschenden Rande des unendlichen Urwaldes, in dem der meilenschlanke Schlawaer See schimmerte, kräuselten die ersten Rauchwolken. Drüben über der Oder, auf den buschigen Bergen, wuchteten noch schwere Wolken. Über den brausenden Gewässern tanzten noch die Nixen im flockenweichen Nebelgewand. Wenn das Sturmlied im Walde hallte, peitschten sie höhnend die gischtenden Wasser über die Lande.

Die Menschen aber wußten ein stärkeres Lied. Des göttlichen Meisters heilige Stimme hatten sie erlauscht. In silberdurchsetztes Glockenmetall bannten sie den Ton des Ewigkeitsliedes. —

Und wenn dies herrlichste Klingen in die Wälder, über den Kessel zu den Wassern und Bergen zog, ward das Rauschen des Waldes zum demütigen Begleiter. Sonnenreiter blitzten voran auf den singenden Pfaden und sprachen den Gottesfrieden.

Vom Pfarrgarten sieht man das Glöcklein wallen im hellgoldenen Abendstrahl. Über die wogenden Felder im Tal zittert es leise hin. In die weißen Blütenkuppeln der lenzfrohen Bäume spricht es wundersamen Erntesegen. Sein bittendes Klingen zerteilt die hagelbergende Wolkenstirn.

Friede und Liebe wandeln zum Tal hinab und zur Heide hinaus.

Die Wachtel schlägt im Blütenklee, in dem die Immen summen. Das Rebhuhn lockt im mannshohen Getreidefeld, über das die Roggenmuhme mit ihrem langen Schleppenkleid schlürft. –– Ein grelles Schrillern zerreißt die tastende Dämmerung. Das Käuzchen rief dreimal –– drüben in den horchenden Sträuchern des Kirchhofes.

Der Mond kam — leise in weißen Wolken. Schattenmäntel falteten sich um die stillen Stirnen der Wälder, legten sich über die weichen Brüste des Tales und breiteten sich über die zarten Glieder der dürftigen Heide.

Uralte Zeichen flammten am weißen Turm — im Mondlicht auf. Ellenhoch wuchs in das geisterhafte Lichtmeer auf — das Sühnekreuz auf der festgefügten Kirchhofsmauer.

Der Bunzlauer Topf und seine Heimat.

Von Bruno Clemenz.

Die Erde ist mein Acker,
Die Scheibe ist mein Pflug;
Ich bin ein Töpfer wacker,
Das gibt mir Brot genug.

Diese uralte Inschrift findet man auf alten Ofenkacheln, wie solche in allen schlesischen Museen aufbewahrt werden. Dort sieht man auch alte, herrliche Öfen, und es steigt gerade jetzt die Dämmerung auf, welchen Wert die Schätze in den Museen für die Zukunft haben werden — denn wir sind heute schon daran, alles, was bodenständig ist, zu erneuern. Auch in der Volkswirtschaft wird und muß der Heimatgedanke, wenn er auch „kein Allheilmittel ist“ (was niemand behauptet hat, noch behaupten wird!) sieghaft werden! Nur Zeit!

Der Töpfer hat sein Handwerk oder seine Kunst direkt vom lieben Gott; denn der hat ja den Menschen auch aus Lehm gemacht, und der Töpfer formt mit mehr oder manchmal auch weniger Formgefühl Menschenleiber auf Ofenkacheln, Tierkörper auf Fassadensteine und Engelchen auf Simse. Er formt, er gestaltet, er schafft und schöpft, und wer ihm zusieht, der glaubt, daß nichts leichter sei, als Töpfe herstellen. Ja, wahrhaftig, der Töpfer steht dem Herrgott, dem Schöpfer aller Dinge, nahe, und wenn es gilt, diejenige Kunst zu nennen, welche als alleräelteste gelten kann, so müßte man die Töpferei anführen. Haben doch schon die Urmenschen, deren Spuren wir nur in ein paar Scherben aus dem Nilschlamm finden, aus Lehm und Ton Gefäße hergestellt, und irgendein philosophischer Kopf hat behauptet, daß in dem Nileimer bereits alle gewaltigen Gedanken vorgebildet sind, die nachher von der ägyptischen Baukunst verwirklicht wurden. Ein langer Weg von der Küste Nordafrikas bis nach Bunzlau, wo der berühmte „große Topf“ steht — aber es steckt darin ein Stück Kulturgeschichte. Dieselben Bedürfnisse haben überall zu ähnlichen Erfindungen geführt, und Jahrtausende haben die Menschen gebraucht,

um die allergeringsten Fortschritte zu machen. Millionen Töpfe sind den Weg gegangen, den einmal alle Töpfe gehen, ob sie auf Jahrmärkten erstanden wurden oder in feinen Kunstwarengeschäften — aber der große Topf, den einst ein findiger Bunzlauer Töpfer herstellte, ist geblieben als ein Wahrzeichen der bodenständigen Volkswirtschaft der niederschlesischen Stadt Bunzlau.

Johann Gottlieb Joppe hieß der wackere Töpfer, der im Jahre 1753 auf die Idee kam, einen Riesentopf zu machen von doppelter Manneshöhe, der als eine Seltsamkeit mit jedem Jahrzehnt mehr an Wert gewann und den man, weil ein solch großer Topf nicht zu brennen war mit einem Drahtgeflecht eingehüllt hat. Über seinen Rauminhalt belehrt uns folgendes Sprüchlein, das der Verfertiger hineinschrieb:

Ein Topf aus Ton gemacht hier ist,
Der dreißig Scheffel Erbsen mißt.

Wer heute nach Bunzlau kommt, fragt sicherlich nach dem großen Topfe und vielleicht ersteht mancher in einem der Bunzlauer Geschäfte eine Nachbildung dieses Zeichens alter Arbeit. Vor einigen Jahren wurden solche Nachbildungen als Ziertöpfchen von zwölf Zentimeter Höhe in vielen Städten Schlesiens verkauft.

Die Töpferei, in welcher er hergestellt wurde, ist die von Hugo Reinhold. Sie besteht bereits seit 1739, und sie ist stolz auf Alter und Topf.

Bemerkenswert ist es für jeden, der nicht planlos und achtlos für wichtige Dinge durch die Straßen läuft, daß die Töpferei, die Gott weiß wie tief ins Mittelalter zurückreicht, heute noch und heute wieder eine große Bedeutung für Bunzlau und andere Orte Niederschlesiens hat. In dreifacher Hinsicht. Einmal, weil es sich um eine bodenständige Arbeit handelt, die man nur dort üben kann, wo geeigneter Ton vorhanden ist, und das ist in Niederschlesien an vielen Orten der Fall. Hier steigt der Gedanke auf, daß es uns gelingen möge, aus dem Heimatboden diejenigen Schätze hervorzuholen, die uns wieder freimachen werden.

Zweitens verbindet uns Menschen der sozialen Zeit der Topf oder besser die Töpferei mit den Menschen der Vorzeit. Graben wir vorzeitliche Gräber aus, so finden wir von allem, was einst irdischer Besitz mit ins Grab geben konnte, noch ein paar Tongefäße, deren Herstellungsweise uns einen Schluß auf die Fähigkeiten der Stein-, Bronze- und Eisenzeitmenschen gestattet. Und endlich drittens: Jahrtausende hat man auf ein- und dieselbe Art und Weise die Töpfe gefertigt, und erst

in der allerjüngsten Zeit ist es gelungen, einen allgemein gültigen Fortschritt zu machen.

Die uralte Weise bestand darin, daß man mit Händen und Füßen an einer Drehscheibe arbeitete und mit den Füßen eine untere Scheibe zum Drehen brachte, wodurch sich die in Sitzhöhe befindliche obere Scheibe gleichfalls in drehende Bewegung setzte. Die zu formende Tonmasse wird in die Mitte der oberen Scheibe gebracht und einzig mittels des Daumens und eines nassen Lederlappens bearbeitet, während das Gestänge in Drehung kommt. Wer das zum erstenmal sieht, glaubt nicht, daß es möglich wäre, auf solche allereinfachste Weise ein Dutzend ganz gleicher Töpfe herzustellen. Und doch geschieht das in Bunzlau, Naumburg, Löwenberg und anderen Orten noch heute. Erst jüngst ist ein gewaltiger Fortschritt erfolgt, und den verdankt Bunzlau der keramischen Schule.

Als gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts die Einsicht entstand, daß das Handwerk mit der Industrie nicht mehr mitkam, da beantragte der Magistrat von Bunzlau die Begründung einer Fachschule für die Töpferei in Bunzlau. 1897 wurde diese Schule eröffnet, und sie hat sich über alle Hemmnisse hinweg zur bahnbrechenden Führerin des Tongewerbes entwickelt, die berufen sein wird, aus der schlesischen Keramik ein hochwertiges Gewerbe zu entwickeln. Zuerst verhielten sich die Meister ablehnend gegen alle Neuerungen, die von der Keramischen Schule ausgingen. Allmählich wurden sie inne, daß sie zurückblieben, wenn sie sich gegen Fortschritte verschlössen, und sie kamen selbst und holten sich Muster und Anregungen für neuartige Zusammensetzungen des Rohstoffes und für die Bereitung der Glasuren. Dennoch machte sich der Einfluß der Schule äußerst langsam bemerkbar. Die Töpfer waren geheim immer noch der Ansicht, daß es anders als mit Fußdrehscheibe nicht ginge. Da gelang es endlich, einen entscheidenden Schritt zu tun. Es wurde nämlich die mechanische Einformerei in Gipsformen, wie sie in der Porzellan- und Steingutindustrie längst gebräuchlich ist, versuchsweise auf das Bunzlauer Tongeschirr angewandt. Der Versuch glückte, und bald zeigte sich, daß diese neue Arbeitsweise das Ei des Kolumbus für die Töpferei bedeutete. Der Modelleur schafft die Form, und die Vervielfältigung kann ohne Schwierigkeiten durch den Arbeiter erfolgen. Die Schule lieferte den Töpfermeistern die ersten und besten Modelle, die verbesserte Rohmasse und die Kunstglasuren. Jetzt erst wurde alles, was die Schule lieferte, willig aufgenommen.

Das ist ein Beispiel einfachster Art, wie der Fortschritt vor sich geht. Erst bekämpft, dann widerwillig, dann endlich überzeugt, wird das Neue aufgenommen! Mit welchem Erfolg? Eine einzige Töpferei Bunzlaus, die im Handbetrieb mit vier Gesellen arbeitete, hatte 1914 bereits vierzig.

Die Töpferei ist eines der wenigen Gewerbe, die auch durch die heutige allergrößte Not hindurchgekommen. Denn Aufträge sind immer da, Töpfe werden immer verlangt — und zerschlagen, auch wenn ein Topf, der früher zwanzig Pfennige kostete, heute zwei Mark kostet. So bildet die Töpferei ein prächtiges Beispiel für die Entwicklung bodenständiger Arbeit, und es ist mir gar nicht zweifelhaft, daß an diesem einzigen Beispiel zu lernen wäre, wie andere, noch rückständige Wirtschaftsbetriebe zu fördern wären.

Woher kommt nun der Rohstoff für die Tonwarenherstellung?

Er entstammt dem Boden der Heimat. Niederschlesien ist reich an tertiären Lehm- und Tonablagerungen, die in der Bunzlauer, der Naumburger, der Löwenberger und Liegnitzer Gegend seit langen Zeiten abgebaut werden. Der Bunzlauer Ton ist grobsandig und schwindet im Feuer wenig; auch ist er sehr feuerfest. Gerade dieser Umstand macht ihn für hohe Wärmegrade, welchen namentlich die industriellen Sachen ausgesetzt werden müssen, gut geeignet. Den Ruf des Bunzlauer Geschirres hat namentlich die beliebte braune Lehmglasur veranlaßt. Diese Lehmglasur entstammt den Ablagerungen des Diluviums. Der weiße Ton, welcher als Begußton für das bessere Geschirr und für Ofenkacheln verwendet wird, entstammt ebenfalls der Bunzlauer und Tillendorfer Gegend.

Was wird da alles aus Ton hergestellt?

Bei Töpfen blieb es nicht. Allerlei Geschirr, vom irdenen Schüsselchen, mit dem die Kinder gern spielen, bis zur Sparbüchse, vom Einmachtopf bis zur Bratpfanne und dem Wasserleitungsrohr, tausend große und kleine Dinge, in Haus und Industrie, für Küche, Wohnung und Viehstall, werden heute hergestellt. Selbstverständlich ist auch hier eine gewisse Arbeitsteilung erfolgt, so daß manche Fabriken nur Röhren, manche nur Geschirre, andere nur Zierwaren, wieder andere nur Tröge herstellen. Neuerdings ist die Töpferei auch in die Notbetriebe eingetreten oder ist daran, es zu tun. Man ist augenblicklich dabei, Versuche mit Tongeld anzustellen. Warum auch nicht? Wenn man Geld schon aus Porzellan herstellen konnte, warum soll sich da Bunzlau nicht Tongeld leisten? Beides wird gleichsehr die Teilnahme der Sammler finden (und für solche hat ja heute Geld nur Wert); beides

wird gleichschnell den Weg alles Irdischen gehen. Man wird damit zugleich eine zweite Fabrikation fördern, die der Herstellung von neuen Geldbehältern; denn in unseren gewöhnlichen Geldtaschen wird solches Tongeld kaum Platz finden oder doch nicht in der gewünschten Menge.

Heute werden die alten Fabriken überall wieder in Betrieb gesetzt, die Tonröhrenfabrik in Münsterberg, die vor dem Kriege tausend Leute beschäftigte, die Tonwarenfabrik (Tröge usw.) von Muskau, die Mosaikplattenfabrik von Deutsch-Lissa, die Tonwarenwerke von Siegersdorf, die Laubaner Werke, die Schamottewarenfabrik von Saarau und manche andere. Im ganzen waren in Schlesien vor dem Kriege 276 Töpfereien mit fast fünftausend Leuten im Gange, ferner 1332 Ziegeleien mit dreißigtausend Personen, zwei Steingutfabriken mit sechshundert Personen und 35 Lehm- und Tongräbereien mit fünfhundert Angestellten. Eine hübsche Anzahl Menschen, welche die schlesische Erde nährte! Es wird lange dauern, bis wir wieder so weit sind!

Bunzlau ist der Mittelpunkt, gewissermaßen der bezeichnende Ort für die Keramik. „Bunzeltöpfe“ werden und wurden auf den schlesischen Jahrmärkten überall feilgehalten, ganz gleich, ob sie aus Bunzlau stammten oder nicht. Bunzeltöpfe verlangt die Hausfrau auch in den angrenzenden Provinzen, weil sie damit den Begriff eines besonders guten Erzeugnisses verbindet.

Daß die Tonwarenherstellung uralt ist, ist uns bekannt. Aber erst 1596 wird die Töpferzunft von Bunzlau urkündlich erwähnt, und zwar, weil sich andere als die vier berechtigten Bunzlauer Töpfe breitmachen wollten, was gegen die verbrieften Sitten der damaligen Zeit war.

Ich rate jedem, der nach Schlesien kommt, sich einen Besuch in Bunzlau nicht reuen zu lassen. Es ist eine alte schlesische Kleinstadt, die noch vieles von dem mittelalterlichen Gepräge an sich trägt. Die alten Gassen mit den Torbögen, die alte katholische Kirche, die alten Grundrisse des ehemaligen Ortsbildes und nicht zuletzt die Erinnerungen an Martin Opitz (1597—1639), den berühmten Begründer der Ersten Schlesischen Dichterschule, werden jedem Natur-, Altertums- und Literaturfreunde etwas zu sagen haben.

Bunzlau liegt inmitten der niederschlesischen Heide. Es ist eine strebsame Stadt von fünfzehntausend Einwohnern, die sich meist bodenständig nähren. Ringsum wacht die Heide, die Bunzlauer Heide, mit ihren wehmütig anmutenden Kiefern und den riesengroßen Kartoffel- und Roggenfeldern. Wer einen Spaziergang in die weitere Umgegend unternimmt, wird die Abgeschlossenheit der niederschlesischen Heide-

dörfer verspüren. Da sieht man mitten in dichten Forsten kleine liebliche Dörfer mit und ohne Heidekirchen, da findet man noch das, was man heute vielfach vermißt in großen Orten: Einfachheit, Biederkeit und Treue. Ich lobe und liebe diese Heidedörfer; denn es überkommt mich jedesmal ein Ahnen, daß von diesen Orten, solchen Menschen die Gesundung des deutschen Volkes ausgehen werde.

Bunzlau hat eine bedeutende Sehenswürdigkeit in seinem Keramischen Museum, das ich jedem anzusehen empfehle. Es ist neben dem großen Topf und der Keramischen Schule das Bedeutendste, was uns nach Bunzlau lockt. Hier wird alles aufbewahrt, was die geschichtliche Entwicklung der Töpferei, dieses bedeutsamen bodenständigen Gewerbes, veranschaulichen kann. Da sieht man die uralten sogenannten Bauerntöpfe, die Teller und Schalen, die Leuchter und Urnen aus Bunzlauer Ton, aber auch die Geräte, mittels deren die Waren von altersher verfertigt wurden, die Drehscheiben, die Formen und Modelle, und man kann ein wenig Kulturgeschichte dabei treiben, wie sehr es nämlich der Zeit und der geistigen Anstrebung bedarf, um die Menschheit auch nur einen winzigen Schritt weiterzuführen.

Neben meinem Bunzlauer „großen Topf" in verkleinerter Nachbildung steht auf meinem Schrank ein Bronzezeittopf. — Jahrhunderte, Jahrtausende sind dahingegangen, ehe ein Mensch auf eine Erfindung kam, die Mühe der Hand zu vereinfachen und doch die Form zu verbessern. Zwei einfache Geräte, was lehren sie alles? Die Schale, aus der wir den beliebten teuren Kaffee trinken, der Krug, der nicht mehr zum Brunnen geht, die „Beigabe" in dem Grabe eines vorzeitlichen Menschen, sie alle entstammen derselben Mutter Erde, der einen, die uns alle trägt und erhält.

Lehrt mich dieser Anblick nicht noch etwas anderes?

Er zeigt, woher alle Mittel irdischen Wohlbefindens stammen, und das sollte uns ein Ansporn sein, mit der Auffrischung der bodenständigen Volkswirtschaft herzhaft anzufangen. Jeder, der dazu mithilft, ist ein Retter des Volkstums, des Vaterlandes. Bunzlau kann es uns zeigen.

Die Liegnitzer Landschaft.

Von Dr. Hans Zuchhold.

Asien und Europa blicken einander an vor den Toren von Liegnitz. Wie ein Leuchtturm, der dem Schiffer im Sturme winkt: Hier ist Land, hier endet die graue, bahnlose Wogenwüste, hier ist fester

Grund! so ragt, südöstlich von Liegnitz, hier auf mählich ansteigender, dorfbekränzter Hügelwelle die zweitürmige Klosterkirche von Wahlstatt, das feierliche Denkmal der blutigen Mongolenschlacht, in der ein Liegnitzer Piast, Heinrich II., sein junges Leben zum Opfer gab für die deutsche Sache, ja, für des Abendlandes Rettung vor den Dämonen der Steppe.

Wahlstatt wurde der Stein Eben-Ezer. Hier, wie an einer Klippe deutschen Landes, brach sich die wirbelnde Hochflutwoge aus dem asiatischen Völkermeer.

Eine Klippe ist's, deren Turmwahrzeichen nun weithin sichtbar ragt über die fruchtbare Ebene der Weizenfelder und Krautbeete und Kirschbaumreihen, über die Scharen von Dörfern, die sich behaglich hindehnen auf Liegnitz, Jauer, Striegau zu, Städte, deren Türme wie huldigend emporgrüßen zu dem alten Wächter ihres Friedens, ihres Deutschtums. Hinter ihnen steigt die prangende Fruchtebene empor zum schlesischen Bergland, und über den ersten walddunklen Bergvorposten wächst Wall hinter Wall, Gipfel an Gipfel empor; vom Gröditzberg und Sargberg bis zum Hochwald, bis zur Eule, bis zum Zobten spannen sie einen Tanzreihen um die Wahlstätter Höhe, und selbst die Koppe blickt gnädig zu dem Grenzstein des Deutschtums von Anno 1241 hinüber, wenn der Himmel guter Laune ist und kein Sorgengewölk seine Stirn umschattet.

Ist es ein blinder Zufall der Geschichte, daß gerade hier im Angesicht von Liegnitz und im Angesicht der schlesischen Berge der asiatische Wirbelwind zerschellte und mit heulendem Mund sich rückwärts in den Staub warf?

Wer die verwitterten Züge dieser Landschaft lange und sinnend betrachtet, dem dämmert ein Ahnen auf, daß hier kein launisches Ungefähr, sondern ein natürliches Gesetz die Scheidelinie zwischen Asien und Europa zog, Jahrtausende vor dem Heuschreckenflug der Horden Dschingis-Chans und vor Petas Vorstoß nach Schlesien.

Von Norden und Nordosten her wandert in unermeßlicher Weite Kiefernwald, der seine breiten Kronen schwermütig über weißen Sanddünen und braunen Heidekrautpolstern wiegt; weit, weit von Osten her, Arm in Arm mit den schlankstämmigen Birken, von den Waldaihöhen und weiter von Osten her wandert der Kiefernwald, an den polnischen Bauernhütten und an den schweigsamen Seen und Mooren vorbei, auf Schlesien zu, auf Liegnitz zu, wie der Wald von Dunsistan drohend anrückt gegen König Macbeths Schloß.

Jedoch wenn er, der Kiefernwald der schlesischen Heide, schon mit den Blicken die Beute erspäht, die Stadt Liegnitz, mit den Türmen des alten Piastenschlosses, den Türmen der Johanneskirche, der Liebfrauenkirche, denen von Peter-Paul, die immer zu zweien, Hagen und Volker, Wache haltend, dann steht er wie gebannt und kann keinen Schritt mehr tun, heranzukommen an die Schöne, die aus der tiefen Mulde vor ihm jenseits des Schwarzwassers auf einem Schildbuckel erhöhten Landes in dem Winkel zwischen Katzbach und Schwarzwassermündung, in ihrem Gärten- und Felderstaat geputzt herüberlacht.

Denn die tiefe Mulde eines alten Urstromtales, durch deren breites Bruchgelände trägen Laufes nun das Schwarzwasser schleicht, die kann er nicht überspringen. Dazu reicht seine Kraft nicht mehr aus nach so langer Wanderschaft, bis von Asiens Grenzen her.

Der Siegeslauf der Heide von Osten her, hier ist er zu Ende, hier streckt der graue Krieger die Waffen; denn er sieht, da drüben jenseits des Bruches, da steht der Feind in blanker Wehr, Bataillon hinter Bataillon, hoch zu Roß, auf dem Schimmel, der in der Sonne schimmert, der Feldherr, die Schneekoppe, und um ihn seine Leibwache, der Kamm des Riesengebirges, und vor ihm das Fußvolk der Bober-Katzbachberge und die Artillerie des Probsthainers Spitzberges und die vorsprengende Kavallerie des Gröditzberges und die vorgeschobenen Feldwachen und Doppelposten von Höhen und Hängen überall.

So eine Feldwache über dem Schwarzwasser ist Liegnitz auch.

Denn nicht in dem Bruch oder Sumpf, sondern vor ihm und über ihm, nicht als Sumpfstadt, sondern als festes Lager gegen Osten, auf der Höhe über der Talmulde, ist das alte Liegnitz erbaut worden. Und so mag der Name der Stadt eher aus dem tschechischen als aus dem polnischen Wortschatz sich deuten lassen, obschon ich lieber glauben will, daß auch der tschechische Name nur Umformung eines älteren germanischen Wortes für diese Siedlung sein mag, die jedenfalls von einer Volkswelle ausging, die, vom Westen her nach Osten wallend, hier am Schwarzwassersumpfland sich staute und hier ihre äußerste Feldwache auslegte auf diesem Schildbuckel zwischen dem Tieflandgewässer asiatischen Gepräges und dem Berglandfluß deutscher Art, der Katzbach.

Asien und Europa, liebliche deutsche Mittelgebirgswelt und düstere, osteuropäische, slawisch-asiatisch getönte Heidelandschaft — hier liegen sie, hier liegen ihre Postenketten einander gegenüber auf jahrtausendalter Wacht, und Liegnitz selbst gehört zur deutschen Wehrmacht; der Liegnitzer und das Gebirge sind eines Blutes. Der alte Lieblingsweg

der friedlichen Bürger führt auf die Siegeshöhe im Süden der Stadt; denn dort, auf dem Rande der Hochfläche, grüßt den Aufgestiegenen, wenn die Sonne hinter den Bergen untergeht, der ferne blaue Zug des Riesengebirges, und im letzten Goldfeuer funkelt die Koppe. Dorthin zieht die tiefste Sehnsucht den rechten Liegnitzer, wenn er es auch nicht verschmäht, im Winter auf den endlos weiten Eisflächen des Schwarzwasserbruches auf klirrendem Stahl dahinzugleiten oder im Sommer den Zauber der Heide zu genießen, die jenseits des Schwarzwassers nach Lüben hin und Primkenau die Ebene umkränzt.

Mitten in den Kiefernwald von Vorderheide, den Blaubeerwald und Pilzwald, in die nahe Sommerfrische von Neurode und Krummlinde führt jetzt längst die Eisenbahn in kurzer Zeit den müden Städter zum Heidehaus von „Vorderheide“. Aber die Eisströme, die vor noch ungezählten Jahrtausenden schwere Rodearbeit hier gemacht haben müssen, hinterließen den Liegnitzern einige noch näher gelegene erquickliche Wanderziele. Aus der Emsigkeit ihrer Gletschermühlen entsprangen die Seen der Talfurche: vom Pansdorfer See, dem lieblichen Badeplatz im Westen, bis zum Kunitzer Möwensee und zum Jeschkendorfer See im Osten und bis zum tiefen Koischwitzer See, in den einst die Mongolen Herzog Heinrichs Haupt geworfen haben sollen. Der Kunitzer See ist mit seinem reizenden Dorfbilde, seinem hohen Wellenschlag, seinem reichen Vogelleben sicherlich ihrer aller Krone, auch am weitesten hin bekannt durch die „Kunitzer Möweneier“. Einsamer bleibt der tückische, der „biese“ Koischwitzer See. Wo aber sollte der Liegnitzer baden, schwimmen, rudern, segeln, hätte er nicht seinen Pansdorfer See! Hochsommertag und Seestrand von Pansdorf, leuchtende Segel, wiegende Wellen, Jungmädchenlachen, Sonnenflirren, Möwenschlag — wie schön ist das! — Aber wenn der Frühling in Blust steht und, falls die Eisheiligen schon vorüber sind, die Gurkenpflanzen rings um die Stadt in langen Reihen über die Felder stolzieren, begleitet von den Lanzen der Zwiebelspitzen und von Weißkohlstengeln, dann wallfahrtet in langen Zügen, durch die bienenumsummten Kirschenalleen, das Ausflüglervolk von Liegnitz den Vorbergen zu nach Bremberg, zur lieblichsten Baumblüte, oder nach Dohnau, dahin, wo wilde Neiße und Katzbach unter der Elbrandshöhe sich vermählen, und weiterhin zu der Wiesenfläche von Krayn, wo unter den noch grünenden Schwestern uralt, geborsten und laubleer die Rieseneiche ragt, Zeuge von jenen Jahrhunderten, in denen der deutsche Ritter, der deutsche Mönch, der deutsche Bauer, von Franken und Thüringen kommend,

hier einzogen und unter dem Schutze Heinrichs des Frommen und der heiligen Hedwig in diesem Grenzgau der Staufenzeit Burgen und Klöster bauten und neue Dorfgebilde schufen und Ackerfurchen zogen, da, wo der träge Pflug des Slawen steckengeblieben war.

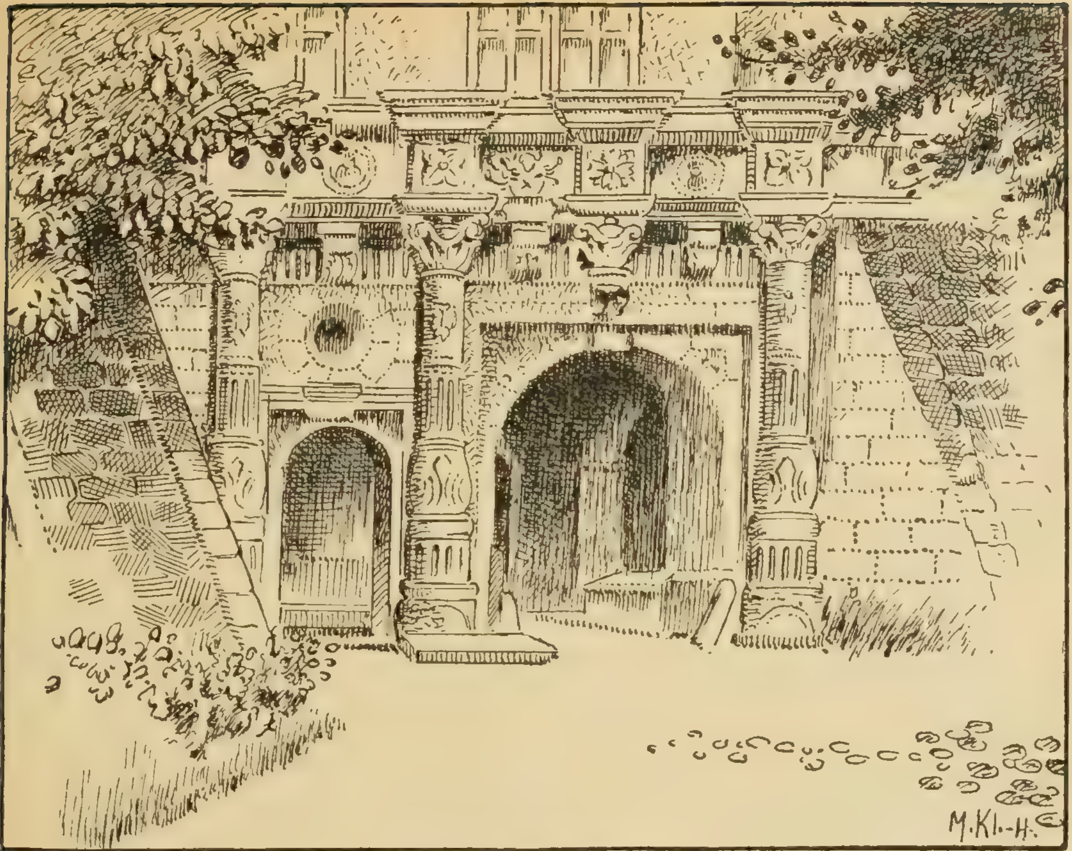
Diese „dicken Eichen" von Dohnau sahen Anno 1813 auch über die Krayner Brücke hin die Flucht der Armee Macdonalds, die, von den Hängen der Jänowitzer Hochfläche hinabgejagt, von den Russen Sackens und den Preußen Yorks, zwischen Weinberg und Dohnau zusammengekeilt in den Hohlwegen und abgesperrt durch das Hochwasser der „wütenden" Neiße, die Schlacht „an der Katzbach" schmählich verlor.

Das ist das zweitgrößte geschichtliche Ereignis unserer stolzen deutschen Volks- und Staatsentwicklung, das in der Liegnitzer Landschaft sich abspielt. Oder ist jenes andere größer noch, dessen Denkmal am Rande der Heide vom Rehberge bei Panten herüberschaut? Hier war es, wo Preußens größter König das Netz durchstieß, als er im Morgengrauen über Laudon herfiel und ihn mit blutigem Kopf nach Hause schickte, ehe der bedächtige Daun merkte, daß der Vogel ihm aus dem Garn gegangen war.

Vielleicht war es dieser Schlag von Liegnitz, am 15. August 1760, der Friedrich vor dem Zusammenbruch im Kriege bewahrte, der ihm Schlesien erhielt und uns Schlesier dauernd mit Preußen verband. Ist es aber so, dann verdankt Schlesien all seine wirtschaftliche Entfaltung, seine Straßen, seine Eisenbahnen, seine Staudämme, seine Kohlenbergwerke, Eisenhüttenwerke, seine Leinwand-, Woll-, Baumwoll, fabriken, Handelshäuser, Schulpaläste, Krankenhäuser — alle, alle — dieser Stunde am Rehberge bei Hummel und Panten.

Die „Siegeshöhe" aber, die man nach dem Rastplatz des „Alten Fritzen" vor jenem Kampf gewöhnlich mit dem Siege über Laudon verbindet, trägt ihren Namen schon aus dem Dreißigjährigen Kriege, nach dem Gefecht, in dem der Sachsenführer von Arnim mit den Kaiserlichen Pikkolominis die Waffen kreuzte. Damals war Liegnitz noch die herzogliche Stadt; erst 1675 trat der Erbfall ein, kraft dessen später Friedrich der Große sein Schwert ziehen sollte.

Aber die herzogliche Stadt hatte auch einmal stolze Träume; in ihren Mauern erwuchs der kühne Ambrosius Bitschen, der sie reichsfrei zu machen trachtete, der die Herzogin Hedwig vertrieb und mit seinem Bürgerheerbann aus der Stadt zog, um den Lübener Herzog Johann zu schlagen, als er den Versuch machte, die Vertriebene mit Waffengewalt zurückzuführen. Auf der Kriegskoppe bei Lindenbusch, an dem



Liegnitz, Schloßeingang.

Abfall jener Hochfläche, auf der auch die Siegeshöhe liegt, gegen das Bruchland hin, erfocht unter Ambrosius Bitschen das Liegnitzer Bürgertum seinen stolzesten Sieg. Den Lohn empfing Ambrosius Bitschen nach Menschenart ein paar Jahre später unter dem Beil des Henkers, dank der Scheelsucht, dank der Parteisucht, die damals und noch immer ein trauriges Merkmal und eine von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Schwäche deutschen Bürgertums war und ist. Aufgeblüht ist Liegnitz dann erst unter den Hohenzollern. Mit gutem Grund steht mitten in der Stadt auf freiem Platz Friedrichs des Großen eherne Gestalt, und am Eingang in die weiten wunderschönen Stadtparkanlagen erhebt sich das Reiterstandbild Wilhelms des Ersten; ihre Zeitalter waren auch die des Aufstieges der Stadt.

Heute leitet ein großes Netz von Kunststraßen aus der überaus fruchtbaren niederschlesischen Ebene, die unterhalb der Gebirgswälle auf die Oder hin sich entfaltet, die reichen Ernteerträge des schweren Weizen- und Rübenbodens und die üppigen Erträge der langen Kohl- und Gurkenfelder des berühmten Liegnitzer Kräuterlandes in die Stadt

hinein. Schienenstränge führen sie nach allen Richtungen ins deutsche Land, in die Großstädte Dresden, Berlin, Breslau, mit denen Liegnitz auf das beste verbunden ist. Weltruf haben die Liegnitzer Gurken- und Krauteinlegereien, von denen die Firmen Grolich, Otto & Rade, Pucher die bedeutendsten sind; die Liegnitzer Großsämereihandlungen, voran Titus Herrmann (R. Kemmler), und Gemüsegärtnereien wetteifern mit den berühmtesten Thüringens und des Spreewaldes.

Aber weiter noch reicht die Bedeutung der Liegnitzer Werkindustrie. Die Eisengießerei und Maschinenfabrik Teichert & Sohn, 1845 gegründet, die Sägewerkmaschinen und solche für die gesamte Holzindustrie herstellt, liefert in steigendem Maße ihre weltbekannten Erzeugnisse besonders nach Südamerika und Niederländisch-Indien; die Gubisch-Maschinenwerke haben neuerdings wieder große Aufträge für Argentinien erfüllt; die Ceres-Werke beliefern vor allem Osteuropa mit landwirtschaftlichen Maschinen; der Seilerflügel aus der Pianofortefabrik Ed. Seiler, der Liegnitzer Ringtisch, dessen Platte mit drei Griffen in wenigen Sekunden um fünfzig Zentimeter vergrößert werden kann, hergestellt in der Kunstmöbeltischlerei von G. Fritsche & Co., sind erstklassige Erzeugnisse des Liegnitzer Gewerbefleißes und haben Kaufkraft in ganz Süd- und Westeuropa, Nordafrika und Amerika; die Liegnitzer Wollwarenfabrik Merkur hat in den Balkanländern, Kleinasien und Ägypten ihre stärksten Absatzgebiete.

Und wie die deutsche Industrie überhaupt, so ist auch die von Liegnitz trotz der ungünstigen Weltlage eifrig und mit Erfolg an der Arbeit, neue Eroberungen zu machen und Deutschlands alten Ruhm über Land und Meer zu tragen.

Nicht mit fieberhafter Eile, sondern in gesunder, stetiger Entwicklung ist mit seiner Industrie und seinem gesteigerten Wohlstand der alte Residenzplatz der Piasten gewachsen, am stärksten seit Wilhelms II. Tagen. Nun hat die Stadt die Arme weit ausgereckt nach Süden, Südost und Osten, hat die Hochfläche der Siegeshöhe fast erklommen, eine prächtige Villenvorstadt dort vorgelagert, die Parkwaldgehölz umkränzt, vom Matthäushügel leicht überragt.

Freundlich und friedlich liegt sie da vor dem Beschauer, die Königin dieser Landschaft, mit ihren roten Türmen, ihren roten Dächern, ihren grünen Gärten und Baumreihen, sich hineindehnend in die weite Ebene nach Osten. Die Wahlstätter Türme grüßen herüber, und hinter ihnen lugt der Zobtenberg über den Horizont, der schon weit weg über die mittelschlesische Felderflur den Weg nach Breslau weist.

Es ist der Blick auf Arbeit, Fleiß und irdischen Segen. Aber die Seele will mehr: sie sucht nach einem Schauen, das sie erheben und erlösen soll. Und das liegt in diesem Blick nicht. Da muß der Liegnitzer seiner Stadt entschlossen den Rücken kehren und die letzten Stufen des in der Ebene sich senkenden Landes wieder emporsteigen — dann steht vor seinem Auge über den ruhig geschwungenen Waldhöhen der Heßberge und des schönen Willmannsdorfer Hochberges wieder die feierlich große Linie der Sudeten. Dann wird die Seele frei und licht. Und dann fühlt der im Anschauen Versunkene, daß er und seine Liegnitzer Landschaft zu dieser deutschen Mittelgebirgswelt gehören, die sie so weit von sich auf den letzten fernen Vorposten gestellt hat, von dem sie in alle Ewigkeit niemand ablösen kann.

Die Schlacht an der Katzbach.

Von Hans Zuchhold.

Die Katzbach und die Neiße verstanden sich gut.
Vor den Welschen bargen sie tief ihre Wut.
Als sie kamen, flossen ihre Wasser so sacht.
„Komm über!“ haben sie leise gelockt und gelacht.
Da folgten die Franzosen über die Katzbach her;
Wie Pharaos Hochmut den Juden über das Meer,
Folgten sie den Preußen über Brücken und durch Furten;
Die Wasser unter ihnen zischten und murrten.
Und als sie über die Neiße kamen — — wie ein Wall
Hinter ihnen türmte sich der Wogenprall.
Seine weißen Arme hob drohend der Fluß empor;
Gellend brüllte sein Haß den Betrog'nen ins Ohr.
Die Schleusen des Himmels brachen mit einem Mal;
Der Gotteszorn der Sintflut rauschte ins Tal.
Das Rinnsal ward zum Bach und zu Strömen die Bäche,
Die weite Au eine gurgelnde Wasserfläche.
Da klommen die Welschen hinauf die steilen Höhen;
Kaum konnten sie den Feind, von Regen blind, erspähen.
Aber in ihre Reihen Verderben spie
Aus ehernem Rachen die Artillerie.
Und als genug Franzosen hinaufgestiegen waren,
Sind die Grenadiere Yorks unter sie gefahren.
Mit Schießen hielten sie da nicht lang' sich auf;
Mit dem Kolben gingen sie dran im Lauf.

Mit dem Kolben hat das Fußvolk den Berg attackiert;
Die Feinde standen, Karree formiert —
Durch stummen Grimm und Trotz nur minutenlang
Das Knirschen und Knacken brechender Schädel klang.
Das welsche Bataillon, Karree formiert,
Hat keine Hand zum Schuß und zum Schlage mehr gerührt.
Glied hinter Glied brach nieder in das Gras — —
Denn der märkische Bauer versteht keinen Spaß.
Da konnten Jürgas' Reiter ihren Zorn nicht mehr zügeln;
Die Welschen warfen sich herab von den Hügeln.
Doch aus den Schluchten mit dem Sturm und dem Regen
Wallten ihnen mächtige Reiterwogen entgegen.
Und die Woge wuchs mit reißenden Stromes Schnelle,
Trieb vor sich her die preußische Angriffswelle.
Seinen Degen zog da der Feldmarschall;
„Hurra!" rief der Alte. Ihm folgten sie all'.
Die ganze Kavallerie, Schwadron an Schwadron,
Und die Infanterie, Bataillon an Bataillon,
Brach vor zum Sturm mit des grimmen Bären Wucht.
Hei, wandten die Franzosen jäh sich zur Flucht!
Stoß und Schlag und Sieg und Trompetengeschmetter!
Wie Blätter im Herbst, wie Ähren im Hagelwetter
Fielen die Franken. In den Nacken
Wie eine Pantherkatze sprang ihnen Sacken.
Da stürzten sie herab die steilen Hänge,
Reiter und Rosse und Wagen und Geschütz im Gedränge.
Die Flucht ward Tod, der Kampf ward Mord.
Mit den reißenden Bächen riß es die Menschen fort.
Von allen Höhen schoß Wasser und Flucht herab;
Die Neiße tat auf ihr tiefes Grab;
Der Schwimmenden viele nahm sie an ihre Brust
Und trug sie zur Katzbach in grausamer Lust.
Denn die Katzbach und Neiße verstanden sich gut,
Ihre weißen Arme färbten sich rot mit Blut.
Und sie sangen ein Lied, das klang die ganze Nacht:
Heute hat der Herr ein Ende gemacht!
Noch ein Hauch, und des Korsen Macht zerstiebt wie Spreu —
Vorwärts, Vater Blücher! Deutschland wird frei!

Aus: Hans Zuchhold, Drei Kränze. Gedichte. Glogau, Oskar Hellmann.

Michael Willmann, der schlesische Raffael.

Von Agnes Siebelt.

In den alten Totenverzeichnissen der ehemaligen Zisterzienserabtei Leubus in Schlesien ist neben all den Namen der Stifter, Wohltäter und Freunde des Konvents, die dort verzeichnet stehen, die folgende Eintragung zu finden: „Item a. 1706 (26. Aug.) ob. Michael Leopoldus Willmann, Pruthenus Regimontanus, expletis fere 76 aetatis annis, a picturä excellentia temporum nostrorum Apelles et Ecclesiae hujus splendor, ultra 40 annos incola Lubensis et familliaris noster.“ („Inzwischen starb im Jahre 1706, am 26. August, Michael Leopold Willmann, ein Preuße aus Königsberg, nach fast vollendetem 76. Lebensjahr, ob der Vortrefflichkeit seiner Malerei der Apelles unserer Tage und hiesiger Kirche Zierde, über 40 Jahre Einwohner von Leubus und unser Hausgenosse.“) Dieser ehrenvolle Nachruf gilt Michael Willmann, jenem Maler, der sich durch den hohen Kunstwert seiner Bilder wie durch seine beinahe einzig dastehende Schaffenskraft bei seinen Zeitgenossen den Beinamen „Apelles“ oder „Schlesischer Raffael“ erworben hat. Noch heute, nach zweihundert Jahren, hat der Name Willmann einen guten Klang; gehören seine Bilder doch zu den größten Kunstschätzen einer bedeutenden Anzahl Kirchen Schlesiens, besonders der der ehemaligen Klöster von Leubus, Grüssau, Warmbrunn, Heinrichau, Kamenz. Doch kann man seine Kunst auch im Museum zu Breslau wie in vielen dortigen Kirchen bewundern. Außerdem bergen zahlreiche im schlesischen Lande zerstreut liegende Gotteshäuser Gemälde dieses Malers von großem künstlerischen Werte. Nachforschungen haben ergeben, daß solche sich auch im Privatbesitze befinden.

Um die Ehre, der Geburtsort des später so gefeierten Künstlers zu sein, streiten sich verschiedene Orte, Pillau bei Königsberg in Preußen, Potsdam, Königsberg selbst. Alle Anzeichen aber sprechen dafür, daß die letztgenannte Stadt es ist, in der Michael Willmann das Licht der Welt erblickte. Als er geboren ward, lohte allerorten im deutschen Vaterlande die Brandfackel des Dreißigjährigen Krieges, und nur in einer verhältnismäßig großen Stadt war es bei der Ungunst der Zeitverhältnisse möglich, daß der Vater unseres Künstlers, Peter Willmann, ein Maler, seinen Erwerb durch Unterricht in der Öl- und Freskomalerei fand. Auch über das Geburtsjahr Michael Willmanns herrschen Zweifel; doch wird allgemein das Jahr 1629 dafür angenommen. Als der Knabe heranwuchs, führte ihn sein Vater in seine Kunst ein und ließ ihm

eine vortreffliche Ausbildung geben. Michael, der neben dem Namen des Streiters Gottes, den er später mehrfach verherrlichte, auch den Namen des heiligen Lukas, des Schutzheiligen der Malerzunft, trug, besuchte die Domschule in Königsberg, an welcher der durch sein Lied „Ännchen von Tharau“ berühmt gewordene Simon Dach als Rektor wirkte. Daß der Knabe seine Schulzeit genutzt, dafür sprechen die reichen Kenntnisse auf dem Gebiete der Sagenkunde und Geschichte, seine Gewandtheit, die lateinische Sprache zu gebrauchen, die Sicherheit in Behandlung religiöser Fragen, die ihm eigen war.

Der Umgang mit Männern der Wissenschaft und mit den Musensöhnen der Universität Königsberg, die sich zu der damals weit berühmten „Königsberger Dichterschule“ vereinigt hatten, übte einen nachhaltigen Einfluß auf den mit Geist und Phantasie begabten Knaben aus. Vor allem aber der Verkehr mit Simon Dach, den der häufige Aufenthalt in der Werkstätte von Michaels Vater zu dem Liede veranlaßt hatte, das unserem Künstler in späteren Lebenslagen oft zum Troste werden mußte:

Wie kann bald Reichtumb dich verlassen,
So bist du elend genug daran;
Kunst aber wird dich stets umbfassen,
Sie nähret treulich ihren Mann.
Ein andrer hält' auf Geld und Gut;
Ich liebe Kunst und freien Mut . . .

Muß gleich die Kunst nach Brote gehn,
Wie man von ihr verächtlich schwätzt,
So will ich dennoch bei ihr stehn,
Weil sie mich inniglich ergetzt.
Ein andrer hält auf Geld und Gut;
Ich liebe Kunst und freien Mut . . .

Die sorgfältige Anleitung, die er daheim erhalten, blieb das beste Erbteil, das Michael aus dem väterlichen Hause mit hinwegnahm, als der Vater erkannte, daß der talentvolle Sohn zu seiner ferneren Ausbildung andere Stätten aufsuchen müsse. Damals war es die vielgerühmte niederländische Schule, die alle Jünger der Kunst anzog, und auch Michael Willmann drängte es mächtig gen Amsterdam. Seinem Vater wohlgesinnte Kaufherren Königsbergs gaben dem sechzehnjährigen Jünglinge Empfehlungsbriefe mit, die ihm sowohl die Seefahrt von Königsberg bis Amsterdam erleichterten als auch zu einer freundlichen

Aufnahme in Amsterdam verhalfen. Bald war er der Schule eines wackeren Meisters eingereiht. Doch mehr noch als der tüchtigen Ausbildung durch J. de Backer verdankte er dem Studium der Werke von Rubens, van Dyk, Rembrandt. Der letztgenannte besonders war es, der auf den strebsamen Jüngling einen bleibenden Einfluß ausübte. Willmann vertiefte sich so völlig in die Art Rembrandts, daß die von ihm angefertigten Nachbildungen vielfach für dessen Schöpfungen gehalten wurden. In kurzer Zeit hatte er sich eine erstaunliche Fertigkeit sowohl im Zeichnen und in der Farbengebung, wie im selbständigen Entwerfen von Gemälden angeeignet. Außerdem sammelte er eine Fülle von Nachbildungen der großen Meister, welche ihm im späteren Leben zur Fundgrube neuer Anregungen wurden. In Amsterdam erwarb er sich auch große Fertigkeit im Handhaben der Radiernadel, die er später ebenso sicher wie Pinsel und Palette zu gebrauchen verstand.

Nachdem Michael Willmann ungefähr drei Jahre in den Niederlanden zugebracht hatte, zog es ihn nach Deutschland zurück. Gern hätte er damals das Ziel aller strebenden Künstler, Rom, aufgesucht, allein die Zeitumstände waren ungünstig, und der Beutel des jungen Mannes war leer. Es schien ihm daher geboten, sich nach lohnenden Aufträgen umzusehen, und er hoffte diese zu Berlin, am Hofe des kunstliebenden Kurfürsten Friedrich Wilhelm, zu erhalten. Dieser war eben dabei, die Bildersammlung seiner Hauptstadt ins Leben zu rufen, und wohl geneigt, junge Talente zu unterstützen. Willmann durfte für seinen Landesherrn außer einer Anzahl von Gemälden, deren Stoffe der Sagenkunde entnommen waren, die Schlacht bei Fehrbellin malen, ein Bild, das den Kurfürsten derartig befriedigte, daß er Willmann zu seinem „Hofmaler“ ernannte. Die zu damaliger Zeit entstandenen Bilder kamen zum Teil nach Potsdam, zum Teil nach Charlottenburg und sollen bei der Plünderung dieser Stadt im Jahre 1760 vernichtet worden sein. So sehr Willmann in Berlin gefeiert wurde, so zeigte es sich doch bald, daß der Ehrentitel, den er sich erworben, nicht zum Lebensunterhalte ausreichte. Weder der Große Kurfürst, von politischen Sorgen in Anspruch genommen, noch Privatpersonen boten Willmann genügend Beschäftigung, und so griff der Künstler wieder zum Wanderstabe und wandte sich zunächst nach Prag. Hier kopierte er fleißig in der vom Kaiser Rudolf gegründeten Sammlung und entwarf auch einige eigene Bilder; man nennt eine heilige Barbara, einen Sankt Laurentius und Sankt Andreas, die in der genannten Sammlung Aufnahme fanden. Neue Kriegsunruhen nötigten den Künstler jedoch, in

seine Vaterstadt Königsberg zurückzukehren. Auf der Reise dahin durch Schlesien und Polen berührte er Breslau, wo er, wie berichtet wird, anregende Kunstwerke zeichnete und kopierte.

Ob Willmann bei seiner Rückkehr in die Heimat seine Eltern noch lebend vorfand, oder ob sie bereits gestorben waren, ist nicht festgestellt; jedenfalls blieb der Künstler nicht lange in Königsberg, sondern kehrte, des Umherwanderns müde, nach Breslau zurück, in der Absicht, sich hier eine bleibende Stätte zu gründen. War diese Stadt doch am wenigsten unter allen deutschen Hauptstädten von den Unbilden des Krieges berührt worden. Willmann rechnete mit dem Kunstsinne der Bürger und erhielt tatsächlich viele Aufträge, da er der einzige Maler von Begabung am Orte war. Von seinen Zeitgenossen ward er freilich mit scheelen Augen angesehen. Die Malerinnung sah in ihm einen Eindringling, dem sie das Bildnismalen untersagte. Tatsächlich sind aus jener Zeit keine „Konterfeiten" von Willmann vorhanden. Diese Einschränkung hatte zur Folge, daß Willmann sich nun der Geschichtsmalerei zuwandte. Im übrigen sagte er sich völlig von der zopfigen Gesellschaft der Malerzunft los und verließ sich auf sein Zeichentalent. Bald auch ward man auf den Hofmaler des Kurfürsten von Brandenburg aufmerksam. Die Vornehmen gaben ihm Aufträge, und ein Bild von ihm, das „Göttermahl", fand Platz in der Gemäldesammlung des Grafen von Berg. Hier war es in der besten Gesellschaft; enthielt die Sammlung doch Bilder von Albrecht Dürer, Lucas Cranach, Quintin Messys, Holbein, Tizian, Correggio, Salvator Rosa, Paul Veronese, Guido Reni. Damals schon scheint Willmann religiöse Stoffe bevorzugt zu haben. Es ist erwiesen, daß er eine „Passion" für die Zisterzienser von Grüssau malte, die später von Kupferstechern vervielfältigt wurde. Doch kehrte er vorläufig wieder zu geschichtlichen Gemälden zurück, wozu ihm die Zeitläufe Stoff gaben. Als die Schweden endlich das von ihnen ausgesogene Land verlassen hatten, entwarf Willmann ein Wandgemälde, das in den Besitz des Augustinerordens auf dem Sande zu Breslau kam und heute noch vorhanden ist. Es ist in genialen Zügen ausgeführt und zeigt die Allegorie des nach verzweifeltem Kampfe erlangten Friedens. Auf hohem Wolkenwagen thront der Herr der Heerscharen, während die gänzlich erschöpften Krieger sich vor ihm beugen und die Waffen niederlegen. Die Unterschrift:

„Da pacem Domine in diebus nostris!
Nimm uns auf, Herr, in Deinen Schutz;
Steu'r dem Krieg, brich der Feinde Trutz!"

ist der Notschrei gepreßter Herzen beim Anblick so großer Verheerungen.

So beliebt Willmann sich bereits in Breslau gemacht hatte, so würde ihn die Not der Zeit, in welcher wenig Aussicht auf größere und lohnende Aufträge war, jedenfalls gezwungen haben, Schlesien wieder zu verlassen, wenn ihm ein gütiges Geschick nicht einen Mann in den Weg geführt hätte, dessen Bekanntschaft maßgebend für sein ferneres Leben werden sollte. Es war dies Abt Arnold Freiberger von Leubus. Diesem Manne verdankt Schlesien seinen Willmann.

Abt Freiberger, aus Spandau gebürtig und 1636 zur Regierung des Stiftes Leubus gelangt, mußte, um den Verheerungen des Krieges zu entgehen, mit seinen Mönchen nach Breslau flüchten, um dort im „Leubuser Hause“ eine zehnjährige Verbannung durchzumachen. In dieser Zeit lernte der Abt, ein kunstsinniger Mann, Willmann kennen und schätzen. Als die Stürme des Krieges sich einigermaßen verzogen hatten, kehrte Abt Freiberger nach langen Verhandlungen mit den Schweden nach Leubus zurück, fand aber anstatt der ehedem blühenden Abtei nur Ruinen vor. Doch der tatkräftige Mann verzagte darob nicht. Wenn auch nur über geringe Mittel verfügend, da die Stiftsgüter unangebaut lagen, ging er alsbald daran, neues Leben aus den Trümmern erstehen zu lassen. Vor allem beabsichtigte er, die Klosterkirche „Mariä Himmelfahrt“ auszubessern, und er übertrug die erforderlichen Malereien Willmann. Mit Freuden ging der Künstler auf des Abtes Vorschlag, ihm gänzlich nach Leubus zu folgen, ein. Sah er doch dort ein unabsehbares Feld der Arbeit vor sich und zugleich die Möglichkeit, sein Talent voll und frei entfalten zu können. Mit einem Schlage war er über alle Mühsale des Lebens hinaus; denn die Zisterzienser nahmen ihn wohlwollend auf und sahen in ihm neun Jahre hindurch einen lieben Hausgenossen. Mit dem Abte verband ihn ein so herzliches Freundschaftsverhältnis, daß die Legende entstand, Willmann sei selbst ein Glied des Zisterzienserordens gewesen. Dieses Gerücht fand weitere Nahrung, als der Künstler, ein Sohn frommer evangelischer Eltern, zum katholischen Glauben übertrat. Daß Willmann niemals dem Orden der Zisterzienser angehört hat, wird dadurch bestätigt, daß er im Alter von etwa vierzig Jahren die Witwe des Hofagenten Lischka, geborene Schulzin aus Breslau, heiratete. Schied Willmann durch seine Verheiratung auch aus dem Kloster, um ein eigenes Heim in dessen Nähe zu beziehen, so blieb er doch nach wie vor in regstem Verkehre mit den Mönchen, und sein Gönner zog ihn fast täglich zur Tafel.

Dem ersten großen Werke, das Willmann in Leubus schuf, dem Hochaltarbilde „Mariä Himmelfahrt“, folgten noch über sechzehnhundert andere Gemälde. Eine seiner bedeutendsten Schöpfungen ist die Ausmalung der Sankt Josephskirche in Grüssau unter dem Abte Bernardus Risa. Die herrlichen Wandmalereien entzücken noch heute den Kenner und zeugen von außerordentlicher Schöpferkraft des Künstlers. Diese einundsechzig Gemälde, die allein die Sankt Josephskirche zu Grüssau enthält und welche die Abstammung, Verwandtschaft, Freuden und Leiden des heiligen Joseph darstellen, wären geeignet gewesen, einen Künstler vollauf zu beschäftigen, und dennoch hat Willmann außerdem noch so unendlich viel Großes geschaffen. Daß unter all dem auch Minderwertiges unterlaufen ist, daß manches, was von seinen Schülern stammte, dem Meister selbst zugeschrieben wurde, war unausbleiblich. Immerhin aber besitzen wir von ihm selbst eine Fülle von Schöpfungen, die durchweg außerordentliche Erfindungsgabe und eine oft feurige Phantasie zeigen. Selbst da, wo er Stoffe anderer Meister benutzte, eignete er sich solche so an, daß sie kaum wiederzuerkennen sind. Er besaß geläuterten Geschmack und befleißigte sich auch dort, wo er für verschiedene Orte dieselben Gemälde zu malen hatte, der Mannigfaltigkeit in Anordnung und Ton. Er führte einen sicheren, kecken, markigen Pinsel. Seine Lichteffekte erzielen stets fesselnde Wirkungen auf den Beschauer. Seine Farbengebung kennzeichnet ihn unter allen Malern. Selbst ein minder geübtes Auge vermag bei Vergleichungen des Meisters Eigenart herauszufinden und erkennt ihn nach Zeichnung und Auffassung sofort auf Landschaften wie auf Geschichtsbildern wieder. In der Muskulatur erinnert bei ihm vieles an Michelangelo, anderes an Peter Paul Rubens. Aber Rembrandt blieb sein vorzüglichstes Vorbild. Nach Willmanns Tode wurden viele seiner Arbeiten ins Ausland zerstreut, und manches seiner Werke ziert Gemäldesammlungen in Deutschland, England, Holland und Frankreich.

Als Mensch erfreute sich Willmann des besten Rufes. Er galt als ein gütiger, liebenswürdiger Mann, der, wiewohl er sich nach Künstlerart mit einem feinen Sammetwams bekleidete, jeder Ziererei abhold war und sich niemals zum Tragen einer Allongeperücke entschließen konnte. Dem Abte Freiberger, der ihn in eine angenehme und sorgenfreie Lebenslage gebracht hatte, war er in treuster Freundschaft ergeben, malte vielfach sein Bildnis — eines der Bilder befindet sich im Museum zu Breslau — und gab jedem der Bildnisse, welche der Freund bei ihm bestellte, außer dem eigenen Namenszuge das Stifts-

wappen und die Anfangsbuchstaben seines Gönners: A. A. L. (Arnoldi Abbatis Lubensis) bei. Als der Abt 1672 hochbetagt starb, radierte Willmann sein Bild nach der Natur im Profil und gab dem Kupferstecher Tscherning Gelegenheit, das Blatt zu verbreiten. Auch die Nachfolger Freibergers blieben dem Künstler gewogen. Als die Äbte der schlesischen Zisterzienserklöster im Jahre 1699 das Generalkapitel zu Zisterz besuchten, rühmten sie die namhaften Leistungen des Künstlers den Prälaten des Auslandes, was Willmann neuen Ruhm einbrachte.

Wie bereits erwähnt, hatte sich Willmann bei seiner Verheiratung ein eigenes Heim gegründet. Im Dorfe Leubus erwarb er eine Großgärtnerstelle, die er später noch durch Ankauf des an der Oder gelegenen Weinberges nebst dem Töpfergarten und dem Ziegelberg erweiterte. Auf diesem Besitztum schuf er sich eine ganz seiner Eigenart entsprechende Heimstätte. Das einfache, nur mit Schindeln gedeckte Haus barg eine Anzahl Räume, die wohl alle durch die Hand des Meisters geschmückt waren. Sorglich ist das Häuschen von den späteren Geschlechtern in Ehren gehalten worden, bis es ein Flugfeuer im Jahre 1849 bis auf den Grund vernichtete. In diesem Hause waltete Willmann nicht nur als Künstler, sondern auch als liebevoller Gatte und Vater. Neben seinem Stiefsohne Lischka besaß er sechs eigene Kinder, einen Sohn und fünf Töchter. Die beiden Söhne unterwies er in der Malkunst, und sie sind selbst nicht unbedeutende Maler geworden, ohne indessen die Größe des Vaters zu erreichen. Eine seiner Töchter verfügte gleichfalls über ein schönes Maltalent, das jedoch nicht zur Entfaltung kam, da sie in das Dominikanerkloster zu Breslau eintrat. Eine zweite Tochter nahm den Schleier der Ursulinerinnen zu Breslau. Eine dritte starb früh, während zwei andere sich verheirateten, die eine mit dem tüchtigen Maler Neunberg zu Breslau, der ein Schüler Willmanns war. Als ein Ausdruck seines glücklichen Ehelebens gilt das in Breslau sich befindende Bild „Der Mutterkuß". Maria sitzt mit dem siebenjährigen Jesusknaben, der vor ihr steht, auf der Ruhe in Ägypten unter einem Baume, aus dessen Zweigen die Engel dem heiligen Josef Früchte reichen. In seliger Mutterfreude zieht Maria ihren Sohn an die Brust. Dieses überaus liebliche Bild soll die Züge der Gattin Willmanns und seines Stiefsöhnchens tragen, wie die Sage berichtet. Willmann verstand dem Ganzen eine so hohe Weihe zu geben, daß es in vielen Kopien verbreitet wurde und noch heute hochgeschätzt ist.

Ganz natürlich drängten sich zu dem gefeierten Meister im stillen, von der Poesie des Eichenwaldes und der herrlichen Stromlandschaft

umgebenen Leubus viele Schüler, und er war auf dem besten Wege, eine schlesische Malerschule ins Leben zu rufen. Er bildete, wie schon erwähnt, seinen Stiefsohn Lischka heran, dessen Leistungen selbst in Gemäldesammlungen Aufnahme fanden, ferner seinen Sohn Michael Leopold, welcher ihm bei der Ausführung der Freskogemälde in Grüssau zur Hand ging, leider aber schon im Alter von fünfunddreißig Jahren starb, Jakob Eibelwisser, Neunherz, Justus von Bentum aus Leyden, der die Fresken im Fürstensaale zu Leubus malte, Hoffmann, bekannt durch die Kuppelfresken in der Gnadenkirche zu Hirschberg in Schlesien, Ignatz Mosler und Kretzschmer, die dem Künstler bei der Ausschmückung des Domes zu Groß-Glogau behilflich waren. Auf Anregung Willmanns kam auch Franz de Backer aus Amsterdam, in dessen Hause er selbst als junger Mann Aufnahme gefunden, nach Breslau, wo noch verschiedene seiner Gemälde vorhanden sind.

Endlich sollte auch der Arbeitskraft des unermüdlichen Künstlers ein Ziel gesetzt sein. Am 26. August 1706 nahte sich ihm der Todesengel. Er hatte ein Alter von sechsundsiebzig Jahren erreicht, von dem er volle sechsundfünfzig Jahre der Ausübung der religiösen Kunst geweiht hatte. Sein Leichnam wurde einbalsamiert und in der Konventualgruft beigesetzt. Seine Gattin überlebte ihn um fünf Jahre, die sie zur Ausübung von Werken der Frömmigkeit und der Nächstenliebe benutzte.

Die Oder.

Von Friedrich von Logau.

Alle Flüsse gehn ins Meer,
Alle kommen auch dorther.
In die Ostsee gehet zwar
Unsre Oder, das ist wahr,
Aber tut auch ihre Flut
Unsrer Oder viel zugut'?
Ostsee, du hast Schmuck und Gold
Zwar von uns hinweggerollt,
Doch was du zurückgebracht,
Werde dir dereinst gedacht [1]).

---

[1]) Anspielung auf die Schwedenherrschaft über das Mündungsgebiet des Flusses während des Dreißigjährigen Krieges.

Von Maltsch bis Glogau auf der Oder.

Von Bruno Clemenz.

I.

Die Oder ist der größte Feind der schlesischen Erde —; sie geht von Anbeginn darauf aus, die schlesische Erde zu vernichten, zu verwüsten. An allen Enden und Ecken Schlesiens hat sie ihre Zuträger, die ihre Wühlarbeit verzehnfachen, verhundertfachen. Auch in der Nacht wird gewühlt, damit nur das bißchen schlesische Erde recht bald unterwühlt werde! Und der Kampf geht weiter — denn die abgerissene, erwühlte Erde wird auf dem Rücken aus dem Lande getragen, sogar weit außer Landes, und ins Meer geworfen!

Ohne Scherz: die Oder trägt schlesisches Land langsam zum Meere, und die Katzbach, der Bober, die verschiedenen Neißen sind ihr dabei behilflich, und wehren kann das niemand. Viele Millionen Kilogramm Erde sind es, die Jahr um Jahr ins Meer getragen und versenkt werden.

Das wollte ich vorausschicken, ehe ich von den guten Seiten der Oder spreche. In der Regel spricht man nur von den Vorzügen; aber es ist der Beruf der Flüsse, daß sie das Hohe erniedrigen und das Bergland abtragen. Dagegen wird also nichts zu machen sein; auch Talsperren und dergleichen technische Erfindungen helfen dagegen nicht. Glücklicherweise ist ein guter Vorrat da, so daß noch ein paar Zehntausende von Jahren vergehen dürften, bis das letzte Stückchen schlesische Erde anderswo wieder aufgebaut ist. Die Natur gibt aber, wo sie nimmt. Und mannigfaltig ist der Nutzen, den die Oder, den Schaden gutzumachen, spendet. Sie macht oben in den Gebirgen harte Felsstücke los und zerreibt sie allmählich zu weicher Erde und beschenkt damit die Täler. Wo sie hinkommt, erfrischt sie rechts und links die dürstenden Äcker und Wiesen. Und sie ist geduldig wie das „Schiff in der Wüste"; denn sie gestattet, daß man ihren Rücken mit Millionen von Zentnern belastet, die sie zum Teil selbst vorwärtsschiebt. Von den kleineren Annehmlichkeiten gar nicht zu reden, die Wassermüller, Gerber, Fischer und ähnliche Wasserleute von der Oder haben. Wir wollen aber eines hohen Wertes nicht vergessen, den solch ein Strom für unser Land hat. Er bringt Leben und Schönheit! Würden die Oderwasser einmal versiegen, so müßten Milliarden Lebewesen umkommen (einschließlich der Mücken!), nicht nur die Oderzander und Oderwelse, sondern auch viele andere kleinere und größere Tiere. Und gar erst die Pflanzen! Mit

den schönen Oderwäldern wäre es für immer aus, und was würde damit für ein Reichtum an Pflanzen zugrunde gehen!

Die Schönheit der Stromlandschaft wird uns inne, wenn wir am Flusse weilen. Ein unerklärliches Etwas hält uns lange im Bann, und wir könnten stundenlang dem stummen Spiel der Wellen zusehen, in die Wälder schauen, wenn uns nicht immer ein Reiseprogramm fortzöge. Denken wir ferner an die schönen Stadtbilder, denen die Oder Reize verleiht. Man kann sagen, daß viele Städte an Wirtschaftskraft und Anziehungskraft stark verlieren würden, wenn es keine Oder gäbe. Als wir noch keine Landstraßen hatten, zogen die wandernden, handelnden, reisenden Menschen den Flüssen nach. Denn geht's auch krumm, so geht's doch bestimmt vorwärts, dem Meere zu.

Also ist es nicht bloß die Poesie, die uns hinzieht zum Wasser. Wir lernen Wesen und Leben des Stromes verstehen, wenn wir einmal mit ihm oder auf ihm reisen. —

Maltsch wäre gewiß nicht das, was es ist, ohne Oder. Über dem noch größtenteils dörflich gearteten Uferorte schwebt ein Hauch von Wasser und frischem Leben. Am Ufer ist die Quelle. Dort bietet jede Stunde andere Bilder, dort ist Zusammenhang mit der Welt, dort ist Arbeit und Verdienst. Da hierher die kürzeste Linie zielt, die man vom niederschlesischen Bergwerksgebiet zur Oder ziehen kann, ließ Friedrich der Große eine bedeutende „Steinkohlenstraße“ von Freiburg bis Maltsch anlegen. Noch 1840 wird Maltsch als „Sitz der Steinkohlen- und Koksspedition für Niederschlesien“ bezeichnet. Damals hatte es schon 1100 Einwohner — heute 2400. Damals wurden hier bei zwei Schiffswerften „Schiffe gebaut, die bei 1400—1500 Zentnern Tragkraft nur sieben bis acht Zoll eintauchen“. Heute leisten die größten Oderkähne das Sechs- bis Siebenfache und haben nur 1,1 Meter Tiefgang! Heute sind nicht allein Steinkohlen das Hauptladegut, sondern auch Ziegel, Mehl, Getreide, Rüben, Zucker.

Erweckt schon die Betrachtung eines Ortes in verhältnismäßig ruhiger Wirtschaftszone den Eindruck, daß die Oder eine Lebensader ist, so steigert sich diese Vorstellung, je länger man den Fluß befährt. Unsere Fahrt geschah in einer durch Niedrigwasser kurz gehaltenen Zeit, welche dem Schiffsverkehr Grenzen zieht, und dennoch ergab eine Berechnung nach sicheren Anhaltspunkten, daß der Strom in diesen Tagen durch rund tausend Fahrzeuge, für einen Augenblick und von Grenze zu Grenze Schlesiens gerechnet, belebt wird. Das ergibt, daß uns auf jedem zurückgelegten Kilometer mindestens zwei Fahrzeuge begegnen müssen.

Es waren ihrer aber weit mehr, obschon der Tag ein Sonntag war. Maltsch hat Aussichten auf Zunahme des Personen- wie des Güterverkehrs. Je mehr Hinterland nämlich durch Eisenbahnen erschlossen wird, um so größer wird die Benutzung von Hafen und Strom.

Am Bahnhof Maltsch, auf der Fähre, am Ufer des Oderwaldes, erblicken wir große Mengen zerlegter Eichenstämme, darunter solche von recht ansehnlichen Bäumen. Sie stammen sämtlich aus den Schatzkammern des Oderwaldes, der größtenteils staatliches Eigentum ist. Unendliche Werte liegen in seinem wirtschaftlichen und ästhetischen Bereich; in der hygienischen Bedeutung treffen materielle und ideelle Werte zusammen. Das zeigen und machen deutlich fühlbar die Uferbilder, die man auf einer Oderfahrt zu sehen bekommt.

Wir befahren ein breit ausgewaschenes Odertal. Gerade in der Leubuser Krümmung hat der Strom tüchtige Arbeit geleistet. Hier durchbricht er zum erstenmal den Schwarm von sandigen Hügeln, die von Ost nach West streichen und den Norden Nieder- und Mittelschlesiens ziemlich gleichartig gestalten. Wir haben den herrlichen, frischgrünen Oderwald zu beiden Seiten. Links jedoch spiegelt sich ein Ungetüm zuvor in dem Fluß, die große Zellulosefabrik, die in der Nähe von Maltsch aufgemacht wurde. Dann beginnt eine wunderbare Ruhe zwischen Wald und Wasser erquickend auf Nerven und Seele zu wirken, nur selten einmal durch einen industriellen Laut vom Ufer her unterbrochen. Zur Rechten schauen wir den Riesenbau des Klosters Leubus, das größte Gebäude einheitlicher Art auf dem europäischen Kontinent; denn selbst das Eskorial in Madrid, die Königsschlösser in Berlin, Schönbrunn und Prag, bleiben hinsichtlich der Länge hinter dem Prachtbau, der, gerade vom Wasser aus gesehen, zur vollen Geltung kommt, zurück. Der Kreml von Moskau ist eine Vielheit von Gebäuden und damit nicht vergleichbar. Schon dieser Umstand sollte veranlassen, dem Bauwerk Interesse entgegenzubringen. Daß es auch geschichtliches und vor allem Kunstdenkmal ist, wird leider zu wenig gewürdigt. Es war übrigens ein Wagnis, auf dem nicht allzu hohen, von jedem Hochwasser bedrohten Ufer ein solches Riesenbauwerk zu errichten, für eine Zeit, in der es eine Wasserregulierung nicht und Hochwasserschutz nur insoweit gab, als man ihn selbst besorgte.

Bald hinter dem Kloster ein anderes Bild von malerischer Wirkung: Städtel Leubus mit dem Weinberge und der hochgelegenen Kirche, deren Lage ihrem Gründer das Zeugnis ausstellt, künstlerischen Blick besessen zu haben. Spiegelt sich das Kirchlein im Wasserspiegel, schneidet

dann ein Segler langsam durch die Fluten, so ist ein Gesamtbild fertig, das auch an anderen, mehr gerühmten Punkten Deutschlands nicht zu oft seinesgleichen haben dürfte.

II.

Mit einem ästhetischen Aufstieg begann die Oderfahrt. Es kommen nun ruhigere Bilder, langgereihte Wälder, aus denen nur selten einmal ein Dorfbild herausschaut. Aber interessant ist doch manche Wahrnehmung — so, daß hinter Leubus zuerst links, dann beiderseits Kiefern sich unter die Laubwälder mischen, das Bild nur bereichernd. Und dann ein Zeuge der Neuzeit, des Zeitalters der Technik: die neue Eisenbahnbrücke.

Kennzeichnend für diesen Abschnitt des Odertales ist die Lage der Dörfer. Sie besetzen nur den höheren Rand des breiten Tales, nicht aber das Tal selbst. So liegen Gleinau, Dombsen und Tarxdorf an dem rechten, Dieban und Großendorf auf dem linken Ufer. Bis Dombsen schlingt sich der Strom am hohen rechten Ufer hin, von Dieban ab am hohen linken Ufer; es ist das die naturgemäße Flußtalbildung, die auch bei kleineren Flüssen zu beobachten ist. Bemerkenswerte Punkte links sind Kohlhaus und Aufhalt.

Nach zweistündiger Fahrt wird Steinau erreicht, dessen Brücken von beherrschender Wirkung sind. Es sind gewaltige Eisenkonstruktionen, etwa dreihundertfünfzig Meter lang, sieben Meter breit, auf gemauerten Pfeilern lagernd. Auch Steinau hat sich auf dem hohen Ufer angebaut. Die tiefer gelegenen Teile sind dem Hochwasser ausgesetzt, das durch Dämme und Deiche allerdings jetzt in festeren Schranken gebannt wird als früher. Die Eichen gegenüber von Steinau lassen an den Beschädigungen der Rinde, sogenannten Eismarken, den hohen Stand, den das Wasser manchmal erreicht, deutlich erkennen. Schiffswerften, Fischerei und Oderverkehr, Hafenarbeiten und der Verkehr über die Brücken mischen sich zu einem lebhaften Bilde. Zwar bleibt die Ziffer der Zufuhr- und Abfuhrgüter hinter der vor Maltsch zurück, weil schon in Maltsch viele aus Oberschlesien kommende Güter den Fluß verlassen, aber auch hier ist das Wachstum bedeutend. An der Oder gibt es eigenartige Schiffergasthöfe, die dem Schiffer alles bieten, was er für die Verproviantierung brauchen kann.

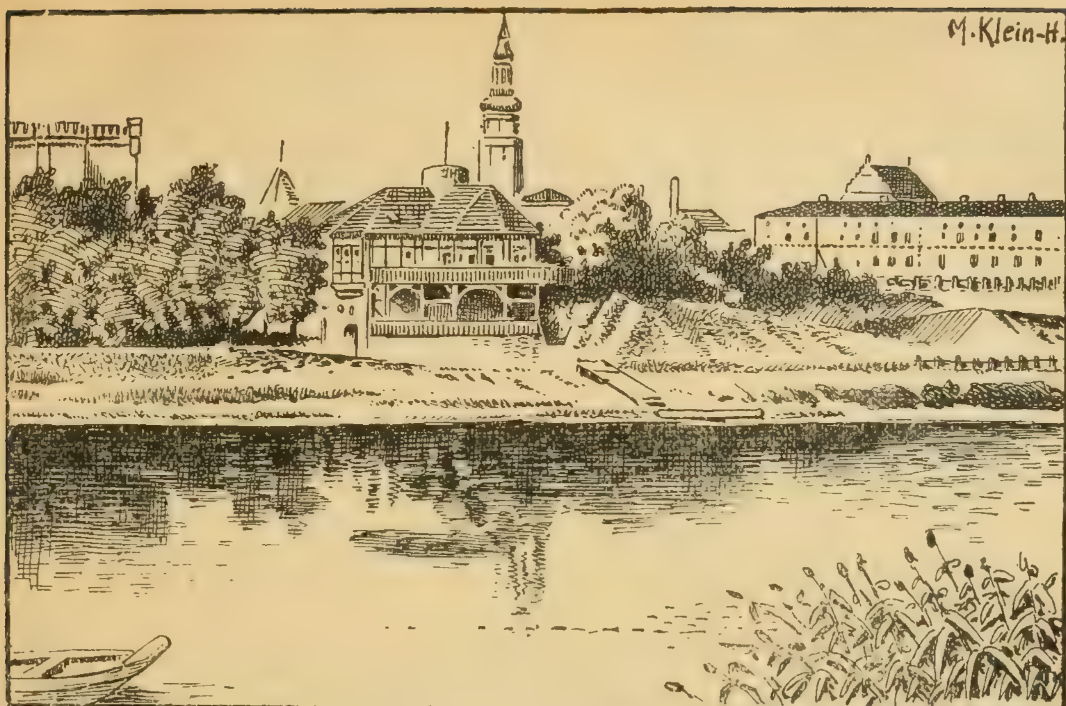
Einen prächtigen Ausblick hat man auf das große, grüne Odergebiet von den Brücken aus, ein Panorama, das weder Glogau noch Breslau bietet. Das Auge ergreift ein bedeutendes Stück des etwa hundert

Meter breiten Stromes, das Stadtbild, die wiesen- und waldreiche Umgegend bis zu den nächsten Dörfern. Noch weiter reicht der Blick von der nahe am Fluß gelegenen „Schwedenschanze“, einer steil zum Wasser abfallenden Anhöhe, mit einer Windmühle besetzt. Von hier aus sieht man Winzig mit seiner hochgelegenen Kirche. Die Vergangenheit Steinaus spricht nur noch aus der evangelischen Kirche und einem Rest der Stadtmauer; 1834 brannte die ganze Stadt ab, zweitausend Menschen wurden obdachlos. Jedem Reisenden, ob er mit der Bahn oder auf dem Schiffe vorüberfährt, fällt der langgestreckte Bau des Klosters der Barmherzigen Brüder ins Auge, der auch ein Kirchlein enthält. Das neuere Steinau hat sich flott entwickelt und weist viele gute öffentliche und private Bauten auf.

Auf der Weiterfahrt sieht man ein paar Kilometer nur flache Ufer, wiesen- und buschreich, ein Paradies für Vögel, Fische und Fischer. Unweit einer Bachmündung linkerhand fällt ein merkwürdiger Baum ins Auge, eine hohe Kiefer, deren unterster Ast, nachdem er einen Meter wagerecht gewachsen ist, plötzlich senkrecht nach unten umbiegt und dort grünt. Es ist die im Volksmunde sogenannte „Umgehkiefer“, an der um Mitternacht wie am Mittag kein Mensch vorübergehen mag. Dann tritt auf zwei Meilen Länge das hohe linke Ufer an den Fluß heran, auf dem die Dörfer Preichau, Hochbauschwitz und Zeschelwitz liegen, während, was rechts gelegen ist, unsichtbar bleibt, im Auengebüsch versteckt. Allerliebst nimmt es sich aus, wenn hohe, alte Uferbäume, von Bänken umringt, zum Zielpunkt von Kindern und Erwachsenen werden und sich nun dort ein idyllisches, naturfreudiges Leben der „Eingeborenen“ entfaltet. Solche Bilder sahen wir öfter. Viele, viele Zillen, große und kleine, gleiten vorüber, jedesmal Wellengang als Rückwirkung zuführend, was den meisten Mitfahrenden Spaß macht.

Ein wunderschönes Bild bietet nun Köben auf dem hohen linken Ufer. Fischerstrand, Sand und Gestein, allerhand ungepflanztes Grün mit hochragendem Geäst, terrassenartig aufsteigende altertümliche Häuser und Häuschen, und alles überragt von einem altertümlichen Kirchturm. Nahe ist der „Dom“, ein hügelartiger Punkt an der Oder, wo einst ein wirklicher Dom gestanden hat, den die Schweden im Dreißigjährigen Kriege zerstört haben. Auch „Schwedenschanzen“ sind in der Nähe. Zum Städtchen hinaufsteigend, umfängt uns die malerische Idylle einer schlesischen Kleinstadt. Das Marktbild ist unvergeßlich. Was man als Rathaus abschätzt, entpuppt sich als evangelische Kirche. Sie ist ein achtseitiger Steinbau mit hohem Barockdach, auf dem ein

zentrales Türmchen sitzt. Unter schattigen Kastanien daneben steht das Rathaus, gewiß ebenfalls eines der merkwürdigsten Schlesiens. Äußerlich einem sehr großen Bauernhause — Fachwerk! — ähnlich, im Innern alles aus Holz und altertümlich. Im hohen Hausflur hängt noch die ehemalige Stadtwage. In einem der oberen Zimmer sieht man zwei Gemälde Friedrichs des Großen. Das eine stellt eine Episode dar. Der König ist krank und liegt zu Bett. Generälen ringsum erteilt er Befehle. In der Tat hat der König 1759 in Köben krank gelegen. Den Augenblick, da der große König vom Krankenbett aus Anweisungen gibt, den sowohl für Köben geschichtlichen wie für Friedrich charakteristischen Moment, hat ein Köbener Sohn, der Maler Pondel, gemalt. Das andere, ältere Bild ist ein Porträt des jugendlichen Königs. — Sehr sehenswert ist auch das Schloß, ein aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammender burgartiger Bau mit runden Bastionen an den Ecken. Einfach, massiv und unverbaut. Das Portal, ein schön geformtes Treppenportal, scheint jünger zu sein. Vermutlich war ehemals eine Zugbrücke und statt der heutigen Gärten ein Wallgraben vorhanden. Hoch an den Mauern des Schlosses klimmt Efeu hinauf, die Verkörperung der Zeit und, wie die Sage, würdige Mauern verschönend. Im Park finden wir dann noch ein ungebuchtes Naturdenkmal, eine Doppelweide, deren beide Stämme je vier bis fünf Meter Umfang messen und zwischen und auf denen ein schon wieder ziemlich starker Fliederbaum wächst. Auch hier heißt es schließlich für uns: Abschied nehmen, obgleich gern jeder noch in dem reizenden Orte geweilt hätte. Es beginnt nun ein in mehrfacher Hinsicht recht interessanter Oderabschnitt. Zunächst eine große Biegung des Flusses nach Nordwest — er wühlt sich nun in das zweite große Urstromtal ein (das erste, südliche benutzt er bis Maltsch). Dann folgt ein mehr zufälliges Schauspiel. In dem ziemlich breiten Abschnitt bei dem rechts gelegenen Dorfe Züchen erhebt sich ein Mastenwald. Wohl an hundert Zillen liegen hier fest, zusammengedrängt, an die Seiten gerückt, natürlich den Verkehr erschwerend. Wir nähern uns hinter dem lieblichen, im grünen Hag eingenisteten Urschkau und dem als Rundling interessanten Dorfe Kottwitz (links, schon im Glogauer Kreise) der Bartschmündung bei Schwusen. Ein mächtiger Strom, nahezu so breit und wasserreich wie die Oder selbst, ergießt sich in den Hauptfluß, diesem die Richtung bestimmend. Eine mächtige Betonbrücke setzt mit einem Bogen über die Bartsch und bleibt noch lange sichtbar. Ehemals mündete die Bartsch weiter nördlich; aber auch die Oder ist im Laufe der Zeiten auf Abwege



Glogau, An der Oder.

geraten. Sie floß ehedem weit südlicher, von Leschkowitz in fast gerader Linie über den Punkt, wo heute Borkau liegt. Der „Schwarze Winkel", in dem heute die Dörfer Pürschen, Würchland, Putschlau und Weißholz liegen, verdankt seine große Fruchtbarkeit dem humusreichen Flußschlammboden. Dafür macht also die Oder den vielfach wurmartig gekrümmten Bogen nach Norden, so daß wir beim nördlichsten Punkte unweit Schlichtingsheim sind und statt zwei bis drei Stunden nahezu fünf Stunden brauchen, um die Strecke Köben—Glogau zurückzulegen. Nachdem die Schwusener schwachen Höhen verschwunden sind, fliehen rechts und links alle Hügel und Bodenhebungen den Fluß; namentlich im Süden dehnt sich die Ebene des Odertales weit, bis an den Fuß der Gramschütz-Hochkircher Höhen. Um so markanter heben sich die Glogauer Berge, die Fortsetzung jener, sofort am Horizonte ab, nun sie erst einmal aufgetaucht sind. Und es war uns eines der bedeutendsten Bilder, den Bismarckturm auf den Gurkauer Höhen zu sehen, der mit wechselnder Flußkrümmung bald rechts, bald links der Stadt Glogau erschien.

Auch dieses Bild, die Silhouette von Glogau, gehört zu den großen Eindrücken der Oderreise. Breit, vielfältig und doch harmonisch, lagert sich die Umrißlinie der türmereichen Stadt quer zur Wasserfläche und

nimmt sich von hier aus nicht bloß historisch, sondern auch naturreich aus; denn in der Perspektive ist das Bild fortwährend von dem Buschgrün der Oderufer eingerahmt, und ein blauer Hügelzug erscheint im Hintergrunde. Beim Anblick dieses schönen und im schlesischen Odergebiet gewiß unvergleichlichen Gesamtbildes vergessen wir sogar die nähere Umgebung, vergessen die Dampfer, die wir überholten, die kleinen Segler, vergessen auch des reichen Tierlebens, das wir bisher mit so viel Freude beobachtet hatten, die Taucher, Wildenten, Bachstelzen, Wasserhühner, Wasserschwalben, sehen nicht mehr Sperber und Bussarde in den Lüften über die Buschwälder fliegen. Bezeichnend sind in dem Stadtbilde namentlich der Dom mit seinem eigenartigen roten Turme, die Barocktürme der Jesuitenkirche und besonders der überragende feine Rathausturm, der Glogaus Bild sofort wiedererkennen läßt. Und endlich das alte Piastenschloß mit dem etwas versteckt auftauchenden „Hungerturm".

Nicht überall gehört ein Strom so innig zum Stadtbilde wie hier. Glogau würde nicht nur an malerischen Reizen einbüßen, wenn es die Fühlung mit dem Flusse verlöre, sondern auch wertvolle wirtschaftliche Vorteile verlieren. Stromverkehr bringt Leben. Glogaus Zufuhr besteht besonders in Weizen, Mais, Kohle, seine Abfuhr in Roggen, Gerste, Hafer, Zucker, Mehl.

Ein modernes Glogau ist erstanden, das der ungeteilten Meinung sicher ist. Binnen wenigen Jahren ist ein schönes neues Stadtbild erstanden — eine glänzende Leistung bürgerlicher Entwicklungskraft des zwanzigsten Jahrhunderts. Perlen an der Kette gleich, reihen sich die Ortschaften an der Oder, und es ist nicht das Geringste des vielen Eindringlichen, das eine Fahrt auf Schlesiens Strom bietet, zu beobachten, wie Fluß und Siedlung aufeinander wirken. In diesen Beziehungen vereinigen sich Natur und Geschichte.

Morgen.

Von Andreas Gryphius.

Die ewig helle Schar will nun ihr Licht verschließen.
Diana steht erblaßt; die Morgenröte lacht
Den grauen Himmel an. Der sanfte Wind erwacht
Und reizt das Federvolk, den neuen Tag zu grüßen.

Das Leben dieser Welt eilt schon, die Welt zu küssen,
Und steckt sein Haupt empor. Man sieht der Strahlen Pracht
Nun blinkern auf dem See. O dreimal höchste Macht,
Erleuchte den, der sich jetzt beugt vor deinen Füßen!

Vertreib' die dicke Nacht, die meine Seel' umgibt,
Die Schmerzenfinsternis, die Herz und Geist betrübt,
Erquicke mein Gemüt und stärke mein Vertrauen!

Gib, daß ich diesen Tag in deinem Dienst allein
Zubring' und, wenn mein End' und jener Tag bricht ein,
Daß ich dich, meine Sonn', mein Licht, mög' ewig schauen!

(Der große schlesische Dichter Andreas Gryphius, dessen Hauptschöpfungen dramatischer Art sind, wurde am 11. Okt. 1616 zu Glogau geboren und starb dort als Syndikus bei den Ständen des Fürstentums Glogau am 16. Juli 1664.)

Oderniederung.

Von Hermann Gebhardt.

Wolkenlasten . . .
Nirgendwo von hohem Wald ein Dom
Rast dem müden Auge.
Ruhlos reisend auch der Strom . . .

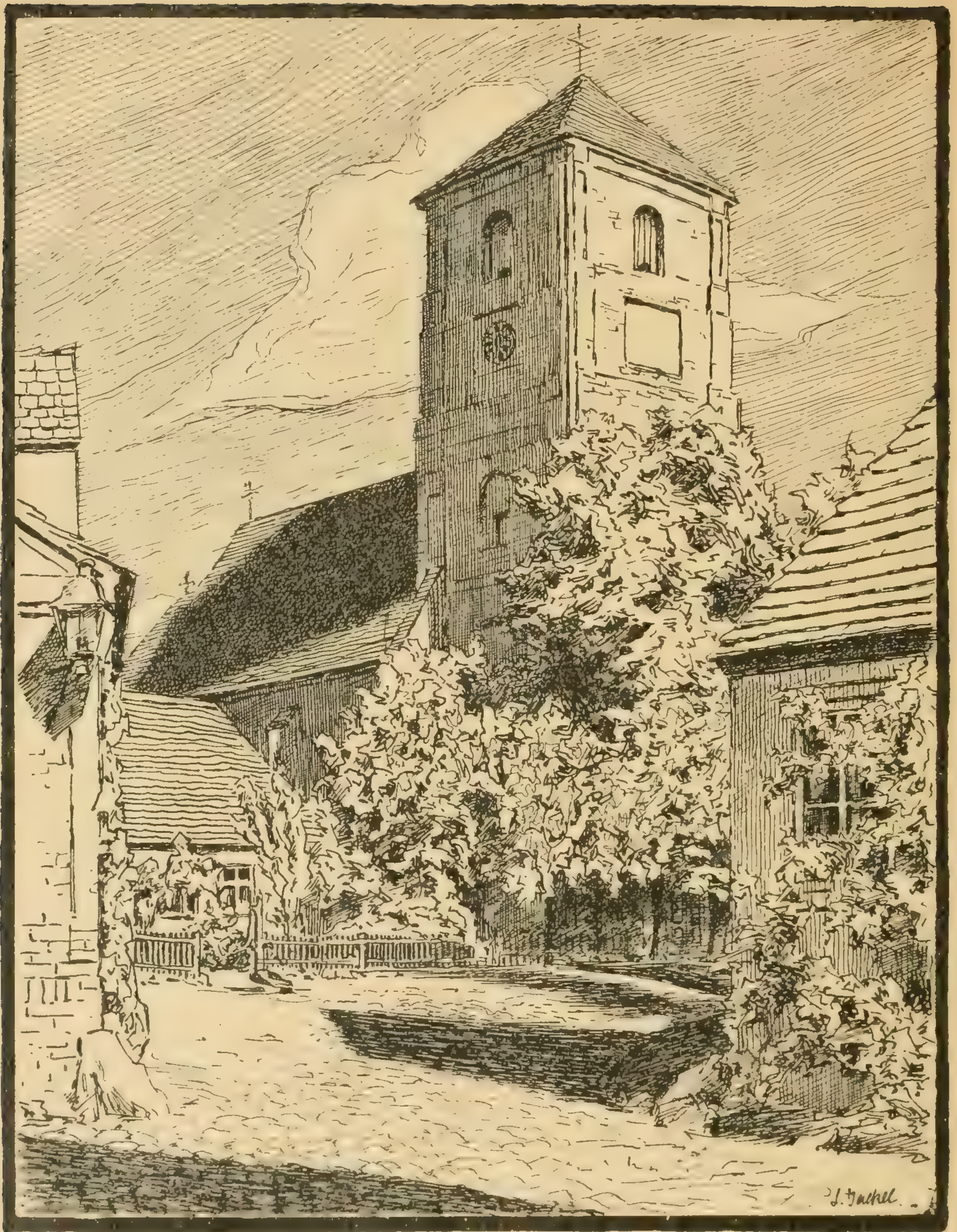
Windessausen . . .
Und kein Rahmen, der das Bild umspannt . . .
Meine Seele bist du,
Schweres, fernhin sehnendes Land.

Grünberg, die schlesische Reben- und Obststadt.

Von Dr. Paul Petras.

Fragt man mich in Berlin, Hamburg, Köln, meinetwegen auch in San Franzisko, Buenos Aires oder Sydney: „Wo sind Sie her?" und ich antworte: „Aus Grünberg in Schlesien," dann ist zehn gegen eins zu wetten, daß der Fragende lächelnd spricht: „Aha! Das kenne ich. Das ist ja der berühmte Ort, wo der saure Wein wächst!"

Und dazu macht dann wohl auch mancher noch eine Gebärde des Erschauerns; er schüttelt sich und fragt vielleicht noch: „Ist denn der Grüneberger (er sagt natürlich mit Absicht Grüneeberger!) wirklich so sauer, daß er, wenn man ihn in schadhafte Strümpfe gießt, die Löcher sofort zusammenzieht?" — —



Kirche in Deutsch-Wartenberg.

Es ist und bleibt die alte Geschichte: Der Grünberger ist weltbekannt, doch unsere Heimatstadt hat infolge des Wagemutes ihrer weinbauenden Bewohner weniger Anerkennung gefunden als Spott. Aber der Grünberger, der ein gut Teil rheinischen Frohsinn und fränkische Heiterkeit besitzt — vielleicht ein Erbstück von seinen mit Weinrebe und Webstuhl ins Oderland eingewanderten Vorfahren — macht sich nichts daraus. Lustig singt er seit Großvaters Zeiten in den Weinstuben ein Lied, in dem es heißt:

Zwar in Breslau taufen ihn
Die Herrn Intendenten,
Die ihn zum Champagner brühn,
Billig für Studenten.
Und bei manchem Bacchusmahl
Glänzt er gar als Kardinal!
Wenn wir ihn nicht kennten!

Früher, als das Gesetz den Hamburger Kaufleuten noch nicht so auf die Finger sah wie heute, rollten Fässer edlen Grünberger Weines hinunter an den Elbestrand; dort wurden die schlesischen Weine umgefüllt, mit allerhand fremden Aufschriften beklebt und dann wieder ins Inland befördert, wo sie endlich als Mosel- oder Frankenweine ihre Liebhaber fanden.

Selbstverständlich haben auch die Witzblätter nicht selten den armen Grünberger in ihren Spalten verherrlicht. Besonders, wenn wirklich mal ein schlechtes Weinjahr in ganz Deutschland zu Klagen Anlaß bot und der Wein von Grünberg beim besten Willen keine Ausnahme machen konnte. Ziemlich bekannt wurde das lustige Klagelied Johannes Trojans im „Kladderadatsch“ über die mißratenen 88-er Weine.

Sie bekommen da alle ihren Text: der Rheinwein, der Moselwein (sie waren sauer) und der Meißner („Den Trinker ergreift“, wie der Dichter sagt, „Angst und Grausen“).

Aber der Grünberger
Ist noch sehr viel ärger . . .
Wer ihn trinkt, den durchschauert es,
Wer ihn trank, der bedauert es;
Er hat etwas so Versauertes,
Daß es sich nicht läßt mildern
Und nur schwer ist zu schildern
In Worten oder Bildern.

Die Grünberger haben dann 1889, als der Wein wirklich recht gut geraten war, den Dichter zur Weinlese eingeladen. Er kam, sah, probte in den Kellereien von Grempler & Co. und — war besiegt. In seinem Buche „Fahrten und Wanderungen“ hat Trojan in liebenswürdiger Weise ein Loblied auf Grünberg und seinen Weinbau angestimmt. Er schreibt da unter anderem:



Grünberg (Weinberg).

„Grünberg liegt anmutig anderthalb Meilen entfernt von der Oder, die im Norden der Stadt den uralisch-karpathischen Höhenzug durchbricht. Zu diesem Bergrücken gehören auf der linken Seite des Stromes die Grünberger Hügel. Fast ringförmig umgeben sie die Stadt und fallen im Norden allmählich zur Oder ab. Auf diesen Hügeln wird seit alter Zeit Wein gebaut. Man sagt, daß die Ansiedler vom Niederrhein, die im zwölften Jahrhundert inmitten damals noch slawischen Gebietes die deutsche Stadt gründeten, Webstuhl und Rebe aus ihrer Heimat mitgebracht hätten. Das große Grünberger Stadtwappen am Rathause zeigt in der Mitte einen Torbau, auf der einen Seite ein Füllhorn, auf der anderen mehrere übereinanderliegende Stücke farbigen Tuches. Wollwarenindustrie, wie Wein- und Obstbau, sind heutzutage noch die Hauptnahrungszweige der Stadt und stehen in hoher Blüte.

„Die Weinpflanzungen um Grünberg werden eingeteilt in Ober- und Niedergärten. Erstere befinden sich auf den Berglehnen im Süden der Stadt, letztere auf den im Norden nach der Oder abfallenden Höhen, auf deren nach Süden gerichteten Hängen sie angelegt sind. Im allgemeinen gilt die Lage der Niedergärten für die günstigere und das Gewächs, das dort gezogen wird, für das bessere. Es wird aber nicht nur in der unmittelbaren Umgebung Grünbergs Wein gebaut, sondern auch in allen umliegenden Dörfern.

„Am 26. September 1889 war die Weinlese feierlich mit den Kirchenglocken eingeläutet worden. Die Kulturdeputation ist die Behörde, die den Tag des Anfangs der Lese festzusetzen hat.

Die Lese pflegt sonst nicht leicht vor Mitte Oktober stattzufinden. Aber das Jahr 1889 ist in bezug auf Frühreife der Trauben dem berühmten Jahre 1811 nahegekommen. Damals wurden in Grünberg am 24. Juli die ersten reifen Trauben gefunden und versuchsweise gekeltert. In diesem Jahre begann mit dem Juni die Rebenblüte. Und die ersten Trauben waren am 31. Juli reif. — Der Wein war also dies Jahr in Grünberg geraten, und das einzige, was den Grünbergern die Freude darüber trübte, war dies, daß es nur wenig gab. In einem oder dem anderen Garten hingen die Stöcke recht voll, meistenteils aber war der Behang nur schwach. Auch das hat das böse Jahr 1888 verschuldet, das nicht nur einen erbärmlichen Säuerling zeitigte, sondern auch das Tragholz für das folgende Jahr nicht ausreifen ließ . . .

Als ich mit meinem Gastfreunde die Weinberge in der Umgebung der Stadt besuchte, war der Himmel ziemlich hell. Es fehlte nicht an Sonnenschein, der die herbstliche Landschaft heiter macht. Ahorn, Birnbäume und wilder Wein glänzten in entzückender Farbenpracht. Auf den (in Grünberg besonders zahlreichen) Nußbäumen sprangen die munteren Eichkätzchen umher, um Nachlese zu halten. In den Weinbergen knallte es unaufhörlich; doch galt es nicht den wilden Kaninchen, die dort hausen, sondern es waren Freudenschüsse. Aus dem goldiggrünen Weinlaube glänzten die bunten Röcke und Kopftücher der Frauen und Mädchen, die beim Abschneiden der Trauben behilflich waren. Hier und da wurde auch bei der Arbeit gesungen.

Die Trauben werden in große hölzerne Kannen gelesen, die, wenn sie voll sind, in Bütten (Wannen, Fässer) ausgeleert werden. Mehrfach wurde uns von den Trauben angeboten, und ich fand eine Art wie die andere köstlich von Geschmack. Die Sorten, die dort gebaut werden, sind: Gelbschönedel (kenntlich an der lockeren Traube), Blauschönedel, blauer Burgunder (dort Böhmischer genannt), hellroter Traminer, Sylvaner (meist Scharwaner genannt) mit gedrungener Traube, deren Grün ein wenig ins Bläuliche fällt, und Fränkischer, der in Grünberg den noch unerklärten Namen „Kleinnitschke“ (Kleennitschke) führt. Alle Trauben waren schön, die grünen bräunlich angelaufen. Das ist der Beginn der Edelfäule. Der Fuchs hat sie beleckt, sagt man von ihnen, wenn sie diese Färbung angenommen haben.“

Der Alte Fritz hat einige abfällige Bemerkungen über den Grün-

berger Wein gemacht („Glücklich, wer ihn nicht zu trinken braucht!"), aber er hat doch den Grünberger Weinbau, ebenso wie die Tuchmacherei, gefördert. Als erste schlesische Stadt fiel ihm Grünberg im Jahre 1740 zu, und die friedliche und lustige Art, wie die Stadt „erobert" wurde, hat Menzel in Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen" durch ein Bildchen verewigt. Man sieht da die Ratsherren in ihren Perücken an einem Tische sitzen, vor dem ein preußischer Offizier steht. Der Bürgermeister hat sich erhoben und zeigt auf den vor dem Offizier liegenden Stadttorschlüssel: „Wir dürfen ihn nicht übergeben, aber wenn Sie ihn nehmen wollen, können wir's nicht hindern . . ." Friedrich Wilhelm IV. fand bei einem Besuche den Ehrentrunk, der ihm geboten wurde, „nicht übel". Worauf der Bürgermeister die unvergeßlichen Worte gesagt haben soll: „Und das ist noch nicht einmal unser bester!"

Matthias Claudius, der Wandsbeker Bote, behauptet in dem Liede „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher!" vom schlesischen Weine: „Man kann dabei nicht singen, dabei nicht fröhlich sein!"

Der gute Claudius ist nie in Grünberg gewesen und hat nie einen Tropfen schlesischen Weines getrunken, am allerwenigsten in einer vergnügten Grünberger Weinkneipe, deren Wände und Weinlauben oft von fröhlichen Liedern erklingen. Bekannt ist ja auch, daß dieser Dichter, als er den Rheinwein besang, noch nie Rheinwein getrunken hatte. Und Kopisch, dem wir das schöne, von unserem schlesischen Landsmann Grützner so trefflich in Bildern dargestellte Gedicht vom Teufel und dem schlesischen Zecher verdanken, behauptet gar: „Auf Schlesiens Bergen, da wächst ein Wein, der braucht nicht Hitze und Sonnenschein . . ." O, der Grünberger Winzer weiß sehr wohl, daß sein Weinstock viel Sonnentage nötig hat, um einen guten Tropfen zu liefern.

Der Grünberger Wein hat von Natur wenig Säure. In schlechten Jahren wird sein geringerer Zuckergehalt durch Rübenzucker vermehrt; auch werden viel südländische Trauben eingeführt und mitgepreßt. Bei guten Jahrgängen ist das nicht nötig. Sie erinnern weniger an Rhein- und Moselweine als an süddeutsche und österreichische Weine . . . Sehr geeignet ist der Grünberger zur Herstellung von Schaumweinen (Grünberger Champagner, Sekt), die in verschiedenen Fabriken bereitet werden. Die Sektkelterei wird schon seit 1826 in Grünberg betrieben. In der neuesten Zeit werden aber nur noch von weit hergeholte Trauben in Grünberg zu Sekt verarbeitet.

Bis zum Ausbruch des Weltkrieges herrschte in Grünberg noch der alte schöne Brauch der Bürgerweinstuben, das heißt, jeder Bürger, der

einen Weingarten hat und seinen eigenen Wein keltert, kann einige Wochen lang seine Wohnung zur Weinstube umwandeln. Er braucht nur die nötige Steueranmeldung zu machen und einen Weinkranz (der meist mit einem Hufeisen beschwert ist) zum Giebelfenster herauszuhängen. Ist sein Wein gut, so füllt sich seine Wohnung täglich mit fröhlichen Gästen. Der böse Krieg hat leider auch hier Wandel geschaffen. Aber der Grünberger denkt bereits an den Wiederaufbau des Althergebrachten.

Daß in Grünbergs Weingärten auch sehr viel Obst gebaut wird, läßt sich denken. Manche Weinbergbesitzer haben sogar den Weinbau infolge der vielen Mißernten und der Peronosporagefahr (einer Blattkrankheit, die von einem meltauartigen Pilze herrührt) ganz aufgegeben und dafür Beerenobst in Massen angepflanzt, und Grünberger Johannisbeerwein ist schon ein recht gesuchtes Getränk. Seit langen Jahren arbeitet in Grünberg eine große Obstverwertungsfabrik, der eine Reihe anderer gefolgt sind. Und so ist denn im Lenz zur Zeit der Baumblüte die Gegend um Grünberg eine der reizendsten in ganz Schlesien. Wanderungen in die Grünberger Obstblüte sind ungemein lohnend. Der Besucher versäume nicht, den alten schönen Ratsturm mit seinen drei Dachhauben, weithin ein Wahrzeichen der Stadt, zu besteigen. Er wird dann sicher ein Wort Scheffels auf Grünberg anwenden:

„Und kommt aus lindem Süden der Frühling übers Land,
Dann webt er dir aus Blüten ein schimmernd Brautgewand."

Neben dem Wein- und Obstbau verdankt Grünberg Wohlstand und Bedeutung der Tuchmacherei, die, wie schon erwähnt, von den Gründern der Stadt vom Westen her eingeführt wurde und jahrhundertelang viele Bürgerwebstühle in den geräumigen Wohnhäusern beschäftigte, nun aber längst in mächtigen Fabriken Tausenden von Menschen Arbeit bietet. Aber auch andere Industriezweige haben in Grünberg große Fabriken entstehen lassen: Maschinenfabriken, eine Seil- und Bindfadenfabrik, eine Teppichweberei, Kognakfabriken und andere.

Sehr wichtig für die Entwicklung der Grünberger Industrie war der im Jahre 1840 zuerst festgestellte Braunkohlenreichtum der Grünberger Hügel. Seit jener Zeit ist Grünberg auch eine Art Bergwerkstadt. Seine Braunkohlen wurden zur Kesselheizung in den Fabriken verwendet, und noch heute sind die Kohlenlager nicht erschöpft. Eine Brikettfabrik ist gleichfalls im Betriebe.

Trotz der zahlreichen Fabrikschornsteine macht Grünberg, von den Höhen der Umgebung gesehen, aber durchaus keinen unangenehmen

Eindruck auf das Auge des Fremden. Das bewirkt die große räumliche Ausdehnung, die über verschiedene Hügel sich erstreckende Anlage der Stadt. Silberberg, Burg, Fuchsburg, Lindeberg, Altes Gebirge heißen einige Stadtteile. Dann die das Stadtbild kennzeichnenden grünbedachten Türme: der Ratsturm mit seinen Hauben, der Turm der katholischen Kirche mit Kuppel (übrigens eins der wenigen älteren kunstgeschichtlichen Bauwerke), der Turm der evangelischen Kirche mit Pyramidendach, der Hungerturm, der Turm der neuen Erlöserkirche. Das hochgelegene Realgymnasium fällt auch ins Auge. Dazwischen die vielen grünen Bäume zur Sommerzeit! Und wenn man den Aussichtsturm auf der Grünbergshöhe besteigt, schaut man über die Stadt und weit hinaus bis ins Odertal, nach Norden hinüber bis in den Züllichauer Kreis und ein Stückchen des uns gebliebenen Restes von Posen. Vom südlichen Hohenberge aus hat man bei schönem Wetter, namentlich an klaren Septembertagen, einen Fernblick bis zum Riesengebirge. Zur Weinlesezeit im Jahre 1921 konnte man diesen Fernblick öfter genießen.

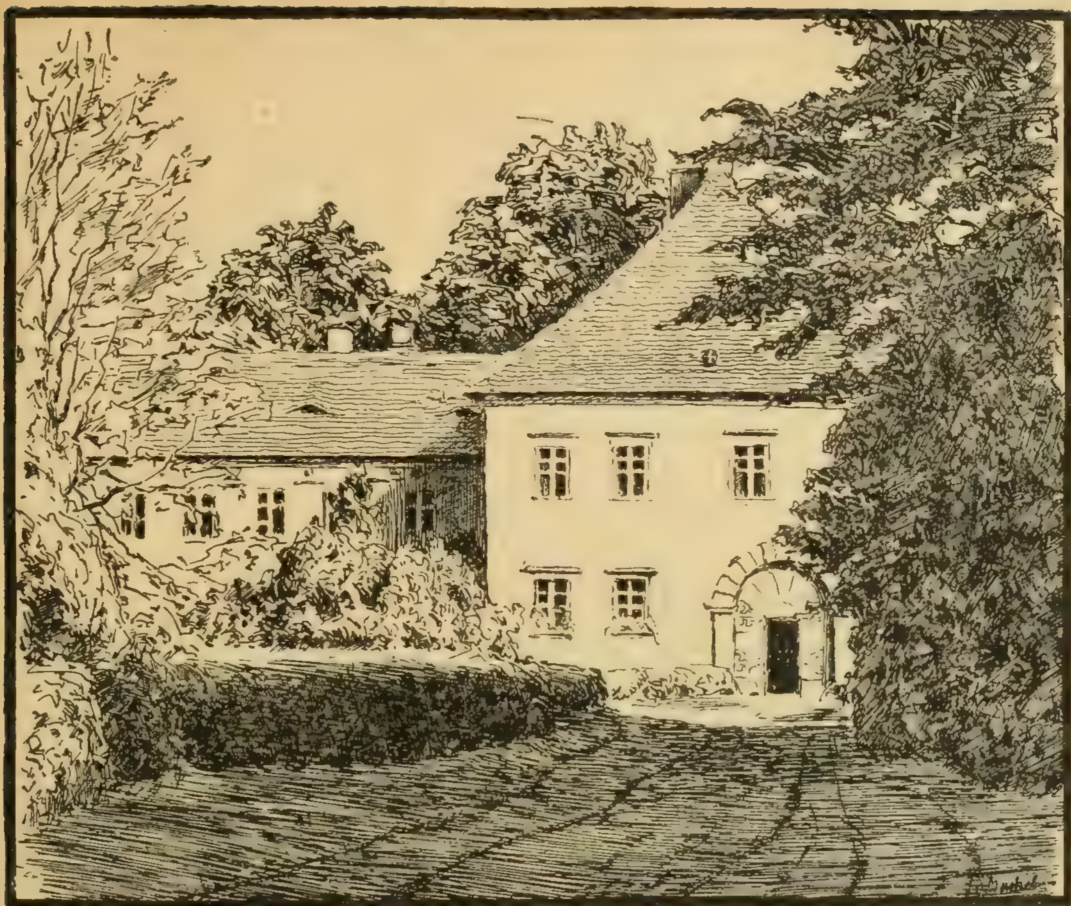
Alte schöne Bürgerhäuser fehlen der Stadt gänzlich. Sie sind durch große Brände in alter Zeit vernichtet worden. Und der emsige Tuchmacher baute sein Werkhaus meist nur nach dem Nützlichkeitsplane. Aber die Freude an der Natur ließ viele Bürger die kahlen Wände mit Rebengrün umkleiden, und viele alte Linden und Walnußbäume im Stadtinnern zeugen von der Liebe der Bewohner zum Grün der Natur, so daß die Stadt ihren Namen wirklich mit der Tat führt.

Volksreime.

Dbernigk
Liegt zwischen Sorge und Kummernick.
Wer sich will ernähren,
Der muß suchen Pilz' und Beeren,
Und wer diese nicht kann finden,
Der muß Besen binden.

Ach Gott im Himmel!
Hätt' ich Tscheschen und Gimmel,
Hätt' ich Hühnern und Dachau,
Hätt' ich Froschen und Lachau,
Hätt' ich Groß-Panken und Klein-Panken,
Wollt' ich Gott im Himmel danken!

(Kr. Wohlau.)



Kloster in Deutsch-Wartenberg.

Kloster Trebnitz, die Grabstätte der hl. Hedwig.

Von Agnes Siebelt.

In einem lieblichen, von Buchenwaldungen umhegten Tale, wenige Meilen von Breslau entfernt, liegt das Städtchen Trebnitz, berühmt durch das herrliche Kloster, dessen Kirche das Grab der edlen Stifterin dieser altehrwürdigen Kulturstätte, der heiligen Hedwig, umschließt.

Der Entstehungsgeschichte des Klosters Trebnitz hat die Sage sich bemächtigt und ihre immergrünen Ranken darum geschlungen.

Dort, wo heute lachende Fluren, gepflegtes Ackerland sich dem Auge zeigen, breitete sich einstens tiefer Urwald auf sumpfigem Moorboden aus. Er war belebt durch allerhand Getier, dem Herzog Heinrich I. von Schlesien in ritterlichem Weidwerke nachstellte. Eines Tages, so erzählt die Sage, verfolgte er ein Wild, geriet dabei aber mit seinem

Jagdrosse so tief in den Sumpf, daß keine Rettung möglich schien. In diesen bangen Augenblicken gelobte der Herzog, daß er, sofern er aus seiner Bedrängnis befreit werde, an derselben Stelle ein Kloster erbauen wolle. Wie ein uraltes Lied berichtet, sei ein Engel erschienen, der den Herzog heil zu den Seinen geführt habe.

Des Herzogs fromme Gemahlin Hedwig, die liebliche Blume aus dem sonnigen Meran, erfaßte das Gelöbnis ihres Eheherrn mit Feuereifer, war es doch ihr Bemühen, deutsche Gesittung den noch wilden, rauhen Gemütern ihrer schlesischen und polnischen Untertanen einzupflanzen. Weil zur Erziehung der Knaben bereits in Breslau und Leubus Stätten geschaffen waren, lag der weitblickenden Fürstin daran, auch dem weiblichen Geschlechte Gelegenheit zu geben, sich höhere Bildung anzueignen und in allen edlen Frauentugenden sich unterweisen zu lassen.

So sehen wir denn das Kloster Trebnitz entstehen, und zwar lesen wir, daß bereits im Jahre 1203 Jungfrauen aus dem Zisterzienserorden von dem neuerbauten Kloster Besitz ergreifen, welche Herzogin Hedwig aus dem Kloster Kitzingen, wo sie ihre Ausbildung erhalten, herbeigerufen hatte. Die Äbtissin Petrussa, die Jugendlehrerin der Herzogin Hedwig, soll selbst die Jungfrauen hergeleitet und längere Zeit in der neuen Stiftung geweilt haben. Die fürstliche Ausstattung derselben soll ihr Erstaunen aufs höchste hervorgerufen haben, so daß sie auf die Frage Herzog Heinrichs, ob noch etwas fehle, antwortete: „Treba nic“ (das heißt: „Wir brauchen nichts weiter.“) Aus dieser Antwort will man den Namen des Stiftes herleiten.

Das Kloster wurde so großartig ausgestattet, daß von den Einkünften der Ländereien bequem tausend Personen leben und noch viele Almosen gespendet werden konnten. Auch in der Folge blieb Kloster Trebnitz die Lieblingsstiftung des Fürstenpaares, der sie ihre Güte stets aufs neue zuwendeten. So vergabte ihr Herzogin Hedwig ihren Brautschatz von dreißigtausend Mark Goldes, ein zu damaliger Zeit unermeßliches Vermögen. Als Gertrud, die Tochter des herzoglichen Paares, zu Trebnitz den Schleier nahm, gab Herzog Heinrich ihr einen so bedeutenden Schatz an Kleinodien, Gold und Ländereien mit, daß das Kloster das reichste Jungfrauenstift Schlesiens wurde.

Der Segen, welchen die herrliche Stiftung ausstreute, machte sich gar bald bemerkbar. Kloster Trebnitz ward eine Zufluchtsstätte für Mädchen und Frauen, denen die geheiligten Mauern Sicherheit boten gegen Nachstellungen und Entführungen, wie sie in jenen rauhen Zeiten

nicht selten vorkamen. Die Erziehung, Gesittung und Bildung, welche den Mädchen von den Klosterfrauen zuteil wurden, übertrugen diese wieder, in die Welt zurückgekehrt und Frauen geworden, in ihre Familien und wurden so zu Aposteln für die Entwilderung ihres Heimatlandes. „Der heilsame Einfluß der Frauen setzte“, so sagt der Zeitgeschichtschreiber, „dem Morden und Brennen, den Räubereien ein Ziel, und ward damit unsäglichem Familienjammer gewehrt.“

Das edle Fürstenpaar, dem die Stiftung des Klosters Trebnitz zu danken war, empfand innigste Genugtuung ob des segensvollen Aufgehens der Saat, die es ausgestreut. Der heiligen Herzogin ward Trebnitz immer teurer. Wochenlang lebte sie dort. Und als sie Witwe geworden, auch ihr Sohn in der Tatarenschlacht gefallen war, zog sie sich gänzlich in den Klosterfrieden von Trebnitz zurück und fand auch hier ihren gottseligen Tod.

Gleich anderen fürstlichen Stiftern, die ihre Grabstätten in den von ihnen gestifteten Kirchen wählten, wünschten auch Herzog Heinrich I. und seine Gemahlin, in der Stiftskirche von Trebnitz begraben zu sein. Heute, nach siebenhundert Jahren, noch wallen jährlich Tausende von Menschen zu ihren Gräbern. —

In dem langen Zeitraume von sieben Jahrhunderten hat Kloster Trebnitz mannigfache Ereignisse an sich vorüberziehen sehen und manche Bedrückung und viel Bitternis erfahren müssen.

Noch zu Lebzeiten der heiligen Hedwig hatte Trebnitz unter dem Einfalle der Tataren zu leiden. Später waren es die Hussiten, die das Kloster hart bedrängten. Auch der Dreißigjährige Krieg brachte vielerlei Bedrückung. Die Einführung der lutherischen Lehre bereitete den Äbtissinnen schweren Kummer. Sahen sie doch, wie in vielen ihrer Stiftsdörfer, beschützt vom Herzog von Öls, lutherische Prediger die Kanzel bestiegen. Sechs schwere Brände suchten die herrliche Stiftung heim. Doch erhoben sich auf den Trümmern der alten Gebäude neue in noch schönerer Gestalt.

Kloster und Kirche, wie sie heute sich uns zeigen, wurden unter der Regierung der Äbtissinnen Katharina, Gräfin Würben, Bernarda und Margareta III. zu Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erbaut. Das durch seine Weitläufigkeit wundervoll im Viereck aufgeführte Kloster, welches durch vier Türme geschmückt ist, zeigt den vornehmen italienischen Stil und macht einen palastähnlichen Eindruck. Die herrliche Stiftskirche ist dem Kloster angegliedert. Sie gilt als die schönste romanische Pfeilerbasilika Schlesiens. Von der

ursprünglichen Klosterkirche zum heiligen Bartholomäus ist nur noch die Krypta oder Gruftkirche vorhanden. In ihr befindet sich der berühmte Hedwigsbrunnen, der als Rest des Sumpfes bezeichnet wird, auf welchem Herzog Heinrich I. den ersten Kirchenbau auf eichenem Pfahlrost, gleichwie die Domkirche zu Breslau, aufführen ließ.

Betritt man die Stiftskirche, so ist man überwältigt von ihren herrlichen Formen. Eine Doppelreihe schlanker Halbsäulen mit zierlichen Knäufen, die prächtige Stuckarbeit zeigen, tragen das Netz der leicht aufschießenden Wölbung. Die Kirche besteht aus drei Schiffen und schließt östlich mit drei Kapellen ab, deren eine das kostbare Grabmal mit den Gebeinen der heiligen Hedwig birgt. Ein italienischer Meister hat es aus schwarzem Marmor geschaffen. Die auf dem Sarkophage ruhende Gestalt der Heiligen ist künstlerisch schön aus weißem Alabaster gearbeitet. Das Ganze wirkt überwältigend prächtig.

Vor dem Hochaltare befindet sich das dem Grabmal seiner Gemahlin hänliche, doch einfacher gehaltene Grabmal Herzog Heinrichs I. Außer den frommen Stiftern von Kloster und Kirche fanden noch eine Anzahl Familienangehörige und andere Fürstlichkeiten hier ihre Ruhestätte. Eine Reihe Bilder aus dem Leben der heiligen Hedwig, gemalt von Michael Willmann und seinen Schülern, bilden einen weiteren Schmuck der Kirche.

Durch sechshundert Jahre hatte Kloster Trebnitz allen äußeren und inneren Einflüssen, die seinen Untergang zum Zweck hatten, getrotzt. Das herrliche fürstliche Stift blühte und grünte und ward zum Segen für das Land. Unter Äbtissin Dominika von Gillern wurde im Jahre 1803 die Feier des sechshundertjährigen Bestehens des Klosters unter allgemeiner Teilnahme hochfestlich begangen. Da nahte jener Sturm, dem die meisten Klöster Schlesiens zum Opfer fallen sollten: die Einziehung geistlicher Besitzungen im Jahre 1810. Auch das Kloster Trebnitz blieb nicht verschont. Die geistlichen Jungfrauen mußten ihre Zufluchtstätte verlassen, die Klostergüter zog der Staat ein, die Gebäude wurden verkauft, und dort, wo einst Horengesänge erschallten, hörte man bald das Getöse der Webstühle: Kloster Trebnitz war zu einer Fabrik geworden. Durch vierzig Jahre hindurch wurde die altehrwürdige Stätte in dieser Weise entweiht, bis sie anfangs der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts wieder Staatseigentum wurde.

Den schlesischen Katholiken mußte daran liegen, die Stätte, die die Gebeine ihrer heiligen Landesmutter barg, wieder seiner eigentlichen Bestimmung zurückzugeben. Nach langen Verhandlungen kam ein Teil

des Klosters durch Kauf in die Hände der schlesischen Malteserritter, die dort ein Krankenhaus einrichteten, das sie den Schwestern vom heiligen Karl Borromäus anvertrauten. Nach weiteren Bemühungen gelang es dieser Vereinigung, in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts das ganze Kloster in ihren Besitz zu bringen, ihr Mutterhaus dahin zu verlegen und eine Anzahl gemeinnütziger Anstalten dortselbst ins Leben zu rufen. Eine Töchterschule mit Erziehungsheim fiel dem Kulturkampf zum Opfer; doch blüht heute, neben anderen segensreichen Einrichtungen, zu Kloster Trebnitz eine Haushaltungs- und Handarbeitsschule.

So ist die Stiftung der heiligen Hedwig nach harten Zeiten der Prüfung seinem edlen Zwecke wieder zurückgegeben. Wo einstens der Fuß der Zisterzienserinnen wandelte, wirken heute Borromäerinnen, und der Segen, den sie spenden, greift weit hinaus über die Grenzen Schlesiens.

Der Choral von Leuthen.

Von Hermann Besser.

Gesiegt hat Friedrichs kleine Schar. Rasch über Berg und Tal
Vondannen zog das Kaiserheer im Abendsonnenstrahl.
Die Preußen stehn auf Leuthens Feld, das heiß noch von der Schlacht;
Des Tages Schreckenswerke rings umschleiert schon die Nacht.

Doch dunkel ist's hier unten nur, am Himmel Licht an Licht;
Die goldnen Sterne ziehn herauf, wie Sand am Meer so dicht;
Sie strahlen so besonders heut', so festlich hehr ihr Lauf;
Es ist, als wollten sagen sie: „Ihr Sieger, blicket auf!"

Und nicht umsonst. Der Preuße fühlt's, es war ein großer Tag.
Drum still im ganzen Lager ist's, nicht Jubel noch Gelag'.
So still, so ernst die Krieger all; kein Lachen und kein Spott —
Auf einmal tönt es durch die Nacht: „Nun danket alle Gott!"

Der Alte, dem's mit Macht entquoll, singt's fort, doch nicht allein;
Kam'raden um ihn her im Kreis, sie stimmen auch mit ein.
Die Nachbarn treten zu; es wächst lawinengleich der Chor,
Und voller, immer voller steigt der Lobgesang empor.

Aus allen Zelten strömt's; es reiht sich singend Schar an Schar.
Einfallen jetzt die Jäger; jetzt fällt ein auch der Husar.
Auch Musika will feiern nicht: zu reiner Harmonie
Lenkt Horn, Obo und Klarinett die heilige Melodie.

Und stärker noch und lauter noch: es schwillt der Strom zum Meer.
Am Ende, wie aus einem Mund, singt rings das ganze Heer.
Im Echo donnernd, widerhallt's das aufgeweckte Tal;
Wie hundert Orgeln braust hinan zum Himmel der Choral.

Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freikorps in der Kirche zu Rogau in Schlesien.

Von Theodor Körner.

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsre Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde;
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heil'ge Erde.
Drum, retten wir das Vaterland,
So tat's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Übermut
Der Tyrannei zusammen.
Es soll der Freiheit heil'ge Glut
In allen Herzen flammen.
Drum frisch in Kampfes Ungestüm!
Gott ist mit uns, und wir mit ihm!
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegerlust
Für die gerechte Sache;
Er rief es selbst in unsre Brust:
Auf, deutsches Volk, erwache!
Und führt uns, wär's auch durch den Tod
Zu seiner Freiheit Morgenrot.
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Zutabärg[1]).

Von Karl von Holtei.

Ach, Zutabärg! Du schiener, blooer Hübel,
Du bist urnär[2]) a Wächter uf em Turm;
Du meldst uns iglich Guttes, iglich Übel;
Du meldst uns Raegen, Sunneschein und Sturm.
Wie ufte ha' ihch nich aus meinem Stübel
Nach dir gelinzt und deiner Ohnefurm[3]):
Denn warsche blau, da kunnt ma Raegen spieren,
Und warsche grau, do gingen ber spazieren.
Do stihst de noch uf deiner alen Stelle
Und sist uf de Verwirrung üm dich här!
's is viel passiert, du schlaescher Altgeselle;
Mitunter ging's ooch bluttich zu und schwaer;
Bas uben nuff zu deiner Waldkapelle
Drung ju der Krig mit seinem Schißgewähr . . .
Du oder stihst a Hirte mid a Lammeln,
De Lammelwülkel tust de üm dihch sammeln.

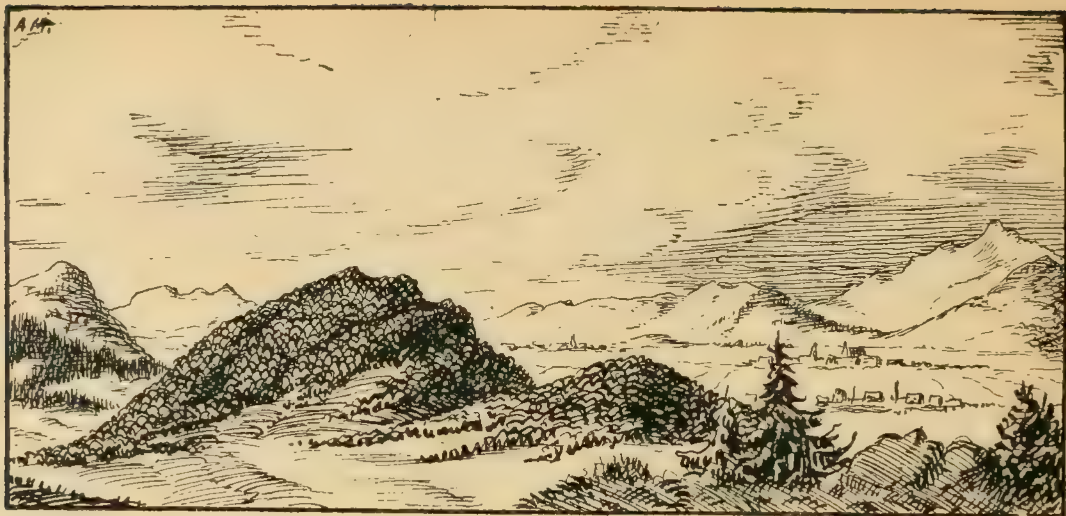
Auf dem Zobten und um ihn herum.

Von August Lichter.

Vater Holtei grüßt den Zobten als den Wetterpropheten unseres Schlesierlandes. Und in der Tat, als solcher gilt der höchste, weithin sichtbare Gipfel des Zobtengebirges in der ganzen herrlichen Ebene, in deren Mitte er sich erhebt.

Aber das ist's nicht zuerst, was unser Interesse an jenem einzeln stehenden Gebirgsstocke erweckt, es ist vielmehr die innige Verknüpfung seines Namens mit den Uranfängen der schlesischen Geschichte. Wie die heutigen Bewohner der blühenden Dörfer und Städte an seinem Fuße ihre Blicke nach dem Zobten richten, so lugten auch die ersten Besiedler Schlesiens, die dort an den niedrigen Ufern der Lohe ihre Hütten aufrichteten, schon durch die Laubkronen ihrer Eichen hinauf zu seinem nebelumsponnenen Gipfel. Slenczan nannten sie ihren Fluß, den Berg aber Slencz und ihre Heimat, die Ebene zwischen der Lohe und dem Zobten: Slenczien, woraus sich schließlich durch Weglassung und veränderte Aussprache der Name Schlesien herausgebildet haben mag.

[1]) Der Zobtenberg, Schlesiens Wahrzeichen. [2]) ordentlich. [3]) Uniform.



Blick vom Eulengebirge auf den Zobten und die Striegauer Berge.

Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts war diese Ebene schon verhältnismäßig dicht besiedelt. Am Fuße des Berges lagen mehrere große, Peter Wlast gehörige Dörfer, und vom Gipfel herab blickte gar trutzig die feste Burg des reichen, am Hofe Boleslaus III. hochangesehenen Kirchen- und Klöstererbauers. Peter Wlast errichtete im Jahre 1109 auf einem Berge am nordwestlichen Fuße des Zobtens auch das Kloster Gorkau, stattete es mit ausgedehnten Besitztümern aus und besetzte es mit Augustinermönchen, die indes im Jahre 1150 nach der Sandinsel zu Breslau übersiedelten, während sie in Gorkau, wo ihnen angeblich das Klima zu rauh war, nur eine Propstei zurückließen. Im Jahre 1296 kam der Teil des Berges, der nicht zum Stifte Gorkau gehörte, an den Herzog Bolko I. von Schweidnitz, der die auf dem Bergkegel erbaute Burg zerstörte, weil sie ein Schlupfwinkel für allerlei Raubgesindel war, das von hier aus das umliegende Land beunruhigte. Es muß jedoch einer seiner Nachfolger ein neues Schloß erbaut haben, denn schon im Jahre 1351 wird wieder ein solches genannt. Als sich im Jahre 1428 die Hussiten unter Hans Chwolda der Burg bemächtigt hatten, vereinigten sich die Breslauer und Schweidnitzer Bürger zur Belagerung des Bergschlosses und zwangen es zur Übergabe.

Da sich aber auch nachher wieder Raubritter in der Burg festsetzten, wurde sie durch die verbündeten Breslauer und Schweidnitzer abermals eingenommen und nunmehr gänzlich zerstört. Nach dieser ums Jahr 1471 erfolgten Zerstörung ist ein Wiederaufbau des Zobtenschlosses nicht mehr erfolgt, und von der alten Burg ist am Südrande der Bergkoppe nur

noch ein zerfallenes Stück Ringmauer wahrzunehmen. Aber eine Kapelle erstand auf den Trümmern. Und im Jahre 1702 wurde der Bau einer Kirche beendet, die 1834 der Blitz traf und einäscherte. Die Wiederherstellung in ihrer jetzigen Gestalt erfolgte 1852. Alljährlich wird in ihr nur einmal Gottesdienst abgehalten, und zwar am 2. Juli oder an dem darauffolgenden Sonntage. An diesem Tage wird der Berg von den Bewohnern der Umgegend zahlreich besucht, die alsdann hier oben das sogenannte Bergfest feiern.

Im Jahre 1494 ging der ganze Berg durch Kauf in den Besitz des Breslauer Sandstiftes über. Seit der 1810 erfolgten Aufhebung der Klöster aber ist er mit den ihm im Nordosten angegliederten Höhen preußisches Staatseigentum.

Die Masse des Zobtengebirges ist zum Teil Granit mit eingeschlossenem Quarz, zum Teil Gabbro. An den Hauptstock schließt sich im Südwesten ein Höhenzug, der sich nach Osten wendet und seine größte Höhe (572 Meter) im steilen Geiersberge erreicht. Er besteht vorherrschend aus Serpentin. Vor einigen Jahren legte man hier, in der Nähe des Dorfes Tampadel, einen Chromerzschacht an; doch war der Abbau dieses Minerals bisher nur wenig lohnend.

Am Fuße des Berges breitet sich eine Reihe blühender Ortschaften aus, die von zahlreichen Sommerfrischlern aufgesucht werden, und an der nordöstlichen Seite des Zobtens liegt das freundliche Bergstädtchen gleichen Namens.

Da seine Bewohner in ihrer Mehrzahl Ackerbürger sind und da sich auch die Umgegend von Zobten durch eine hochentwickelte Landwirtschaft auszeichnet, so sind die Getreidemärkte des Städtchens, die jeden Donnerstag stattfinden, recht bedeutend. In der Mundart des Landes heißt dieser Markttag der „Pauersunntig“, und stets versammelt sich an diesem Tage hier oben ein Völkchen von Landleuten, das seine Eigenart, „die echt schläs'sche Gemittlichkeet“, nie verleugnet.

Die beste Gelegenheit aber, das schlesische Volksleben hier mitten im Herzen des Landes kennenzulernen, bietet sich bei dem alljährlich stattfindenden Schießfeste, das sich stets zu einem wirklichen Volksfeste gestaltet, oder an einem der Zobtener Jahrmärkte, die zu den besuchtesten unter den schlesischen Jahrmärkten überhaupt gehören. In hellen Haufen wandert die Bevölkerung der umliegenden Ortschaften an diesen Tagen nach Zobten, und mit Freuden wird sich jeder, zu dessen Vaterhaus der alte Zobten niederschaute, auch dann noch eines solchen Jahrmarktes erinnern, wenn er fern von der Heimat fremde Bräuche üben muß.

„Druckten een o underwags die Stieweln, do zug ma sich die Kloarscha hurtig oam Groaberande aus, hing se sich uf de Achsel oder oan a Stoab uf a Rücka, und nu ging's borbs und gelenke wie a Firlafanz ufs Staadtla zu. Doas woar 'n Lust, wenn ma und ma koam under da grußmächtiga Heffa Leute! Freilich durft ma Voatersch senne Hand nie siehr giehnlohn, sunster do wärsch eem wul oam Ende derganga, wie 'm klen'n Jesukindla zu Jerusalem; ma hätt' sich verloofa und verkriemelt. Woas hoot do immer dar verpuchte Pläkjude oan da Strahlscha Ringecke fer a grußmächtiges Vergnügen gemacht! Zengstrüm üm da Dingrich quetschta de Mensche hookerdicke wie ei der Harigtunne. Nee, woas dar Moan olles zusommaschnuderte, doas woar ju reen schauderhoftig. Seine ale Frasse woar gelenke als wie a Baachstelzaschwanz. A stoand uf em hucha Trietliche, und uf em langa Tische hott a 'n ganza Kroom vul Woare ausgebrit't. Wenn ma sich da Bruder asu betracht'te, wie a dostoand, ohne Jacke und Mütze, boarköppig und ei ufgestreefta Hemdsärmeln, hurra de Kotze! do mußt' ma schunt lacha; a soag reen aus wie a wilder Äppelmoan. Und groob koam a olla Leuta als wie a aaler Püffeluchse; aber kee Mensch noahm 's 'm übel, ih balleibe! se fräta sich hichstens no drüber. „Immer 'ran, 'ran, meine Herrschaften", prüllt a, „hier ist der billige Christian! Hier kauft man feine Ware, schöne Ware, gute Ware, billige Ware! Ich verkaufe alles zu Schleuderpreisen, zu Spottpreisen, zu Lumpenpreisen; ich verkaufe die Ware halb umsonst; morgen mache ich bankrott. Ich verkaufe zu jedem Preise; nur Geld, meine Herrschaften, Geld ist die Losung! Immer 'ran, 'ran! Nu, was glotzt mich denn der Mensch da hinten mit seinem Orang-Utanggesichte so an? Er glaubt mir's wohl nicht? Na warte, du vermaledeiter Halunke du, ich will dir's gleich beweisen! Hier, meine Herrschaften, ist ein schönes Portemonnaie, ein Portemonnaie, in dem die Zwanzigmarkstücke jährlich zwei- bis dreimal Junge hecken, ein Portemonnaie, was mich selber drei Mark kostet; ich verkaufe es für zwei Mark, für fünfzehn Böhm, für zwölf Böhm, für eine Mark! Will's niemand? Na, dann gebt neun Böhm, acht Böhm, sieben Böhm, sechs Böhm, und ich sage mein letztes Wort: fünf Böhm." — „Na, do gahn Se's har!" — „Na, da hast's, du Geizhammel; konnt'st auch 'n Böhm mehr geben! Und hier, meine Damen, ein hochfeines Tuch, ein warmes, wollenes Tuch, schöne, reine, feine Wolle, ein Tuch mit hübschen Bummeln und Fransen, ein Tuch für die nobelsten Herrschaften! Es ist ein Tuch für die Kälte, meine Damen, da können Sie sich den Kopf dreimal einwickeln, daß die Bewohner der ‚schläs'schen Oberlausitz' nicht

den Husten kriegen. Ich verkaufe Ihnen das Tuch zu fünf Mark, vier Mark, drei Mark! Noch kein Geld? Na, dann gebt fünfundzwanzig Böhm, zwei Mark, fümfzehn Böhm! Will niemand? Ach, Sie Vetter da hinten, mit der schönen Holzhackerpfeife, Sie wollen das Tuch gewiß für Ihre Liebste kaufen, das sehe ich Ihnen schon an der Nase an. Immer kommen Sie 'ran, bringen Sie Geld, fümfzehn Böhm! Ich schäm' mich fast, es zu sagen. Wollen Sie nicht? Sehn Sie doch, wie Ihre alte Schalaster schon lacht! So ein schönes, billiges Tuch kriegen Sie nicht mehr. Na, da solln Sie's aber heute einmal für ein Trinkgeld haben; geben Sie vierzehn, dreizehn, zwölf Böhm! Ich muß verkaufen, ich brauche Geld." — Und bums! schmieß dar aale Hoft doas zusommagebolgte Tuch 'm Hünerte uf a Schadel, doß 'm de Mütze vom Kuppe flug. Woas wullde wull Heinrich mit dam verpuchta Norrnsacke macha? Je meher doß a zauderte, aster grisser wurde 's Gelächter, und deswägen stuppt' a ruhig da Klunker ei der Luwises Kürbla, bezoahlte sei Geld und gutt woarsch. Dar prüllige Dingrich aber lacht' sich de Hucke vul und veraxnierte glei wieder woas andersch. — „Hier meine Damen, haben Sie eine Klopfpeitsche, auch neunschwänzige Katze, Karwaatsche oder Kantschu genannt, für manche Leute ein sehr gefürchtetes, aber für Sie, meine Damen, ein unentbehrliches Werkzeug. Die Weibsleute haben ja täglich gar viel zu klopfen an Polstersachen und Teppichen, an Betten und Kleidern. Ja, es soll sogar manchmal vorkommen, daß sie die Hosen schon ausklopfen, wenn der Mann noch drin steckt. Die Peitsche ist unter Brüdern eine Mark wert; aber ich muß morgen tausend Taler haben, und da verkaufe ich zu jedem Preise. Die Peitsche kostet neun Böhm acht Böhm, siebenundeinenhalben Böhm. Nun, kauft sie kein Mensch? Na, da gebt sieben Böhm, sechs Böhm, fümf Böhm! Noch kein Geld? Nanu werd' ich aber doch bald wilde! Ihr denkt wohl, ich habe meine Ware gestohlen, ihr Vollmondgesichter! Aber wartet, Ihr werdet schon kaufen; die Peitsche ist vielleicht doch noch etwas teuer. Nein, ich will nicht Euern Schaden, ich will bloß Euer Geld. Also, da gebt vier Böhm, drei Böhm, und ich sage mein allerletztes Wort: gebt zwei Böhm! Fort mit Schaden! Wer will sie?" — „Na, fer doas Geld war ich se nahma," soate a dickes Eerweib, und der billige Christian meente: „Sie alte, fette Wachtel, konnten Sie das nicht schon vor einer halben Stunde sagen, da waren wir jetzt schon viel weiter." — Schwopp! hott' a schunt wieder 'n Spiegel ei der Knuche und rackt' a ei de Hieh und but a aus. Asu ging doas nu ei em weg. —

Wie frät' ma sich doch über die Banklasänger, über die Offabuda

und über de Harigweiber! Wie belackt' ma sich do is Maul, wenn ma 'n Sammel und a Stückla Knoblichtwurscht, a poar Pauerbissa und a Paketla zu spachteln krigte! Und koam ma obends heem wie a derschloaner Hund, doß ma und ma muchte ver lauter Müdigkeet ken'n Bissa assa, do hätt' ma sich doch de Oga aus 'm Kuppe rausgeflennt, wenn der Voater und a hätt' een a andermool ne mietegenumma."

Im nördlichen Teile der Stadt Zobten, am Wege nach dem Bahnhofe, liegt der Platz, auf dem sich im Jahre 1813 das Lützowsche Freikorps sammelte; er ist durch ein würdiges Denkmal gekennzeichnet. Ebenso ist das Haus, in dem der Dichter Theodor Körner wohnte, der auch zu den Freiwilligen des Lützowschen Korps zählte, mit einer Gedenktafel geschmückt. Eine halbe Stunde nördlich von Zobten liegt das Dorf Rogau. In der evangelischen Kirche dieses Ortes wurde am 27. März 1813 das Freikorps der Lützower feierlich vereidet und eingesegnet.

Der Aufstieg nach dem Zobten kann von verschiedenen Punkten aus erfolgen: von Zobten, Striegelmühle, Silsterwitz, Tampadel und Gorkau. Diese Orte liegen sämtlich nah' am Fuße des Berges.

Wenn man den Weg von Zobten zum Aufstieg wählt, so trifft man etwa im letzten Drittel — fünfzig Schritte rechts vom Wege — auf zwei interessante Steingebilde: „Jungfrau und Bär". Beide Figuren sind von bedeutender Größe und aus Granit gemeißelt. Es fehlen ihnen die Gliedmaßen, die roherweise zerstört worden sind. Das Gebilde der Jungfrau, die einen großen Fisch im Arme hält, hat früher sicherlich aufrecht gestanden, liegt jetzt aber auf dem Rücken; der Bär dagegen ist stehengeblieben. Ein ähnliches Steingebilde trifft man, wenn man in der Richtung von Striegelmühle aufsteigt. Es ist ebenfalls ein Granitblock, der die „Sau" heißt. Bis zum Jahre 1853 lag diese Figur unter Steinen fast vergraben; denn es war eine allgemeine Sitte, daß jeder Vorübergehende einen Stein mitbrachte und diesen mit den Worten dem Steingebilde zuwarf: „Sau, da hast du ein Ferkel!" Die Bedeutung dieser merkwürdigen Gebilde, die auch zu sagenhaften Deutungen anregten und deren es in der Stadt Zobten, in Marxdorf und Gorkau noch einige andere gibt, läßt sich zwar nicht mit Bestimmtheit ermitteln; doch stehen sie wahrscheinlich mit dem Kultus unserer heidnischen Vorfahren im Zusammenhange, wie ja auch erwiesen ist, daß der Zobten in der Zeit des Heidentums ein Opferplatz der Götter war.

Wenn man auf der Koppe des 718 Meter hohen Bergkegels angekommen ist, so wird das Auge durch den Anblick einer ziemlich ausgedehnten grünen Bergwiese erfreut. Auf einem Felsen, der sich

zwölf Meter über die Wiesenfläche erhebt, steht die Kirche, die auf Verlangen vom Bergwirt, der auch im Winter den Zobten nicht verläßt, geöffnet wird. Von der Kirche aus zieht sich nach Süden hin in einer Länge von hundert Metern ein rechts und links steil abfallender Felsrücken, auf dessen äußerstem Ende sich die „Schaubühne oder Kanzel" befindet. Da liegen nun um den Beschauer herum die schönen Dörfer und Städte mit ihren Hütten und Palästen. Hier grüßt Gorkau mit seiner weit über die Grenzen Schlesiens hinaus berühmten Bierbrauerei, und dort winkt Ströbel mit seinen großartig angelegten Granitsteinbrüchen; da breiten sich vor ihm in üppiger Farbenpracht die bunten Wiesen und Felder aus mit ihren Wässerlein, Bächen und Flüssen; da ragen am fernen Horizonte zum Himmel empor auf der einen Seite die stolzen Türme von „Gruß-Brassel" und nach der anderen Seite hin die blauen Berge der Sudeten, der schlesischen Alpen.

Eine Reise vor hundert Jahren.

Von Karl von Holtei.

(Holtei erzählt, wie er mit seinen Angehörigen von Landeck nach Breslau zurückkehrt, wohin sie in irriger Furcht vor einer Zerstörung der Heimatstadt durch Napoleon geflohen waren.)

Wir reisten. Aber wie?

Ein anständiges Fuhrwerk war nicht aufzutreiben. Kein Lohnkutscher wollte aufs ungewisse die Reise wagen. Nach vielem Fragen entdeckte Tante Julie einen Frachtfuhrmann, der mit schwer beladener Karre sein Glück versuchen und im schlimmsten Falle unterwegs in irgendeiner Dorfkneipe liegenbleiben wollte, wo der Hafer wohlfeiler wäre als in dem überfüllten Landeck. Diesem Flegel, dem gröbsten seiner flegelhaften und rohen Genossenschaft, vertrauten wir uns an. Auf seinen Kisten, Säcken und Tonnen wurden uns Sitze hergerichtet, die höchst mühselig, für meine alte Pflegemutter mit drohender Lebensgefahr, zu erklimmen waren, und wir verließen Landeck als Gegenstände allgemeinen, mitleidigen Hohnes.

Am ersten Tage unserer Reise legten wir, nachdem wir lange vor Sonnenaufgang aufgebrochen waren, zweiunddreiviertel Meilen zurück und übernachteten in demselben Wirtshaus unter der Festung Glatz, wo wir bei der Herreise übernachtet hatten. Die Szenen beim Ab- und Einklettern, die spöttischen Bemerkungen der uns geringschätzenden Hausknechte, die pöbelhaften Scherze unseres Fuhrmannes

und seines Knechtes, die ewig dauernden Stunden im Wagen selbst in der dumpfen, erstickenden Atmosphäre unter übelriechender Sackleinwand, die Qualen der ganzen Fahrt zu schildern, geht über mein Vermögen. Es ist eine der scheußlichsten Erinnerungen aus meinem Leben. Ich machte meinem Grimme gegen die Verkehrtheit dieser Anstalten so unverhohlen Luft und geriet mit Mutter und Tante in so erklärten Krieg, daß erstere mir schon im Laufe des ersten Tages mit höchsteigener Hand eine tüchtige Ohrfeige gab, eine bis dahin ihrerseits unerhörte, meinerseits unerlebte Tat, der ich den Ausbruch einer verzweifelten Wut entgegenstellte, gleich darauf den Wagen verließ und mit dem Entschlusse, nicht mehr wiederzukehren, davonlief. Rascher zu laufen als des Fuhrmanns Pferde mit ihren Zentnerlasten ward mir nicht schwer; denn ich war sehr leicht, nur zu leicht, weil ich kein Geld oder doch nur etliche Groschen bei mir führte. Dieses Bedenken hielt mich mitten im schnellsten Laufe mächtig zurück; immer kleiner wurden meine Schritte, immer mäßiger meine Wut, und als der Frachtwagen mit meiner schätzbaren Genossenschaft vor dem Wirtshause stand, war der verlorene Sohn schon wiedergefunden. Ehe wir, den Hunden gleich, die unsaubere nächtliche Streu bestiegen, fand eine Aussöhnung statt.

Je weiter wir am zweiten Tage vorrückten — die Pferde gingen so langsam, als hätten sie tiefere Blicke in die Politik getan —, desto niedergeschlagener wurden die Aussichten. Wir begegneten ganzen Scharen von Zurückkehrenden, die uns ihr eigenes Beispiel vorhielten und uns wohlmeinend warnten, nicht einen Schritt weiter zu tun; von Durchdringen sei keine Rede, und sie wären den drohenden Piken unserer Freunde, der Kosaken, nur mit Not entgangen.

Der grobe Fuhrmann, der auch Wein auf seinem Riesenwagen führte, fing an besorglich zu werden. Nach einigen Gesprächen mit vertrauten Gastwirten beschloß er, die Breslauer Hauptstraße zu verlassen und einen Nebenweg einzuschlagen. Wir, als willenlose Schlachtopfer, waren in seiner Gewalt. Und da gelangten wir denn — Gott mag wissen, wieviel Tage wir auf schlechten Wegen herumkrebsten — endlich einmal nach Strehlen. Dort stand das Hauptquartier, und sein Chef war Blücher. Hier nun entwickelte der grobe Fuhrmann sein diplomatisch-strategisches Talent, indem er uns verkündete: bis hierher habe er uns glücklich gebracht — uns wie seine Frachtstücke. — Mit zerquetschten Rippen und zerschundenen Gliedern! Das nannte die Bestie glücklich. Jetzt sei es an uns, vom Allgewaltigen, von „Blücherten“, den Freipaß zu erwirken, der uns und natürlich auch ihn, wie sämtliche anderen

Lasten des Wagens, durch die lebendigen Sperr- und Hemmketten zaubern müsse. Unsere Gesichter waren zum Malen. Aber das stumme Staunen dauerte nicht lange. Tante Julie zeigte sich resolut; sie wolle dartun, daß sie die Tochter eines alten Husarenobersten und Regimentskommandeurs, ich solle beweisen, daß ich sein Enkel sei, sagte sie. „Blücher ist auch ein alter Husar, er wird Husarenkinder freundlich empfangen. Komm, Karl!“

Wir gingen, begleitet von flehenden Segenswünschen meiner Pflegemutter und nicht ohne Spuren steigender Achtung seitens des groben Fuhrmannes.

Es kann in der Nachmittagsstunde gewesen sein zwischen drei und fünf, als wir in Blüchers Haus traten. Ein Adjutant hörte uns freundlich, aber achselzuckend an, ging uns zu melden, und nach kurzer Frist wurden wir in ein Wohnzimmer geführt, wo uns der General ein wenig bärbeißig empfing. Tante Julie stellte vor, daß ihr Mann, bei den Militärlazaretten und als Stadtphysikus in Breslau vielfach geplagt und beschäftigt, die Hausfrau nicht länger entbehren könne.

Blücher schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Es geht nicht; ich habe schon viele zurückschicken müssen.“

Ich faßte mir ein Herz, flüsternd: „Und meine alte Pflegemutter ist schwach; sie kann's auf dem Frachtwagen nicht mehr lange aushalten; wir müssen nach Hause.“

„Wer bist du?“ fragte der Held.

Ich nannte mich bestens.

„Bist du“, fragte er lebhafter, „verwandt mit dem Rittmeister gleichen Namens, der in Lübeck —“

„Sein Sohn!“ erwiderte ich. „Und ich“, fügte Tante Julie sehr passend hinzu, „seine Schwester; der alte Oberst war mein Vater.“

Blücher schlug jetzt die Augen auf. Nun war er schön!

Aus dem Brummbär war ein milder, freundlicher Mann geworden.

Er rief seine Gemahlin und seine Tochter erster Ehe herein, stellte ihnen meine Tante vor und ließ, während der Paß ausgefertigt wurde, Kaffee servieren, wobei er mich mit Kuchen reichlichst begabte. Ich mußte unwillkürlich an die Kinder denken, die in dem Lager der Hussiten vor Naumburg, anstatt vom Prokopius gegessen zu werden, selbst zu essen bekamen.

„Warum bist du nicht mitgegangen?“ fragte er mich später.

„Ich war“, sagte ich, den Mund voll Kuchen, „noch zu jung; sie schickten mich zurück.“

„Na, du wirst schon noch 'rankommen; so geschwind werden wir nicht fertig werden.“

Unterdessen brachte man ihm das inhaltschwere Blatt; er unterzeichnete, schüttelte uns die Hände und entließ uns.

Lächle, wer lächeln will, mich freut es heute noch, daß ich dem alten Blücher die Hand geküßt habe, die den Säbel geführt, daß er mir mit dieser seiner Hand einen kleinen Schlag auf die Wange gegeben und zu mir sagte: „Adieu, mein Junge!“

Welchen Eindruck unser glorreiches Wiedererscheinen im Gasthause und mein an den groben Fuhrmann gerichtetes Machtwort: „Jetzt vorwärts!“ hervorbrachte, wie die Leute um uns her den errungenen Paß mit unserer armseligen Art zu reisen gar nicht in Verbindung zu bringen wußten, wie dann, als wir uns wieder den drohenden Vorposten näherten, die Soldaten nur auf dringendes Begehren den Wachtmeistern, diese kopfschüttelnd den Offizieren Kunde gaben von der Kühnheit einer auf dem schmählichsten Lastwagen anreisenden Familie, die so frech sei, sich auf einen Vorzugspaß von Blücher berufen zu wollen, wie dann endlich dies mächtige Papier weiterging von Hand zu Hand und wir zwischen den Truppen unsere Schneckenfahrt fortsetzen durften, ein Gegenstand des unverhohlenen Erstaunens: das beglückte und versöhnte mich fast mit allen Greueln der Heimreise.

Aus: Karl von Holtei, Vierzig Jahre.
Breslau 1898, Trewendt & Granier.

Auf der Oder an Brieg vorüber.

Von Marie von Bunsen.

Alles war in Ordnung; die „Formosa“ lag friedlich im Rudervereinshaus. Ich bat, sie ins Wasser zu stellen, und konnte mir Brieg beruhigt ansehen. Ich ging durch die stillen Straßen, lernte eine schlesische Stadt kennen. Haben die Städte einer anderen Provinz einen so scharf gezeichneten Charakter? Immer der „Ring“, der Marktplatz mit wichtigen, stattlichen Häusern, in der Mitte das Rathaus, und zwar nicht vornehm abgeschlossen, sondern mit anderen Gebäuden verwachsen, gemütlich mit kleinen Buden umstellt. Trotzdem groß und eindrucksvoll, die Hauptsache. Steinerne Brunnen mit schöpfenden Frauen, auf den Stufen spielende Kinder; an der einen Seite des Platzes die Kirche, fast immer eine gotische aus rotem, nachgedunkeltem Backstein. Von Krakau her kannte ich diesen polnischen Grundplan;

aber dies sind deutsche Städte, jene deutschen Städte, welche Schlesien schufen. Durch sie, nur durch sie wurde Schlesien deutsch, verblieb nicht bei Polen noch Böhmen.

Der Typus ist nicht nur symbolisch bedeutsam, er ist architektonisch wirksam; ein freigelassener Raum, in dem alle Kundgebungen, Aufzüge stattfanden und die Häuser zur Geltung kommen. Dieses Brieger Rathaus ist pittoresk, hat Giebel und Türme und Laubgänge. Ich kam durch Straßen mit guten Familienhäusern; bis in das späte achtzehnte Jahrhundert hielt man noch am Giebeltypus fest, bis in die Biedermeierzeit wurden behagliche Einzelhäuser gebaut. Sie sind nicht besonders interessant. Hier, wie in all den später gesehenen schlesischen Städten, sind sie aus Stuck; so fehlt die vornehme Echtheit. Aber doch angenehme Typen; man kann sich die besseren Familien der Stadt in ihnen vorstellen, die, bei denen Eichendorff und Holtei verkehrten.

Nun kam das Piastenschloß. Im Ersten Schlesischen Kriege wurde es von uns Preußen zur Ruine zerschossen, aber das historisch ansprechendste, wichtigste Glied eines Gebäudes, das Portal, ist erhalten. Eine überraschend schöne Ornamentik, edle Renaissance, Ranken und lustige Grotesken. Aus Mailand war der Meister verschrieben. Über dem Eingang stehen zwei fast lebensgroße Gestalten, der Erbauer Herzog Georg mit seiner brandenburgischen Gemahlin. Ein herrlicherer Fürst läßt sich nicht denken: groß, schlank, mit wallendem Bart, mit edlen Zügen; wie steht ihm die geschmackvolle, reiche Tracht aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts! Daß er tatsächlich so aussah, verbürgt die Statue der Gattin; auch sie ist prächtig gekleidet, hat jedoch ein plattes, reizloses Gesicht. Es ist ein Vergnügen, an den Herzog Georg zu denken; er war ein trefflicher, fürsorglicher Landesvater, hatte Freude am Schönen. Unter seinen Nachfolgern diente Friedrich von Logau. Ein edel empfindender Mensch, litt er schwer unter dem Drucke der Zeit. Unzählig oft ist er hier aus- und eingegangen; seinem Herzog Ludwig war er treu gesinnt. Er schwärmte von der Anmut und Güte der Herzogin Anna Sophie, einer mecklenburg-strelitzschen Prinzessin. Diese persönlichen Beziehungen waren die Sonnenstellen seines Daseins. Das Hofamt war kärglich besoldet; er war unglücklich verheiratet; während des Dreißigjährigen Krieges ist sein Leben verlaufen. Beinahe ausschließlich hatte er hier gewohnt; nach seinem Tode versicherte ein Trauergedicht, „das große Brieg“ würde sich vor „Kummer rühren“.

Die Hofkirche ist uralt, wurde in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts neu aufgeführt, dann wieder Ende des achtzehnten Jahr-

hunderts. Aus dieser Zeit stammt das Altarbild; die Lieblingsheilige Schlesiens, die Schutzpatronin Hedwig, jene fromme und milde Fürstin aus der Zeit des Mongoleneinfalles, prangt dort in ausgeschnittener französischer Hoftracht, schaut süßlächelnd gen Himmel. Oben ist die Fürstenloge; eine kleine Tür führt ins Schloß. Hier hindurch sind alle jene Herzöge und Herzoginnen allsonntäglich getreten, auch der schöne Georg II. Kürzlich hat man die Fürstengruft geöffnet, die Särge aufgestellt. Da liegt Dorothea Sibylle von Brandenburg. Man fand sie im goldbraunen Samtkleid. Ihr Page Friedrich von Logau hat dieses Gewand seiner Herrin und Gönnerin wohl oft getragen. Er war ein vielversprechender Schüler des dicht dabei liegenden Gymnasiums, und bei einer Feier deklamierte er zur allgemeinen Bewunderung das Gebet des Äneas an den Delischen Apoll. Die Schüler hatten ihr eigenes, aus Schülern gebildetes Gericht. Noch zeigt das einfache Gebäude die Wappen der fürstlichen Gründer, die gewölbten Durchgänge jener Zeit. Im strahlenden Nachmittag ruderte ich davon. Über den Uferhäusern erhob sich das formlose, große Schloß, halb von Bäumen verdeckt; die rund geschwungenen Jesuitentürme, die starren, schlanken der alten protestantischen Kirche blieben lange in Sicht. Überall badende Kinder; es war richtiger Sommer, das günstigste Wetter. Im schimmernden Blau schwebten weiche und doch kühngeformte Wolken; eine jede spiegelte sich im glatten, hellblauen Wasser. Im übrigen! — Man hatte es mir ja gesagt, von verschiedenen hatte ich es gehört: „Sie wollen die Oder hinunterfahren? Etwas Langweiligeres könnten Sie schwerlich finden: hohe Deiche, Steinbuhnen, Weidenbüsche.“ Ich hatte es nicht geglaubt, aber tatsächlich war es so, genau so. Regelmäßiges kurzes Weidengestrüpp verschloß jede Aussicht; kein Schilf, keine Blume, nichts, als in bestimmten Absätzen herausragende Buhnen und dazwischen sandige Buchten. Mir kam es vor, als durchzöge ich eine unendlich einsame Steppengegend. Ich überdachte die vor mir liegende langgedehnte Strecke und war bedrückt, tröstete mich mit dem etwas flauen Trost der gesunden Bewegung in der guten Luft.

Dann aber erschienen vereinzelte schöne Bäume, dann Wälder, prächtige Eichenwälder, manchmal hart am Ufer. Die Eichen wirkten geheimnisvoll, lebend und grün und doch stumm und ernst. Hier war eine kleine Erhöhung im Wald; dort, im damaligen Oderwald, lag im elften Jahrhundert die Hauptfeste des Landes, die umwallte Burg Ritschen (Rezen), eine Zufluchtsstätte der Bischöfe, wenn die heidnischen Polen die neue verhaßte Religion wieder einmal ausrotten wollten.

Zwischen zwei Buhnen sah ich eine kleine Weideninsel; diese würde die „Formosa" vollständig verdecken, gäbe ein vorzügliches Nachtquartier. Etwas entfernt, aber doch den Augen erfreuend sichtbar, lagen große Wälder; die schönste Sommernacht stand bevor. Ich ruderte in die kleine Bucht und schlang ein Tauende um die Weiden. Allerdings schwirrte es von Mücken. Ich war jedoch überzeugt, daß ich im Schlafsack unter dem Netz vollständig geschützt ruhen würde, ging daher nach raschem Abendessen, sobald die Sonne rotgolden zwischen goldverbrämten Wolken verschwand, zu Bett. Das Zeltdach hißte ich nicht, wollte diese schöne Sommernacht möglichst intensiv in mich aufnehmen, wollte ganz frei unter dem Himmel liegen.

Aus: Marie von Bunsen, Im Ruderboot durch Deutschland. Berlin 1914, S. Fischer.



IV. Die Hauptstadt.

Breslau im siebzehnten Jahrhundert.

(Nach der Handschrift des jungen bayerischen Bildhauers Franz Ferdinand Ertinger, der auf seiner Gesellen- und Studienreise im Jahre 1694 in Breslau weilte.)

Bratislavia, zu deutsch Bräslau, die Haubtstatt in dem Herzogthumb Schlesien ist gebauen vnd also genent worden von ein haydnischen Herzog Vratislaus, ligt an dem fluße Oder vnd Ola, hat veste starke Pasteyen vnd Mauern, einen weiten gemauerten wassergraben, also das Breslau keiner andern statt weichen mag, man sehe gleich an die schöne fortification, die herligkeit der gebäy oder geziert vnd pracht der kirchen, weite der gassen, ordenliche policey, eines ehrbaren weisen raths hogste fürsichtigkeit, manhait vnd gegen den Vnderthanen sanftmitigkeit, oder des gemeinen volckhs freindlichkeit vnd ehrbahren wandels, in summa dise statt ist durchgehens ein schön vnd lustreicher ohrt, in welchen vihl volckh, großr reichthumb vnd schöne weibsbilder z' finden sein. Sie ist zum offtern erweitert worden, wie aus den schwigbogen zu ersehen, welche vor disem die aussersten thor sohlen gewesen sein. Die statt hat acht haubtthor, welche von soldaten vnd burgern wohl besetzt vnd bewacht werden. Die schlissel zu solchen ligen auf dem rathhaus in des befelchhabers observation. Diejenige beaidigten, so die thor auf vnd zu schließen, haist man Circkler, dise dragen vnder den Mäntlen mit auf sich habent kurzen gewehr, mit convoy eines andern Burger / vnd soldaten die schlissel zum auf- vnd zuschließen, wans thor zugeschlossen, werden die schlissel, bis sie wieder in die verwahrung komen, mit allen Thorstehern beglaidet.

Belangend das Bistum, so ist solches von dem ersten Christlichen vnd Bohlnischen Herzog Myeskon hinfero gelegt, vnd biß dato verblieben, vnd obwohlen die Burgerschaft sambt dem Magistrath der ausburgischen Confession zugedan, so hat es doch vihle Burger vnd Inwohner, so catholisch sein, auch siben Clöster, worin die eifrige ohrtensmänner die hayl. Sacramente offentlich nach christ-catholischen gebrauch administrieren, vnd bestehen aus folgenten orten, als erstlich in der

kayserlichen Burg das Collegi der R. P. der Soc. Jesu welche großen nuzen in der catholischen Religion schaffen, dise führen einen mächtigen Kirchenbau, wozu Ihro Kaiserl. Majestät Leoboldus jährlich zwelf daussent gulden gibt. Zum andern das Closter bey S. Mathie als creuzherrn vnder einem Praelaten. Drittens das prächtige Closter der PP. Prämonstratenser, auch vnder einem Prälaten, in dero Klosterkirch des kunstberümbten Wihlmans Handt in alten aldar Bläder wohl zu sehen, insonderheit in Zwayseitenstück Paulli Bekehrung, vnd sankt Catharina Enthaubtung. Viertens die PP. Capuziner; fünftens die PP. dominicaner, in dessen kirrch die laurentanische Capellen. Sechstens der PP. franciscaner ney erbautes Closter vnd kirrch, darin schone mahl vnd Bildhauerey kinsten zu sehen; sibenden das PP. Minoriten-Closter, dabey die große dorothea kirch, darin der hochgelehrte Carmeliter P. Weinmiller wiederumb refociret, in dem er wegen den Weibern das Luderthumb ein Jahr lang frequentiert. Die PP. Carmeliter haben auch mit list einen blaz erworben, vnd haben bey meiner abrais eine kirch Closter vnnd garten ausgesteckht, vnnd anfangen Matteriallien bey z'fiehren. Es ist auch noch neben drey Gott gewütmeten Junckfrau Clöster, eine ritterliche Johaniter Comendam Corporis Christi kirchen zu sehen. In der Insul Sandt, als eine Vorstatt, so mit einer Bruckhen über den fluß Oder der statt angehefft ist, sein noch zwey clöster, als da ist der PP. canonici regularis, das andere ein Junckfrau Closter. Von diser Vorstatt gett man über eine Bruck vnd arm des fluß Oder, vnd kombt auf den Thum, als auch eine Insul von schönen großen gebauen vnd aigener fortification vnd Thorstehern, darin ist zu sehen die Thumkirch zu sant Johann, darin absonderlich zu besichtigen Ihr Eminenz des Cardinals von Hessen auch Bischofs vnd oberamt in Breßlau hochseligen gedechtnus, von weißen Marmor schön vnd künstlich aufgeführte Capelle vnd begräbnuß, so ihr aigenes eingehnens hat. Item ist auf diese Insul die große kirch beim hayl. creuz, allwo zway kirchen über einander stehen, in der vnderen ist S. Bartholome gnedig, dise kirch ist gestüfft worden von der hayl. Bohlnischen Herzogin Hetwigis. Item steht die bischöfliche Residenz vnd der Thumherren hoff darin. Die Schweden haben diese Insul im vorigen krieg eingenohmen, dahero das sprichwort erfolgt, die statt Breslau sey eine Junckfrau, habe aber den schurz oder fürduch verlohren, das ist der Thumb. Es hat auch noch in einer andern vorstatt ein Bohlnische kirch vnd schuel.

Widerumb auff die statt zu kommen, so hat solche in ihrer Circumferenz neun tausend geometrische schridt, darin zway ludrische Gymnasia

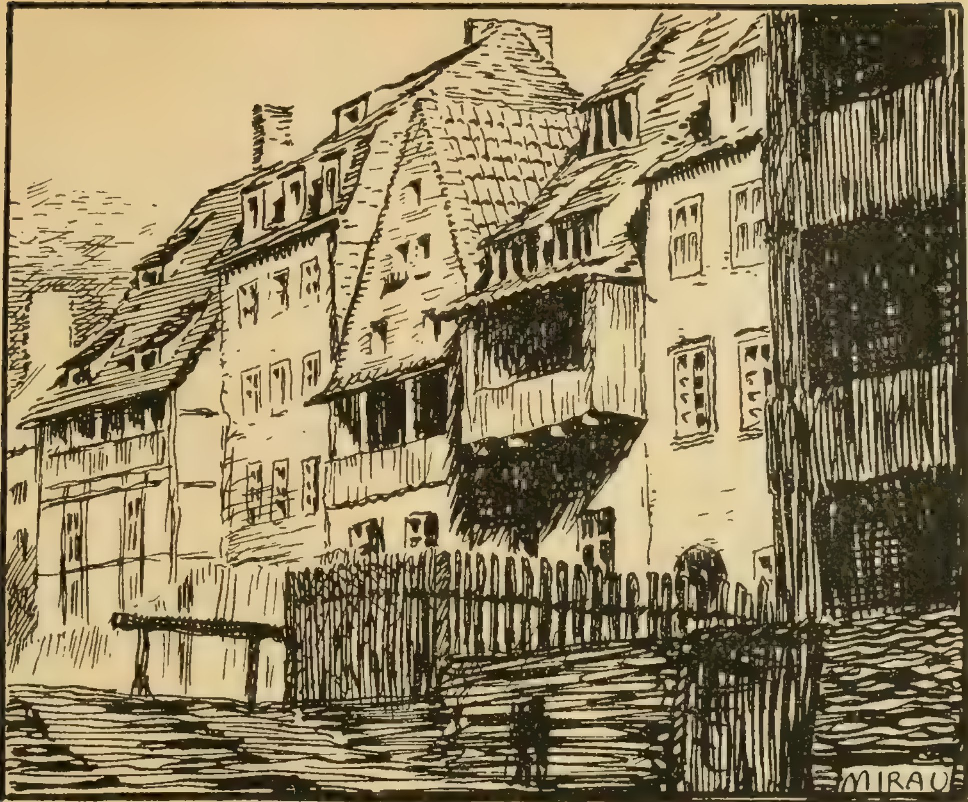
S. Elisabeth vnd S. Maria Magdalena sambt ihren schönen kirchen vnd thurmen. Anno 1529 ist der Gibel vom thurm S. Elisabethkirchen ein gueth Theil davon abgefahlen, ohn verlezung einiges Menschen, vnd solcher Casus ist höchst verwunderlich ergangen, wie dan zur gedächtnus ausserhalb des turms auf dem kirchhoff dises in stein gehauen noch heut zu sehen, das die Engel wie nicht bloß vermuthlich, sondern wahrhafftig muß geschehen sein, solch abgefahlenes stuckh dragen. Kurze Zeit hernach ist auch die ganze statt von dem wahren allein sellig machenden katholischen glauben ab, vnd auf das luderthumb gefahlen. In diser großen Haubtkirchen ist in dem Hochaldar das abentmahl Christi gemahlten wohl zu sehen.

Zu S. Maria Magdalena seindt 2 Thürme, oben grien; in diser ebenfahls großen Haubtkirchen sein zway von marmor vnd allowaster künstliche Eppidavia von dem kunstberiembten Mathias Rauchmüller zu sehen.

Im der neystatt ist auch noch ein ladeinische schuel, ibrigen gibt es auch vihl deutsche schuellen.

Bey disen 3 kirchen, so vor dem abfahl die eine der Thum, die ander der Chreuzherrn, die drite der PP. Franciscanerkirchen gewest, hat es der Zeit bey jeder einen ludrischen Brobst. So ist die statt in drey thail zu den bemelten 3 Haubtkirchen abgedailet, also ein gewüß Thail muß bey S. Elisabeth sich copuliren, sodan auch dahin begraben lassen S. Maria Magdalena hat auch disfahls seinen sonderlichen thail, vnd die neystatt, so bey nacht sich ganz verschließen kann, hat auch ebenfahls das Seine. Aber zu den Predigen vnd abentmahl stehet jeten frey nach belieben in die kirchen zu gehen.

Bey den Hochzeiten ist folgenter Brauch; van baynde verlobte mit ihren gästen in die kirch kommen, wird der breidigamb von zway befreinden männern zum aldar gefiehret, vnd sodan auch auf der brauth seiten; diese männer bleiben ein jeter auf seiner seiten hinder ihnen stehen, alsdan geschieht von gaistlichen eine kurze sermon vnd darauf copuliert er sie, nach disen beglaitet ein jete bardey seine person in den kirchenstandt, betten noch was wenigs, vnd gehen haim, werden zu disch zu sitzen abgelassen, zu verbietung unnothiger complimenten. So hat es auch seine ordnung, wie lang man speissen vnd danzen darff, weil zu jeter Hochzeit ein stattknecht / gehen muß, darauff genau acht zu haben, das nicht iber die gebiehr gehandlet werde, vnd diser stehet an der Hausthür vnd examinieret alle, so ein oder ausgehen wohlen, vnd sie aus oder eindragen, damit kein vnheil bey solcher frohlichkeit vorgehe. kombt



Breslau, Weißgerberohle.

die abentzeit herbey, so zaiget ers offentlich an, vnd gehet davon, kombt er dan wider, zu sehen, ob man gehorsamb gelaistet, vnd befindet ers nicht, so ist man in der straff. was unehrlich aber zusammenkombt, muß erstlich in gefängnus, vnd müssen einander behalten, auch wans wohl gehet, werden sie in der sacristeye under einem auf dem kopf habenden strohkranz, der ihnen vom bidel aufgesetzt wird, copuliert.

Die leichbegängnus bedreffent wird der armste mit singenten process begraben, vnd gehen zway gaistliche in weißen Cohr-Hembdern mit. Die choralisten, so die horas canonicas in der kirch täglich singen müssen, worzu gemeiniglich arme studenten, so musici sein, sich gebrauchen lassen, dise dragen die leichter, vnd haben auch bey gemeinen leichen weiße cor-Hember an, vnd werden 2 kerzen oder brenneten wachslichtern vohr den gaistlichen vnd hinder ihnen die leich gedragen; was vermöglicher, last sich mit 4. 6. 8. kerzen / vnd so vihl gaistlichen, sodan mit halben oder ganzen schuel procesh vnd ihren Herren praeceptoribus begraben: vnd was von adel wird effters mit zway auch allen 3 lateinischen schuel proceshen vnd mit 16 oder 24 kerzen, 3 schenen vorherdragenten

crucifix, vnd vmb die bahr 24 wachserne fackhelen vnd so vihl in weißzen cor-hembder gaistliche vnd 3 haubtkirchen geleith pompos begraben. vnd das kostet auch ein ziemliches gelt, doch wird keine leich-predig, sondern zu haus von zway gaistlichen denen negsten befreinden eine leich-sermon vnd abdanckhung gehalten.

Bei dem Beichtstuel wird eine jete Person insonderheit absoluiert vnd wird der Beichtpfennig geraichet. Die 2 Herren gaistlichen, so das abentmahl administrieren, ziehen Caseln an, wie bei uns catholischen, vnd wird alles lateinisch von dem Priester vnd dem cohr respondiert, gesungen, bis auf die wort der stüftung, dise deitsch, so werden auch 2 große wachsene kerzen auf dem aldar darbey angezindet, die brennen so lang die comonion wehret. nächtlicher weil werden dise kirchen mit großzen hunden inwendig bewachet. /

Item hat es ein schön, groß vnd weites rath-haus, an welches vihl kaufmansgewelber gebaut, vnd neben solchen ist rings vmher der Marckht, da täglich von morgen frueh bis auf den abent allerhandt victualien vnd anders mehr zu erkaufen ist. Es hat auch schöne, saubere weite vnd zum theil lange gassen, vnd wirrd alles in guther ordnung weislich regiert.

Der Edle, gestrenge vnd Hochweise Rath bestet in 24 personen vnd werden auch ledige doch manbahre vnd wohl meritierte personen in rath genohmen. Item es seindt von der fleischer- beckher- vnd duchmacher-zunft, von jeter ein person im rath, die ibrigen Zünften sohlen dise Ehr verscherzt haben, aus folgenten, nämlich: es hat sich ein aufruhr in der statt zugedragen, als nun der ganze Magistrath auf dem rathhaus gewest, die sachen zu schlichten, hat man hinein gedrungen vnd den ganzen Magistrath herundergestürzt, worunder ausser bemelten Zünften alle sohlen gewesen sein, aniczo seindt vor alle fenster euserne starckhe gütter gemacht, vnd wird jährlich am selbigen dag das rath-haus zum Gedächtnus beschlossen gehalten. Die Herren des raths fuehren sich maistens in einer karuz mit 2 schönen gleichfärbigen / pferden, mit trabanten oder dienern neben der karuzen auf das rathhaus: vor disen Magistrath komen keine gemeine casus oder liederliche Händel, sondern es ist ein verstendiger wohl beretter vnd erfahrener man darzu, zu einem vogt verordnet, vnd citiren die burger vnd burgerinen einander selbst vohrn vogt, wihl eines nicht erscheinen, so ersucht man den vogt, das er mit dem bittel seine widerpart wohle citieren lassen, vnd dises wird vor einen großzen despect gehalten: Der vogt dictiert auch nicht allzeit geltstrafen an, sondern nach befünden, weiset er maistens zum verglich,

wihl aber eines vor den Magistrath appelieren, so mag ers thun, wan er geld genung hat. Es ist aber im nahmen des Magistraths eine qualificierte Person, vmb furfahlenter noth ein befelchshaber verordnet, der wonet hart am rath-haus, zu dem komet jeter man bey dag oder nacht, wan gewahlt geschicht: und bittet vmb hilf. Weil nun auf dem rathhaus jederzeit guethe beraithschaft von burgernsoldaten vnd stattknechten, deren auch nicht wenig, so gibt oder schickht er also bald nach befindenuß von solchen dem nothleidenden hilfe zu. Hat aber der Magistrath der gemeinde der statt was anzudeuten, so wird dem bittel solches schriftlich erthailet, diser setzt sich auf ein pferdt, ein bahr bueben / in Mänteln laufen vor ihm hin, auf einen schaidweg oder creuzgassen vnd schreyen 3 mahl, das Volk sich samle. Wan der reiter kombt, so list er das mandat ab, vnd das geschicht durch die ganze statt herumb, so wird auch bey nacht scharf gewachet, vnd sein auf jeter gassen zwai wächter die ganze Nacht, damit sicher fort zu komen. Geschicht was muthwilliges, so haben die wächter sonderliche pfeifen, wodurch sie zur hilflaistung einander losung geben, vnd cito bey 50 vnd mehrer beysamen sein, und den muthwilligen den kizel mit straich und gefengnuß zimlich verdreiben.

Es gibt auch schöne zeughäuser, kornspeicher, wasserkünste vnd feuersprizen alda. Habe mit högster verwunderung angesehen die schöne feurs verordnung, der gleich nicht leichtlich in einer statt anzutreffen. Es gehet alles sauber vnnd zierlich geklaidet, in dem die klaidung allda ser wohlfail zu bekomen. Es sein alle victualia auch in wohlfaillen Preis. Die Weiber aber in der statt spinen wenig, iberlassens den bauern oder kleinstättern, ein jeter aber nimbt ihres mans handwerckh oder gewerb, so vihl sie vermag, an, vnd halten reinliche haushaltung. Das biehr dessen zwayerlay, als scheps von waizen, dickh vnd schwarz gebrauet, vnd weis bier von gersten, ist auch wohlfeil, vnd darff kein kretschmer oder wirth zwai tag nach einander ausschenckhen oder wirthschaft dreiben, sondern wan er heut wirtschaft gedriben, muß er morgen feyrn, vnd alles im hause vnd drinckhgeschirr saubern, als dan folgent dags wider ausschenckhen, aber fahs weis, vnd auf die Gassen darff ers alle tag geben.

Die flaischhauer, deren dreyerlay sorten seindt, wohnen in jeter sort bey einander, vnd werden genändt die groß-bancker, die andern die klein-bancker, die driten die grisler. Dise sort wird von den andern nit vor ehrlich gehalten, vnd derffen nur am sonnabent feil haben. Die ursach sohl dise sein, nachdem wie vnder ihnen jahrlich der gebrauch, das Einer sort vmb die andre einen behren mestet, hernach mit starckhen

gemesten ochsen vnd ihren hunden hezet, vnd nach ermieden sticht vnd schlachtet, hats sich bey diser ordnung begeben, das der beer im großen haz vnd erzirnen abgerissen, vnd vnder die Menschen großen schaden gedan, wodurch sie gescholten worden vnd dato keinen behren mehr hezen dörffen, auch also dise schmachwort noch auf sich haben vnd leiden müssen: Das vih, so sie schlachten, müssen sie nach seiner proportion in stuckh hauen, vnd alles auf den banckh legen, da kan der aller geringste 2ors gelt das beste stuckh flaisch ihme kauven. So ist auch beim rath-haus ein besonderer kälber-marckht, da wird beim befelchshaber ein stroh-hut als ein signum herausgesteckt, so lang ein solches zu sehen, darf kein flaischer kein kalb kauffen, sondern die burger haben den vorzug im kauffen, wan aber solches signum eingezogen wird, mag neben den burgern der merzger auch in einem Mantel kaufen. Das flaisch aber wird nicht nach dem gewicht, sondern nach dem ansehen von der hand verkaufft. Dess gleichen die fisch, sodan auch die gesalzene Butter, weil man kein schmalz alda machet.

So hat auch die statt ein schiffreich wasser, so auf einer seiten der statt hinfließt, wird die Oder genant, vnd kombt aus der Weichsel, doch machen andre wasser vnd bächer solches erst schiffreich, vnd wird vil frucht vnd holz sonderlich zum bauen auf solchem herzu gefieret, wie auch stattliche fisch sonderlich Höcht vnd karpfen, vnd gehet von solchem fluß auch ein arm in die statt, der sich ausser der ney-statt bey einer wasser-kunst in den fluß Ola, so auch durch die statt fluesset, vermenget, vnd ist an selbigen ort, wo sich die Oder vnd Ola sich conjungieren selzsam zu sehen weil die Oder weiß, vnd die Ola schwarz im wasser.

Gute krebs vnd fisch gibt es auch, so auf dem besondern fischmarck beim rath-haus genug zu über kommen, sonderlich zu herbst zeiten. Es geht alles sauber vnd ziehrlich geklaidet, indem die klaidung alda ser wohlfail zu vberkommen, in summa es sein alle victuallia auch in wohlfaillen preis ausser dem holz, das ist theür, weil kein großer wald in der nähe.

Auf den schiffen kan man durch die statt wol beladen fahren, welches der statt großen nuzen schaffet: doch ist auf der Ohla in der statt nur eine mühlle, so man siben raden nennet, aber hart vor der statt an Oder der da gibt es allerhandt mühlen, als frucht- schleif- papier- walckh-loh- vnd pollier millen, die auch ein feindt ihnen schwerlich nemen kan.

Es hat auch in dieser statt acht Hospithal, in zweyen werden kinder vnderhalten, in der ney-statt lauter knaben, auf der niclasgassen knaben und mägdl, die knaben werden braun, vnd die mägdl grien geklaidet.

Ja es werden oft kindtbetter kindlein in ſolchen als arme waiſen gefunden, denen ſäugammen gehalten werden, vnd hat ſonſt kein menſch vih in der ſtatt als diſes Hoſpittal. Abſonderlich iſt / ein groſ kranckhes Hoſpital, worinen die Zünfften Häuſer vnd ſonderliche ſtuben haben, weil verbothen der burgerſchaft fremte erkranckte burſch oder mägd im Haus zu behalten, ſondern müſſen ſolche anzeigen, vnd nach befindnuß in diſes Hoſpital verſchaffen, alwo ihnen fleißig abgewartet wird, weil ein geiſtlicher, ein medicus vnd barbierer oder ſtattarzt dahin verornet; wer nicht gehen kan, wird iber die kirch auf den boden logiert, daneben den betten fahlthüren eröffnet werden, damit er alſo im bett ligent, die predig anhören kan, vnd kombt keiner mehr aus ſolchem ort, er ſey oder werde den recht restituiert oder geſundt, wan er nun ſeine geſundheit erlanget, vnd ſolte es in villen jahren erſt geſchehn, ſo darff er weiters nicht als deo gratias geben.

Die Burgerſchaft hat auch ein ſtattlich exercitium mit ſchießen in ſchießwerder, alwo bey handt verfahlen niemandt einige ungelegenheit zu machen ſich darff geliſten laſſen. Von dar kan man über die Oder ins burgerwerder, als eine inſel ſchiſſen, welcher ort gar luſtig im ſommer zum ſpazieren, hat auch noch vil ſchöne gärten auſſer der ſtatt zur recreation.

Und weillen ſolche ſtatt ihrer bequemlichkeit halber ſer gelegen, alſo floriren alhier die kaufmanſchaften vnd commercien über alle maßen vnd hat eine ſehr große / niderlag alda.

Entlich muß ich auch melden von der großen glocke zu S. Maria Magdalena, welche wie auch alle andre in gewicht gehet, vnd durch drey oder vier manen kan gezogen werden, wan man fünfzig ſchläge zeücht, ſo gehet ſie hernach noch 50 ſchläge von ſich ſelbſten, aber mit geringer hilff. Der ſchwengel wird alle zeit im vollen ſchwang vom meſmer gefangen vnd angezogen: auch wird zwiſchen ſolchen leüten, wie bey einer muſig etliche ſchläge pauſiert, vnd darauf gleich wider friſch angefangen. So hat es auch ein geſaz, wie vil zur Predig, veſper vnd leichen ſchläge müſſen geſchehen, diſe zehlet der meſmer alle zeit ab.

Was nun mit ſtandtsperſonen wird mit diſen zwey großen glocken zum leichen geleütet, aber allen armen ſindern, wan ſie jezt vom rathhaus herunder kommen, wird mit der S. Maria Magdalena großen glocken geleuthet, vnd ſol es daher kommen: nachdem der gießer diſe glocke gieſſen ſohlen, iſt er zuvor zum eſſen gangen, dem habenden lehrjungen aber bey leib vnd leben verbotten, den hanen am ſchmelzofen mit anzuziehen. Diſer aber aus vorwitz hats probieren wollen, wie es

aussehe, vnd ist wider willen ihm der han.ganz herausgefallen, vnd das metal eben in die zuberaithe glockenform geloffen. Der lehr-iung högst bestürzet, weist nicht, was er thuen sol, wagts doch entlich vnd gehet weinent in die stuben, erkennt seine vbelthat, vnd sagts dem maister, solcher aber voller zorn erstticht den lehrjungen auf der stell. als nun der Man voll jamers hinaus kombt / vnd nach der kuhlung abraumet, befindet er die glocken ganz perfect, keert darum mit frieden wider in die stuben. Da fündet er erst, was er vor übel gedan, weil der lehrjung gestorben, worüber der maister eingezogen vnd nach etlicher zeit zum schwert condemniert worden, weil nun eben dise glocken ist aufgezogen worden, hat er gebetten, er möchte ihren resonans auch wol hören, das man sie ihm zu gefallen noch vor seinem ent leuten wolte, welches ihm auch wilfahrt worden, vnd solen also consequenter noch dato allen mallefiz personen sie geleutet werden.

Zum beschluß muß ich auch anregen den großen keller under dem rath-haus. in disem wird underschidlich guth frembtes bier, durch obrigkeitliche verordnung geschenckhet. Es kan in disem Keller eine zimliche anzahl volckh sizen. es wird alles bier in gläsern, so sie igel nenen, den gästen geraichet, vnd fragd man einen jeten vor, was vor ein bier einer haben wil, vnd da muß er strackhs bezallen, wie dan in diser statt das auf borg nehmen nicht sonderlich in brauch. Diser keller wird der schweinische keller genannt, vnd so einer einen igel zerbricht, so wird ihm mit einem glöckhel im keller hangent so lang geleutet, bis er dopelt bezalt hat; wann nun die kinder vnd lehrjungen, die stetts bier hollen, solches glöckhel hören, so spotten sie noch vnd rueffen überlaut: du limel, du limel, du limel, da gibt es ein gelächter vnd muß einer den spott zum schaden haben.

Der Ring in Breslau.

Von Ernst Müller-Bernburg.

Die gewaltige Bautätigkeit, welche die Jesuiten bei der Universität entfalteten, scheint auch die ganze Bürgerschaft ergriffen zu haben; denn im wesentlichen trägt heute noch das ganze alte Breslau, soweit es sich um Bürgerhäuser handelt, das Gepräge jener Zeit. Was an größeren festen Häusern schon vorhanden war, erhielt damals sicher eine neue Ausschmückung. So sind besonders am Ring noch einige prächtige Bauten erhalten, die damals reiche Kaufleute oder auch der Adel sich hier errichten ließen. Sie zeichnen sich durch große, vornehme



Gustav Freytag und Ring in Breslau.

Verhältnisse aus und durch besonders reich ausgebildete Portale. So eine stattliche Reihe von Zeugen alter künstlerischer Bautätigkeit haben wir am Ring Nummer 1 bis 8. Jeder ist anders und eigenartig, das „Sieben-Kurfürsten-Haus“ sogar mit Fassadenmalerei, und doch ordnen sie sich alle zu einer schönen Gesamtwirkung der ganzen Häuserreihe ein, und keines drängt sich unangenehm vor, wie es meist unsere neueren Geschäftshäuser am Ringe tun, die nur den einen Grundsatz der Reklame haben, die ganze Umgebung zu erdrücken. Darum muß man auch schon sehr suchen, um noch die paar guten alten Gebäude herauszufinden, die sonst noch auf den drei anderen Seiten des Ringes erhalten sind.

Was aber den Ring so ganz besonders anziehend macht, das ist das alte Rathaus. Es wurde schon in gotischer Zeit begonnen und zeigt auch im wesentlichen bei seiner ungemein zierlichen und reichen Ausgestaltung diesen Stil. Es ist wohl eines der fesselndsten Rathäuser deutscher Städte und durch unzählige Gemälde, Radierungen usw. im ganzen deutschen Lande jedermann bekannt. Hier haben die gotischen Baumeister und Steinmetzen in ihrer Lust, zu schmücken und immer neue Schmuckformen zu erfinden, sich gar nicht genug tun können. Kaum findet man überhaupt noch das Gebäude heraus aus all den Türmen und Türmchen, Giebeln und Erkern. Und das alles ist noch mit einem unendlichen Reichtum von plastischer und gemalter Ornamentik förmlich übersät, wie es eben nur die Gotik fertig brachte. Dabei blieb noch eine ganze Anzahl von Konsolen und Baldachinen frei als Plätze für figürlichen Schmuck, den erst unsere Zeit hinzufügte, weil jedenfalls dam dlasas Geld nicht mehr ausreichte. Aber das so bunt in roten und

grünen Ziegeln schillernde Dach scheint noch dasselbe zu sein, für das ein Trebnitzer Töpfer im Jahre 1594 die Ziegel lieferte, von denen das Stück drei Groschen und anderthalb Heller kostete. Von den neuerdings ausgeführten Figuren sind wohl die des pantoffelheldenhaften Bürgers und seiner tatkräftigen Gattin über dem Eingang des Schweidnitzer Kellers am besten im Sinne jener Zeit und ihres urwüchsigen Humors erfunden. Sehr wirkungsvoll sind an der Ostseite die wenigen Freskomalereien angebracht, über der großen Uhr die heilige Hedwig und in der Ecke über dem kleinen Erker die heilige Anna. Die in dem Spitzbogen über dem Haupteingang angebrachten drei Wappen sind die von Böhmen, von Schlesien und das der Stadt mit dem Haupt Johannes des Täufers. Er war der Schutzheilige der Stadt und wurde somit auch in das Wappen genommen, weil die erste Kirche hier, der Dom, ihm geweiht war. Es nannten sich sogar die Herzöge von Breslau: von Gottes und Johannes Gnaden. Darum kehrt das Bild des Johannes auch sonst noch mehrfach im Schmuck des Rathauses wieder.

Den ganzen Bau überragt der äußerst vornehme Turm, der allerdings erst aus einer späteren Zeit stammt. Er wurde 1556 vollendet, also zur Zeit der Hochrenaissance, paßt sich aber mit seinem schlanken und luftigen Turmdach so gut dem Gesamtcharakter des Gebäudes an, daß man ihn sich gar nicht anders denken könnte. Er ist es auch, der diesem so außerordentlich malerischen Bauwerk erst den Hauptreiz verleiht; er macht die wunderbare Silhouette aus. Man muß namentlich das Rathaus bei schlechtem Wetter betrachten, wenn die Straßen vom Regen naß in mannigfachen Spiegelbildern erglänzen und dann alle Einzelheiten am Gebäude, kaum noch wahrnehmbar, sich so unterordnen, daß es nur noch als große graue Masse erscheint. Da kann man sich erst überzeugen von der hervorragend malerischen Wirkung dieses Prachtstückes mittelalterlicher Rathäuser.

Von den Räumen, die es birgt, ist wohl der Schweidnitzer Keller in erster Linie bedeutungsvoll, schon weil er uns jederzeit zugänglich ist und mächtig in das ganze Volksleben mit hineinspielt, wie schon vor vielen hundert Jahren, da er viel mehr noch als jetzt den Mittelpunkt des gesamten Verkehrs bildete, als Bauern und Kaufleute, Ritter und Ratsherren sich hier noch mit einem Trunk Schweidnitzer Bieres und Grünberger Weines stärkten nach der Last der Geschäfte. Erst neuerdings, nachdem er lange Zeit fast in Vergessenheit geraten war, hat man ihn durch eine sehr künstlerische Ausbesserung zu der Geltung gebracht, die ihm zukommt.

Das ganze Häuserviereck, dessen eine Seite das Rathaus bildet, war auch im Mittelalter schon der Mittelpunkt des Handels, und bis auf den heutigen Tag haben sich die Eigentümlichkeiten damaliger Einrichtungen erhalten in den sogenannten „Kramen". Hier spielten sich in dem alten Leinwandhaus die großen Leinwandjahrmärkte ab. Das alte Haus ist abgebrochen und an seiner Stelle das Stadthaus erbaut; nur in der Elisabethstraße hat man einige Reste der alten Herrlichkeit mit eingebaut, als Pforte und Fensterumrahmung. Aber gleichlaufend mit der Elisabethstraße zieht sich der Eisenkram dahin. Man fühlt sich wirklich wieder in die alte Zeit versetzt, wenn man durch die Torbogen eintritt in die schmale Gasse, wo nun all das alte eiserne Gerümpel hoch aufgeschichtet ist zu beiden Seiten. Da arbeitet an einem großen Schleifsteine ein alter Mann mit grauem Bart und großem Lederschurzfell (er sieht beinah' auch aus, als ob er einem anderen Jahrhundert angehörte), und daneben hängt ganz offen auf der Straße eine riesige schwere Wage, die auch schon die Jahrhunderte überdauert zu haben scheint. Daß hier die Geschäfte so auf offener Straße sich abwickeln, hat noch so etwas Altertümliches und macht gerade darum diese Krame so eindrucksvoll. Es wird wohl wenige Städte geben, die noch Ähnliches aufzuweisen haben.

Ein anderer großer Torbogen führt durch das Stadthaus auf den Töpferkram. Hier haben wir ein vollendetes mittelalterliches Straßenbild, schön eingerahmt durch den dunklen Torbogen. Die schmale Gasse wird zu beiden Seiten eingeschlossen von ziemlich hohen altertümlichen Häusern mit allerlei Erkern und wunderlichen Vorbauten, die sie noch enger machen. Dazu haben die Händler ihre Töpfer- und Böttcherwaren so malerisch auf der Straße ausgebreitet, daß man kaum durchkommen kann, aber darum auch gern schon vorn stehenbleibt, dieses wunderlich unzeitgemäße Bild zu betrachten. Im Hintergrunde ragen, duftig im Grau fast verschwindend, die Türme der Magdalenenkirche in die Luft. Dadurch kommt besonders noch die Tiefenausdehnung des Bildes zum Ausdruck, worin gerade hier der hauptsächlichste Reiz beruht. Man denke sich nur hier einmal die stark ausgesprochene Luftzeichnung weg, denke sich das Motiv gewissermaßen auf die Fläche übertragen, etwa als modernes Glasmosaik, und man wird finden, daß hier geradezu nichts übrigbleibt. Dieses Betonen der Fläche, das für manches andere Motiv wieder eine künstlerische Notwendigkeit sein kann, wäre hier übel angebracht. Mit einem Wort: die Luftbegrenzung und der durch sie bewirkte Eindruck räumlicher Tiefe sind hier die Haupt-

ursachen der künstlerischen Wirkung. Mit einem eigentlichen Stimmungsbild haben wir es darum hier noch lange nicht zu tun; es ist gleich, ob wir es bei Sonnenschein oder trübem Wetter, früh oder abends betrachten. Es wird immer unsere Aufmerksamkeit erregen, weil es vor allem das Gegenständliche ist, was uns fesselt, die altertümlichen Häuser und das lustige Durcheinander des Töpferkrams, dieses Handelslebens auf offener Straße, das man sonst so selten noch findet.

Mitten auf dem Ringe diese Krame, der Kleinhandel im ältesten, ursprünglichsten Sinne, so daß man sich bei diesem Anblick ganz in das Mittelalter versetzt fühlt, und ringsherum auf allen vier Seiten die mächtigen alten und neuen Geschäftshäuser der Großkaufleute. So kennzeichnet sich auch heute noch der Ring als der Mittelpunkt des Geschäftslebens, wie er es das ganze Mittelalter hindurch schon war und bis auf unsere Zeit geblieben ist

Aus: Ernst Müller-Bernburg, Breslau.
Breslau, Priebatschs Buchh.

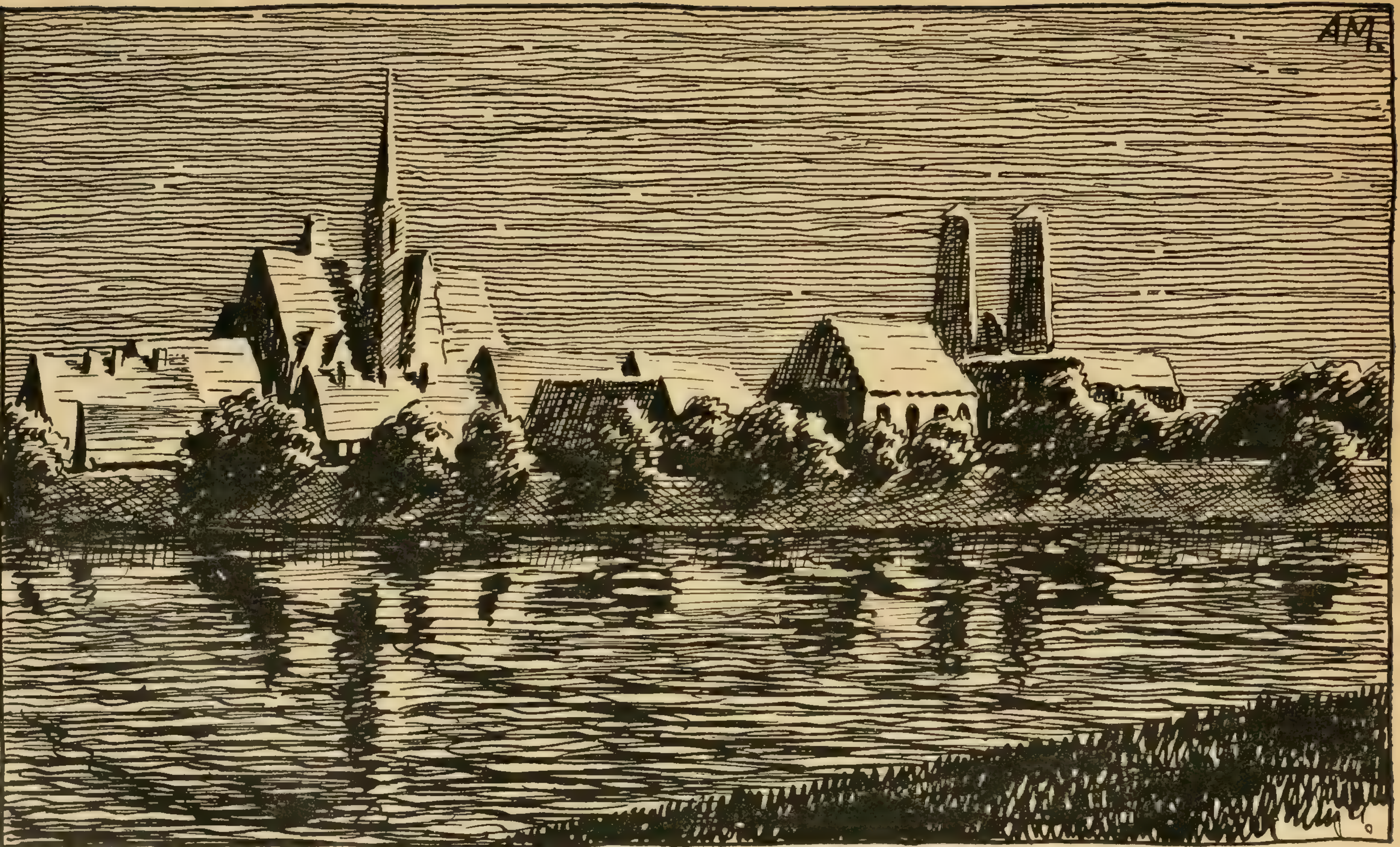
Breslauer Dominsel vor hundert Jahren.

Von Paul Grabowski.

An zeitengrauen, hochgetürmten Kirchen
Wallt still vorbei der uralt-junge Strom,
Und spiegelnd taucht in seines Silbers Blitze
Der Kreuzeskirche nadelfeine Spitze;
Dahinter winkt der alte, liebe Dom.

Von Weihrauch dämmert es um Fürstengräber,
Um Heil'genbilder, die verwittert steh'n . . .
Kastanien wölben ihre wucht'gen Kronen,
Vergess'ne Sagen raunend, die im Fronen
Des lauten Alltags ungehört verweh'n . . .

Und ringt Vergangenes mit neuem Werden,
Versunk'ne Pracht noch leuchtet sieghaft, hehr . . .
Der Strom allein in ewig gleichem Gleiten
Singt, unberührt vom Wechselglück der Zeiten,
Sein Schicksalslied und rauscht hinab zum Meer.



Breslau, Dominsel.

Breslau im geflügelten Wort.

Breslau ist das Auge von ganz Schlesien,
Liegnitz ist das andere.

* * *

Breslauer Semmel und Schweidnitzer Brot —
Wer's immer hätte, der litte nicht Not.

* * *

Breslauer Bier
Ist der Schlesier Malvasier.

* * *

Die Ohle (Ohlau) ist gar stolz darauf,
Daß durch Breslau geht ihr Lauf.

Das alte Lied vom Schweidnitzer Keller.

Von Paul Albers.

Du hast dein Schloß, Altheidelberg,
Dein Faß, das weltbekannte;
Du hast Perkeo, deinen Zwerg,
Dem stets die Kehle brannte.

Dich, klingenscharfes Jena, preist
Das Lied in hohen Tönen,
Weil du noch echten Burschengeist
Bewahrt den Musensöhnen.

Du, Leipzig, schuffst dir Ansehn durch
Den Auerbachschen Keller,
Darin gezecht einst wie ein Lurch
Mephisto Muskateller.

Doch keine deiner Schwestern darf
Dich, Brassel, minder achten;
Auch du führst deine Klinge scharf
Und schlägst Philisterschlachten.

Verschenkst ein köstlich braunes Naß
Im Schweinschen Keller munter;
Es rollt der Bierknecht Faß um Faß
Die Treppen flott herunter.

Hier herrscht bei Tage und bei Nacht
Ein lustiges Zecherleben;
Hier wird gesungen und gelacht,
Daß rings die Wände beben.

Um eichene Tische sitzen sie,
Die feisten Biergestalten,
Und junge Füchslein kneipen wie
Die trunkbewährten Alten.

Doch Mitternacht geht um ein Spuk —
Der toten Ratsherrn Seelen
Erscheinen, weil noch mancher Schluck
Gefehlt den durstigen Kehlen.

Sie lauern, ob nicht wo berauscht
Ein Zecher umgesunken,
Bis sie ihm rasch und unbelauscht
Die Kufe ausgetrunken. —

Ich aber ruf': „Kommt mir nur her,
Versoff'ne Galgenstricke!
Und wenn es selbst der Teufel wär',
Ich brech' ihm das Genicke!"

Die Umgebung der Stadt.

Von Ernst Müller-Bernburg.

Was unsere Breslauer Landschaft am meisten belebt und kennzeichnet, ist ohne Zweifel die Oder, dieser an sich so reizlose Strom, der uns eher mit Abscheu erfüllen könnte, wenn man, rein sachlich betrachtet, zusieht, wie das schlammig-schmutzige Wasser langsam zwischen den flachen Ufern dahinschleicht. Und doch belebt er und vermag Wunder in die Landschaft zu bringen von einem Farbenreiz, wie wir ihn nur auf venezianischen Bildern zu sehen gewöhnt sind, wenn

der Himmel es will. Denn er ist es, der dies schlammige Wasser in Gold verwandelt, wenn er sich darin spiegelt. Seht nur hin, wenn die Häuser der Uferstraße von den letzten Abendsonnenstrahlen goldig aufleuchten und sich mit dem grünlichen Abendhimmel in tausend kleinen Wellen spiegeln, daß es durcheinanderflimmert wie flüssiges Gold und Türkisen! Oder man steht an einem Sommerabend an der Überfahrt bei Morgenau und sieht die Segelschiffe den Strom hinabgleiten, wenn ein goldiger Abendhimmel über dem Wasser liegt, das dann in seinem Goldglanz nur unterbrochen wird, wenn das Kielwasser eines Ruderbootes seine blauen Streifen hindurchzieht und das Spiegelbild der tiefdunklen Baummassen am Ufer in einzelnen Wellen zittert. Oder, welch zum Erschauern stimmendes Bild im Winter, wenn bei Eisgang die gewaltigen Schollen sich machtvoll durcheinanderschieben und aufbäumen wie wilde Pferde. Und wo das Wasser selbst nicht mitspricht, da ist es doch immer wieder die Oder, die der Landschaft den Ausdruck verleiht, der immer stark zum Schwermütigen neigt und dabei einer gewissen Großzügigkeit nicht entbehrt, wenn das Auge über die flachen Schilfwiesen schweift bis zu einem fernen Gesichtskreis und die mächtigen Baumkronen der alten Weiden in den Himmel ragen. Auf einem Spaziergang bei Morgenau kann man diese Oderlandschaft am wirksamsten erleben. Dort entwickeln sich zur Zeit der Überschwemmungen besonders Bilder von unsäglicher Schwermut, und im Sommer hat diese Landschaft mit ihren alten Bäumen etwas durchaus Gewaltiges; man wandelt wie in einem Dom unter den hohen Pappeln der Neuhauser Landstraße, die hoch über uns ihre Äste zusammenwölben, aber zwischen den Stämmen hindurch uns einen freien Blick gewähren über weite Wiesen, die dann und wann unterbrochen werden durch Baumgruppen und kleinere Gewässer.

Wandern wir weiter nach Pirscham zu, da herrscht wieder das Idyllische vor. Besonders im Frühling, wenn die vielen Obstbäume in voller Blüte stehen, ist dieses Stückchen Landschaft von einer berückenden Traulichkeit, zumal es durch das Wasser ringsum wie eine Insel abgeschlossen erscheint. Das Wasser ist es aber auch hier wieder, was uns fortwährend tausend neue Bilder erscheinen läßt. Welche Farbenfreudigkeit an schönen Herbsttagen, wenn die Kastanien auf dem Damm, schon gelb und goldig von der Sonne durchleuchtet, sich in dem Wasser spiegeln und lichte Gestalten in hellen Kleidern auf dem Damm und in den Kähnen auf dem Wasser das Ganze beleben. Ein solch heiteres Bild muß auch durch fröhliche Menschen belebt werden,

ebenso wie man in Gedanken von jenem Frühlingsbild mit den blühenden Obstbäumen und dem alten Wirtschaftshause im Hintergrund ein paar spielende Kinder auf der Wiese kaum trennen kann. Auch durch die Spuren alter Kultur hat Pirscham noch einen besonderen Reiz. Das alte Landhaus, jetzt Gastwirtschaft und auch als solche noch wirklich idyllisch, und dann die kleine Waldkapelle — wie liegen sie traulich zwischen den Bäumen und wollen uns allerlei Geschichten erzählen aus der alten Zeit, da hier ein frommer Einsiedler hauste in trauter Gemeinschaft mit den Vögeln unter den Bäumen und mit inniger Zuneigung die Natur belauschte in ihren zartesten Regungen vom ersten Sprossen des Frühlings, bis der Herbst kam und alles Leben von der Erde Abschied nahm und der Winter dann seine weiße Schneedecke über den Wald warf, daß er still und träumend dalag. Auch noch ein Stück weiter läßt sich wandern: nach Neuhaus zu. Die Landschaft bleibt hier in der Hauptsache dieselbe; es wiederholt sich in tausend Ähnlichkeiten dasselbe: ein Weg, der sich durch Wiesen schlängelt, ein weiter Horizont und hier und dort, hoch aufragend, mächtige Baumgruppen. Nur selten trifft man auf zusammenhängendere Waldungen. Das Nadelholz fehlt in den Oderniederungen gänzlich; Weiden, Pappeln, Rüstern und Eichen sind hier die bezeichnenden Baumarten.

Das andere Ufer, nach Wilhelmshafen zu, ist ähnlich, nur spielt hier immer die Hauptrolle im Bilde der Fluß selbst, weil man von dem erhöhten Oderdamm aus das ganze Flußbett weithin übersieht, das hier in weitem Bogen sich zwischen sumpfigen Wiesen hinzieht, hie und da belebt von einzelnen Weidengruppen. Da dieser Damm das ganze Gebiet landeinwärts vor Überschwemmungen schützt, so hat sich auch hier ein Landschaftsbild entwickelt, das von dem des jenseitigen Ufers ziemlich verschieden ist. Der Boden ist weithin für den Ackerbau gewonnen, bis dahin, wo der Sandboden nur noch den Nadelwald gedeihen läßt. Auch das hat seine Reize: im Hochsommer auf sandigen Feldwegen zwischen hohen Kornfeldern dahinzuwandern, die so farbenprächtig leuchten mit ihrem roten Mohn und den blauen Kornblumen und den violetten Kornraden.

Dicht hinter dem Zoologischen Garten, wo die alten Eichen am Damm abends oft so wunderbar in großen schwarzen Massen gegen den grünlichen Abendhimmel stehen und ein Landschaftsbild von wirklicher Größe geben, dort beginnen mit vielfach zierlich geschlungenen Wegen und kleinen Teichanlagen die Ausläufer des Scheitniger Parkes, der Stolz und die Freude der Bürgerschaft. Aber es ist doch etwas

Eigenartiges mit dieser Art von Parkanlagen, die alle Schönheiten der Landschaft in einem Garten vereinigen möchte, die auf diesem verhältnismäßig kleinen Stück Land Seen und Berge schafft, Birkenwäldchen und Fichtenhaine. Alles ist da, alles nett und zierlich; es ist wie mit der weiblichen Schönheit, die man als Puppengesichtchen bezeichnet. Der Landschaftsmaler, der Künstler wird da selten Anregung finden. Es fehlt die Wahrheit und Größe der Natur, die uns ins Herz greift. Wie ganz anders wird einem zumute, wenn man abends aus den verschlungenen Wegen des Parkes hinaustritt aufs freie Feld oder auf den Oderdamm und ein weiter Horizont breitet sich vor uns aus, überspannt von einem wunderbaren Sternenhimmel. Dieses Gefühl der Unendlichkeit und Freiheit, das uns da überkommt, kennt man in den Straßen der Stadt freilich nicht, und manchem, der allzusehr an die schützenden und beengenden Mauern gewöhnt ist, verwandelt es sich vielleicht nur in Furcht. Aber es ist wirklich etwas Herrliches, die feierliche Stimmung auf dem Oderdamm nach Wilhelmshafen zu an warmen Sommerabenden, wenn der Mond dunkelrot drüben über der Oder aufgeht, und in kalten Winternächten, wenn am tiefblauen Himmel die Sterne zittern.

Noch unzählige Wege kann man wandeln in Breslaus nächster Umgebung und immer wieder neue künstlerische Anregungen und Naturschönheiten entdecken, wenn man hier auch nicht eine Landschaft hat, die von Reisenden aufgesucht wird, keine wildromantische Schluchtenwelt mit Wasserfällen. Aber das macht den eigentlichen Wert der Landschaft für den Künstler und Menschen nicht aus.

Aus: Ernst Müller-Bernburg, Breslau.
Breslau, Priebatsch's Buchhandlung.

Der Nöck.

Von August Kopisch.

Es tönt des Nöcken Harfenschall,
Da steht der wilde Wasserfall,
Umschwebt mit Schaum und Wogen
Den Nöck im Regenbogen.
Die Bäume neigen
Sich tief und schweigen,
Und atmend horcht die Nachtigall. —

O Nöck, was hilft das Singen dein?
Du kannst ja doch nicht selig sein!
  Wie kann dein Singen taugen? —
  Der Nöck erhebt die Augen,
    Sieht an die Kleinen,
    Beginnt zu weinen . . .
Und senkt sich in die Flut hinein.

Da rauscht und braust der Wasserfall;
Hoch fliegt hinweg die Nachtigall;
  Die Bäume heben mächtig
  Die Häupter, grün und prächtig.
    O weh, es haben
    Die wilden Knaben
Den Nöck betrübt im Wasserfall!

Komm wieder, Nöck, du singst so schön!
Wer singt, kann in den Himmel gehn.
  Du wirst mit deinem Klingen
  Zum Paradiese dringen.
    O komm, es haben
    Gescherzt die Knaben:
Komm wieder, Nöck, und singe schön!

Da tönt des Nöcken Harfenschall,
Und wieder steht der Wasserfall,
  Umschwebt mit Schaum und Wogen
  Den Nöck im Regenbogen.
    Die Bäume neigen
    Sich tief und schweigen,
Und atmend horcht die Nachtigall.

Es spielt der Nöck und singt mit Macht
Von Meer und Erd' und Himmelspracht.
  Mit Singen kann er lachen
  Und selig weinen machen. —
    Der Wald erbebet,
    Die Sonn' entschwebet . . .
Er singt bis in die Sternennacht.

(K. ist meisterhafter Darsteller der Volkssage in Gedichtform und einer der besten deutschen Vershumoristen. Er wurde am 26. Mai 1799 zu Breslau geboren und starb am 6. Februar 1853 zu Berlin.)

Aus dem „Cherubinischen Wandersmann“.

Von Angelus Silesius.

Mensch, geh' nur in dich selbst!
Denn nach dem Stein der Weisen
Darf man nicht allererst
In fremde Lande reisen.

* * *

Ich glaub' an keinen Tod!
Sterb' ich gleich alle Stunden,
So hab' ich jedesmal
Ein besser Leben funden.

* * *

Im Frühling ward die Welt
Erneut und wiederbracht;
Drum sagst du recht, daß sie
Im Frühling ist gemacht.

* * *

Blüh' auf, gefrorener Christ,
Der Mai ist vor der Tür!
Du bleibest ewig tot,
Blühst du nicht jetzt und hier.

* * *

Ach, daß wir Menschen nicht
Wie die Waldvögelein
Ein jeder seinen Ton
Mit Lust zusammen schrei'n!

* * *

Mensch, was du liebst, in das
Wirst du verwandelt werden;
Gott wirst du, liebst du Gott,
Und Erde, liebst du Erden.

(A. Silesius, der mit seinem eigentlichen Namen Johannes Scheffler heißt, wurde 1624 in Breslau geboren und starb dort am 9. Juli 1677. Neben Friedrich von Logau bildet er den Höhepunkt der Spruchdichtung des 17. Jahrhunderts. Auch gute Kirchenlieder schuf er. Eine Auslese aus seinen berühmten Spruchgedichten „Cherubinischer Wandersmann“ erschien bei der Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten und Anzeiger A.-G.)

Tauentzien. (1760.)

Von Alexander Kirchner.

Graf Laudon und General Tauentzien . . .
Der draußen und dieser drinnen . . .
Hei, wie da die Mörser Flammen spie'n!
Das war in Wahrheit ein „Tau—end—ziehn“,
Und jeder wollte gewinnen.

Und das Tau war Breslau . . . „Drauf und dran!“
Da bluteten tausend Hände.
Herr Tauentzien hielt es mit fünftausend Mann,
Mit zwanzigtausend griff Laudon an . . .
Ihm wehrten Wälle und Wände.

„Zum Sturme!“ aufkreischte der Doppelaar,
Aufbrüllten fünfzig Mörser.
Umsonst! Der Preuße stand der Gefahr
Wie die todgeweihte Spartanerschar
Der Heereswoge der Perser.

Herr Laudon schäumte: „Mißlang die Tat,
So laßt uns mit Worten minnen!
Eile tut not, Prinz Heinrich naht!
Sucht mir die Spröde mit listigem Rat
Oder drohendem Wort zu gewinnen!“

Herr Tauentzien hörte mit kaltem Blick
Die kecke Rede der Boten.
„Ergebt Euch und mildert Euer Geschick!
Beim Falle der Feste winkt Euch der Strick,
Und die Stadt wird zerspellt und zerschroten!

Gebt nach und erfahrt, wie Graf Laudon belohnt!
Verlaßt Eures Königs Sache!
Bedenkt, so wahr Gott im Himmel wohnt,
Selbst der Schwangern und Säugenden wird nicht geschont
In der nahen Stunde der Rache!“

Herr Tauentzien wandte verächtlich die Stirn
Zu dem kläglichen Aktenschreiber.
„Eure Rede riecht nach Nadel und Zwirn!
Der Graf hält mich, scheint es, für eine Dirn'
Und meine Krieger für Weiber!

Doch nein, sie sind Männer! Geht hin und beäugt
Sie selber am Schweidnitzer Anger!
Beseht sie Euch einzeln und seid überzeugt,
Nicht einer von ihnen wird gesäugt,
Und keiner von allen ist schwanger!"

Die Schergen hörten des Helden Wort
Und schlichen mit langen Nasen
Und heimlich klopfenden Herzen fort.
Graf Laudon hörte stumm den Rapport,
Dann ließ er zum Abzug blasen.

Breslau wird belagert. (1806.)

Von Karl von Holtei.

Ich kann nicht angeben, wie lange die Tage der Erwartung dauerten; nur so viel weiß ich, daß ich eines Morgens, an einem Fenster unseres Hinterhauses stehend, glühende Kugeln, die feurige Schweife hinter sich zu schleppen schienen, in schönen Bogen fliegen sah. Der Anblick war wunderhübsch, doch regte sich in mir die Ahnung, als wenn die Sache nicht recht geheuer wäre. Ich stand allein auf dem Flur; mir ward bange; ich suchte Menschen, und als ich sie fand, fand ich Wahnsinnige, Narren; sie rannten durcheinander, sie weinten, sie schrien Zeter; meine alte Mama betete und weinte — ich auch! Alles flehte um Hilfe; nur die Hilfloseste von allen, Tante Lorette, blieb ruhig und gab vernünftige Worte in dem Tumult der Unvernunft.

Weil es nun aber anfing, über der Erde sehr bedenklich zu werden, so suchten viele gute Breslauer Zuflucht unter der Erde. Man fing an, sich in die Keller zu verkriechen. Die etwa bewohnbaren waren bald voll, und in Ermangelung solcher suchte man Gewölbe, massive Decken, feste Grundmauern. Wir bezogen eine kleine Wohnung dieser Art im Hatzfeldischen Palaste, dem Sitze der Regierung, wo während der Belagerung der Kommandant oder Gouverneur der Stadt wohnte; denn unser Minister-Vizekönig hatte es für zweckmäßig erachtet, sich zu entfernen.

Jene Not- und Angstwohnung bestand aus einem kleinen Stübchen nebst Kämmerlein; es war die Wohnung des Kutschers von Seiner Exzellenz, der sie uns für schweres Geld geräumt hatte, dicht dabei die Pferdeställe.

Nun denke man, in solchem engen Raume wohnten, lebten, schliefen die Mutter, Tante Lorette, Tante Julie, Onkel Riedel, die verwitwete Direktorin, zwei Dienstmädchen, die Hunde und meine Wenigkeit. Die Fenster waren durch große Holzstöße und Pferdemist von außen bedeckt; kein Schimmer des Tageslichtes drang durch. Und nun summten und brummten die Bomben über uns; das war ein ewiges Krachen, Knallen, Platzen und Knackern. Ich hatte mich sehr bald an den Spektakel gewöhnt, die anderen, mein' ich, auch. Es wurde viel gegessen und getrunken; wo die genießbaren Vorräte in solcher Überfülle herkamen, mag Gott wissen. Ich spielte mit bleiernen Soldaten, mit den Hunden, kroch in die Pferdeställe, wo tausend Kaninchen umherliefen, und amüsierte mich im ganzen recht gut. Manchmal hieß es: „Nun kommt ein Parlamentär, es ist Waffenstillstand!" Dann hörte das Gekrache auf. Ich ging in den Vorhof des Palastes; da kam er angefahren, der Abgesandte, eine weiße Binde um die Augen, stieg aus und ging zum Gouverneur; ich trieb mich mit den anderen Kindern auf der Gasse umher, bis er wieder herabkam, wieder einstieg, abfuhr; dann hieß es: „Marsch, ins Loch!" Und der große Condé — denn nicht anders nannte sich unser Diener — schleppte mich aus dem Tage in die Nacht. Da wähnten wir uns sicher wie in Abrahams Schoß. Es wurde viel gescherzt und gelacht, besonders wenn zu nächtlicher Zeit der Höllenlärm der Geschütze den Schlaf störte, und ich war der Bajazzo der verehrten Gesellschaft. Einen Hauptspaß gewährte die immer wiederkehrende Frage, ob wohl herein- oder hinausgeschossen würde, und man übte das Gehör zur Entscheidung. Manchmal aber konnte auch das feinste Ohr nichts mehr unterscheiden; denn die Kanonade wurde zuzeiten auf beiden Seiten so heftig, daß man taub zu werden vermeinte, daß die Mauern und der Fußboden dröhnten. An einem solchen geräuschvollen Tage stürzten plötlich unsere Nachbarn, die Kutscher, mit Eimern und „Feuer!" schreiend aus den Ställen. Es brannte dicht neben uns. Eine Bombe war trotz Holz und Mist von der Straßenseite durch ein Fenster gedrungen, hatte die Möbel angezündet und im Bersten das Gewölbe von innen beschädigt. Wir waren nur durch eine Mauer von diesem kleinen Schauplatz der Zerstörung getrennt, und ich, mutlos und zitternd vor der Gefahr, aber bis zum Unsinn keck und vorwitzig in derselben, hatte mich im allgemeinen Tumult in das Gedränge gemischt, wo mich ein kleines Mädchen meines Alters mit Bewunderung erfüllte, welches aus den Flammen ein Vogelhäuschen und in diesem, von Schutt bedeckt und fast unkenntlich,

aber doch lebend und zwitschernd, ihren kleinen Zeisig rettete. Das Feuer war bald gelöscht. Unsere geträumte Sicherheit war dahin. „Also auch in feuerfesten Gewölben ist man nicht sicher?“ hieß es, und: „In die Keller!“ riefen alle Stimmen. Unter den Hauptfronten des Palastes befinden sich tiefe, undurchdringliche Keller; zu diesen wurden die Schlüssel herbeigeschafft, Betten und Geräte aller Art zusammengepackt, und die Prozession begann. Um aber in die Keller zu gelangen, mußte man einen, wenn auch kleinen, Hofraum passieren. Condé nahm Tante Lorette auf den Arm; Onkel Riedel führte die alte Mama; sie kamen glücklich hinüber. Ihnen folgten die Dienstmädchen, Tante Julie begleitend; auch sie erreichten den Eingang zum Keller ohne Schaden; nur eine Paßkugel war sausend über sie hinweggeflogen. Noch blieben ich und die Frau Direktorin. Sie hatte nicht rechte Lust, zu wagen, was doch endlich gewagt werden mußte.

Ich trug einen Mops auf dem Arme; ich sehnte mich nach dem Keller und nahm einen Anlauf. Noch hatte ich nicht die Mitte des Hofes erreicht, als eine alte, dicke Mutterbombe mir zur Rechten in den Holzstoß fuhr, der unsere Fenster schützte. Schwere Kloben flogen um mich her wie Mücken. Ich blieb bei Besinnung, doch war ich wie gebannt; der Schreck hatte mich festgezaubert; ich konnte weder vor- noch rückwärts. Hinter mir hörte ich Gott und seine himmlischen Heerscharen anrufen. Jenny, unser Mops, mauzte; ich gab ihm einen Kuß auf seinen schwarzen Mund. Puff! und eine zweite Bombe fiel vor meinem Angesicht nieder und machte sich im Steinpflaster des Hofes ein Bett, wie eine Henne, die sich im Sande badet. Den Zunder sah ich lustig glimmen, die andere hörte ich im Holze rumpeln; meine Sinne verließen mich noch nicht, aber der Atem verging mir. Jetzt faßt mich eine Hand kräftig beim Rockschoß und zieht mich zurück in die Stalltür, und drinnen umhalst mich die zitternde Frau: „Um Gottes-Jesus willen, Karl, lebst du noch?!“ — „Ich und die Jenny,“ war meine Antwort. Und krach, krach, wie man eins, zwei sagt, platzen beide Bomben und ein Stück gegen die Stalltür, daß es ein Loch gibt wie einen Pferdekopf. Eisen, Splitter und Späne schwirren im Stalle umher. „Nun,“ sagt die gute Frau, „Herr, in deine Hände!“ und mit diesem Ausruf mich an der Hand haltend, dem Keller zu, wo uns, den Totgeglaubten, schon hundert Arme entgegenkamen. Denn der ganze Keller war bewohnt; wer sich nur hatte einschleichen können, war mit seinem Gebündel Betten eingerückt. Nun ging ein lustig Leben an: es war ein Biwak unter der Erde. Jeder richtete seine Haushaltung ein; Bretter

bildeten die Grenzen; Fässer und Tonnen waren Stühle und Tische, eine Laterne der Kronleuchter. Der Freund besuchte den Freund in seinem Verhau; neue Bekanntschaften wurden geschlossen; zum Tee, zum Kaffee lud dieser jenen ein. Wo alle Lebensmittel herkamen, weiß ich, wie schon oben erwähnt, nicht zu erklären; aber solange ich lebe, habe ich nicht so viel Speise und Trank vertilgen sehen als damals. Im tiefsten Hintergrunde entdeckten kühne Wanderer den Weinkeller des Ministers, der nur durch Lattenverschläge gedeckt war. „Wer weiß, ob wir morgen noch leben, ob morgen die Stadt noch steht?" Zwei Nägel wichen, und die Flaschen gingen von Hand zu Hand.

Alles auf Erden muß ein Ende haben, demnach auch eine Belagerung. Böse Zungen wollen behaupten, die Breslauer Belagerung hätte länger dauern können, wenn man es in der Stadt so ernsthaft gemeint hätte als draußen. Davon begreift ein achtjähriger Knabe nichts, und weil man mir mein Handwerk als Entdeckungsreisender im Keller nachdrücklich gelegt hatte, so war es mir bald ganz recht, daß wir ihn verlassen durften. Die Kapitulation war geschlossen, die Feindseligkeiten beendigt, das Geschieße hörte auf, und wir zogen wieder ein in unsere schöne, heitere Wohnung, die wir unbeschädigt fanden. Auch nicht ein Kügelchen hatte sich dort unnütz gemacht.

Aus: Karl von Holtei, Vierzig Jahre.
Breslau 1898, Trewendt & Granier.

Das Volk steht auf! (1813.)

Von Karl von Holtei.

Der Sinn für das Vaterland — die Flamme patriotischer Begeisterung — ging mir auf, als es hieß: die Franzosen sind geschlagen, Napoleon aus Rußland geflohen, seine Heere zerstreut, Deutschland kann sein Joch abwerfen. Was wird Preußen tun? Und als es ferner hieß: der König verläßt Berlin, er wird nach Breslau kommen — das ist ein gutes Zeichen . . .

Ich lief hinaus vors Tor und erwartete mit einem Häuflein Breslauer an dem Gasthause zum „Bären", eine Viertelstunde vor der Stadt, den ersehnten, den geliebten, den guten König, den redlichen Friedrich Wilhelm III.

Als der Wagen sichtbar wurde, schwenkten wir die Mützen und schrien ihm jubelnd entgegen, und alle jauchzten ihm zu: „Gegen Frankreich!"

Und ich jauchzte mit, die Augen voll Tränen, zum ersten Male von einem Gedanken ergriffen, von einer Meinung, von einem Gefühle des Vaterlandes!

Da begann ein neues Dasein. Sogar das Theater ward mir weniger wichtig und behielt seinen Wert nur deshalb, weil der König und seine Familie fast täglich dort waren, weil sie täglich, wenn sie kamen, mit Freudengeschrei empfangen wurden, weil jede nur irgend zu deutende Stelle, jede noch so entfernte Anspielung mit Begeisterung bezogen, gedeutet, aufgenommen ward, weil der arme französische Gesandte, der samt dem königlichen Hofhalte von Berlin mitgekommen war, in seiner Loge Blut schwitzte und doch nicht wegbleiben durfte, da noch nichts öffentlich ausgesprochen war.

Ob es im Jahre 1813 ein Gymnasium zu St. Maria Magdalena gegeben habe, ob in demselben gelehrt worden sei, das würde ich wahrhaftig gar nicht wissen, wenn ich nicht wüßte, daß in der Klasse in Gegenwart des Lehrers der königliche „Aufruf an mein Volk und mein Heer“ vorgelesen worden. Die unerläßlichen „siebzehn Jahre“ überhörten wir, danach fragte keiner. Nicht einer fragte: „Wie alt bist du?“ sondern jeder rief: „Gehst du mit? Ich gehe!“

Am Abend desselben Tages ward im Theater das Kotzebuesche Schauspiel „Die deutsche Hausfrau“ aufgeführt. Die versammelten Zuschauer achteten wenig oder gar nicht auf die Darstellung. Aller Blicke waren auf eine Loge gerichtet. Der König fand sich erst in der Mitte des zweiten Aktes ein. Heiliger Gott, welch ein Augenblick! Das waren nicht Untertanen, die, weil es eben hergebracht ist, von flüchtiger Begeisterung oder von angeborener Anhänglichkeit bewegt, dem Monarchen huldigen wollen; das war nicht ein König, der diese Huldigung mit gnädigem Lächeln hinnimmt und sich dann bequem nach der Bühne wendet: nein, das waren Menschen, die in rein menschlicher Empfindung dem Manne Treue schwuren, den sie in seinem Unglück achten und lieben gelernt — dem Manne, der ihrer bedurfte, um auf dem Throne seiner Väter zu bleiben. Ihm wollten sie sagen: da sind wir, alle für einen, und du, unser König: Einer für alle! Niemand mochte in diesem Augenblicke an Orden und Ehrenstellen denken: Kampf, Blut, Rache, Freiheit, Sieg und Tod! Um ihm näher zu sein, dem ritterlichen Vater, von seinen holden Kindern umgeben, stiegen die Leute im Parterre auf die Bänke. Ich hatte mich glücklich an einer Ecke der vordersten Bank emporgeschwungen; da stand ich neben des Grafen Henckel

von Donnersmarck Exzellenz, der in der neuen Uniform seines Regiments aus voller Seele „Heil Dir!“ schrie; aber ich blieb nicht hinter ihm zurück.

Die „deutsche Hausfrau“ ging dabei zugrunde. Die Schauspieler hatten gut weiterspielen, sie brachten nichts mehr zustande; denn teils erregte jede Silbe in ihren Reden, die nur irgendwie eine Beziehung gestattete, neuen Ausbruch der dröhnenden Freude, teils waren sie selbst von dem nie Erlebten so wahrhaft ergriffen, daß sie krampfhaft schluchzten, statt zu sprechen. Sie haben niemals schöner gesprochen.

Es ist bekannt, wie jung und alt dem Aufruf genügte, wie Beamte und Handwerksburschen, Räte und Diener, Lehrer und Schüler sich dahin drängten, wo die Freiwilligen eingeschrieben wurden.

Wir gingen auch, wir armen Fünfzehnjährigen, wir drängten uns auch. Aber die Zeugnisse über die erreichten „Siebzehn“ wurden gefordert, und wer sich nicht besonderer Fürsprache erfreute, mußte wegbleiben. So auch ich. Meine Tränen hat Gott gezählt; ein Mensch vermöchte es nicht.

Glücklicher als ich war einer meiner näheren Schulfreunde, Theodor Senfft von Pilsach; obgleich nur wenige Monate älter als ich, brachte er es dahin, angenommen zu werden. Ausgezeichnet durch Fleiß, Verstand, feinste Sitten und zarte weibliche Schönheit, gab er das anmutigste Bild eines werdenden Jünglings. Und da gerade in den letzten Monaten vor jenen großen Ereignissen die Vertraulichkeit früherer Kindertage durch Annäherungen in der Schule wieder zwischen uns lebendig geworden war, so tat es mir doppelt weh, ihn zu verlieren, wo er dem höchsten Ziel entgegenziehen durfte, ich aber in unserem Staube zurückblieb. Siegestrunken folgte er dem schmetternden Feldruf, und schon in der ersten Schlacht sank er unter feindlichen Schwertern, furchtbar zusammengehauen, des frühen Todes Raub. Nicht selten in meinem unsteten Leben habe ich, seiner gedenkend, aus tiefster Brust geseufzt: „Daß ich an deiner Seite läge im Boden des Schlachtfeldes, Theodor, wie ich so oft bei unseren kindlichen Soldatenspielen, wenn wir das ‚Feldlager am Pferdestall oder auf den Heuböden‘ bezogen, an deiner Seite lag. Beneidenswerter, du bist als Knabe gefallen für das höchste Ziel in der Blüte des Lebens; in begeisterter, unenttäuschter Zuversicht hast du den vollen Frühling deutscher Hoffnungen geatmet, und von seinen blutigen Rosen geschmückt, moderst du in vaterländischer Erde. Aber wir?“ — —

Damals gingen wir gesenkten Hauptes zurück und schlichen, unsere Mappen unterm Arm, nach der Schule — — sollten gehen, sollten schleichen. Ich tat es nicht. Mir schien die allgemeine Aufregung willkommene Ausrede; ich meinte im vollen Rechte zu sein, wenn ich bei solch großer Zeit die Schule mit dem Rücken ansah. Was war da nicht zu sehen, zu hören, zu besprechen! Alle Plätze belebt, alle Gassen erfüllt von kriegerischem Geräusch, Truppen jeder Gattung, Waffen jeder Art. Soldaten und Bürger vermischt, die letzteren vom gereiften Manne bis zum Jüngling, vom jungen Fürsten und dem rüstigen Beamten bis zum alternden Diener oder Handwerksmann mit dem Zeichen ihrer Wahl geschmückt, oft noch ohne Uniform, auf ihrem gewöhnlichen Rock ein bunter Kragen, über die Schulter ein Gurt, an dem das Schwert hing, Landwehrmänner mit Picken: alle in feuriger Hast, als wolle sich niemand Zeit nehmen, bis morgen zu warten, als dränge es jeden, schon heute in dieser Stunde durch Wort und Tat zu zeigen, daß er sich, seine Verhältnisse, sein Leben zum Opfer bringe. Riemer, Sattler, Schmiede, Schuster, Klempner, Schwertfeger saßen Tag und Nacht in ihren Werkstellen, um Kleider, Sättel, Waffen, Feldkessel zu schaffen und durch ihren Fleiß zu ersetzen, was ihnen an Arbeitern fehlte, von denen die meisten „Freiwillige“ waren. Wer daheim zu bleiben genötigt ward durch Geschlecht, Amt, Alter, Jugend oder Krankheit, der gab, was er konnte, andere auszurüsten; alle Sparbüchsen wurden geleert, viele Silberschränke geplündert. Graf Ferdinand Sandreczky auf Manze schickte, nachdem er am Abend vorher das Glück genossen, seinen König bei sich zu empfangen und zu bewirten, das große, vollständige Familienservice in die Münze.

Wo Friedrich Wilhelm III. sich blicken ließ, sei es allein oder begleitet von blühenden Kindern, überall empfing ihn das Jubelgetön seiner Getreuen. Aus allen Provinzen fanden sich rüstige Kämpfer voll Mut und Treue in Breslau ein; jeder Tag brachte frische Kräfte, neue Kunde, steigende Begeisterung. Die Mütter weinten freilich, daß ihre Söhne sich nicht zurückhalten ließen: aber hätten sie's getan, hätten die Söhne den Bitten nachgegeben, die Mütter würden vor Scham vergangen sein; durch ihre Tränen strahlte der gerechteste Stolz.

Aus: Karl von Holtei, Vierzig Jahre.
Breslau 1898, Trewendt & Granier.

Holteis Schlesiertum.

Von Paul Kutzer.

„Wenn ich in Amerika die weit auseinanderliegenden Farmen besichtigte, überfiel mich nicht manchmal eine bis zum Blödsinn wachsende Begierde, ein Dorf zu sehen, diesem ähnlich, wo ich geboren bin?"
(Eselsfresser.)

Als unser Volk im Besitze einer großen, der aller umgebenden Völker durchaus gleichwertigen Literatur war, trat der alte deutsche Zug zur Besonderheit, zum Vereinzelten, eigenständig Ausgeprägten hervor. Die Landschaften begehrten auch für ihren Teil nach eigenartiger literarischer Äußerung. Am deutlichsten erscheint dieses Verlangen in der Mundartdichtung. Auch anderen Völkern ist sie nicht fremd; aber sie wird dort, wenn man von einigen englischen Erscheinungen, zum Beispiel Burns, absieht, fast nie ernsthaft, sondern zeigt die Wesenheit eines scherzhaften Spieles. Dieselbe Beobachtung machen wir auch bei den Franzosen. Das Provenzalische zum Beispiel ist eben kein Dialekt, sondern der französischen Schriftsprache schwesterlich gleichgeordnet. Im Deutschen führen die Mundarten ein ungleich selbständigeres Leben, und ihre literarische Bedeutung ist durchaus ernsthaft. Fast jede Landschaft hat ihre mundartliche Literatur, in der sich der Sinn, das Temperament und die Neigungen der Bewohner spiegeln. Fritz Reuter und Klaus Groth sind die bezeichnenden Vertreter des niederdeutschen Stammes, Karl Stieler der des oberdeutschen. In den Mundarten entdeckte man im neunzehnten Jahrhundert eine neue, unerschöpfliche Fundgrube, einen Jungbrunnen für die Schriftsprache. In der Mundart zu sprechen und zu singen, ward zur guten Sitte, der man sich nicht zu schämen brauchte. In Schlesien war Holtei der Weckrufer und Bahnbrecher.

Holtei ist unter den schlesischen Dichtern eine liebenswürdige Erscheinung, ein vielseitiges Talent und zugleich das Urbild eines alten Schlesiers vom echten Schrot und Korn, der gewissermaßen unser heimisches Volkstum am reinsten zeigt und am vornehmsten verkörpert. 1798 in Breslau als Sohn eines Offiziers geboren, frühzeitig verwaist, nach einer unglücklichen Erziehung, übernahm er, nachdem er 1815 als Freiwilliger am Kriege gegen Frankreich teilgenommen, eine Stelle als Theaterdichter und Sekretär des Breslauer Stadttheaters. Daselbst leitete er den „Obernigker Boten" sowie die „Deutschen Blätter für Poesie und Literatur", wozu ihm namhafte Mitarbeiter Beiträge

beisteuerten, so Eichendorff seinen „Taugenichts". Nach jahrelangem Umherirren an verschiedenen Orten ließ sich der so wenig seßhafte Ahasver seit 1870 dauernd in Breslau nieder, woselbst er im Heim der Barmherzigen Brüder 1880 starb und auf dem Bernhardin-Kirchhof begraben liegt. Die Holteihöhe in Schlesiens Hauptstadt, woselbst der Dichter auf der alten Ziegelbastion oft weilte und Verse schrieb, ist ein dauerndes und würdiges Denkmal für den vielgefeierten Landsmann und ein sprechender Beweis dafür, welcher Wertschätzung und Zuneigung er sich erfreute. Seine Romane werden heute wohl noch selten gelesen; hingegen hat er sich in seinen „Schlesischen Gedichten" (1830), woselbst er, der große Kenner der heimischen Volksseele, den ersten Gehversuch unternahm, die mißachtete Mundartsprache, sein geliebtes Schlesisch, als Ausdrucksmittel des poetischen Empfindens zu gebrauchen, unbestreitbare Verdienste erworben. Mit ihnen hat er sich so recht in die Herzen der Schlesier hineingesungen, und in ihnen lacht und singt mit goldigem Humor das schlesische, warmherzige und tiefgründige Gemüt, daß es eine Freude ist, diese Dichtungen zu lesen; denn in ihnen leuchtet wie schimmernder Schmuckstein zugleich der Edelgehalt seines Wesens hervor mit seiner nicht abirrbaren Geradheit und seinem treuherzigen Biedersinn.



Holtei.

Nicht verschwieg er es, daß ihn Hebel durch seine alemannischen Gedichte zu seiner Dialektpoesie angeregt habe.

Mit dem Altmeister Goethe verbanden ihn freundschaftliche Beziehungen; darum hat er auch ihn nicht vergessen und ihm einige Verse gewidmet. Aber er empfindet nur allzu deutlich den großen Abstand, der beide trennt, vor dessen Ruhm der seinige verblaßt wie der Nebel vor der Sonne. Goethes Schwiegertochter Ottilie schrieb indes zur Beruhigung und zum Troste dem Verfasser: „Sie glauben gar nicht, was der Vater Gutes und Gemütliches über ihre schlesischen Gedichte gesagt hat."

Die Heimat vor allem hat es unserem Dichter hier angetan. Die

Schläsing liebt er über alles. Die Heimat, die „Heemte“, ist ja, vom Standpunkte der Wortergründung betrachtet, wie das Hemde, das, was uns am nächsten liegt, und dem man sein Bestes dankt. Ohne Heimat sind wir nur unstete, bemitleidenswerte Flüchtlinge, einer Felsenpflanze gleich, die ihre Nahrung aus den Lüften saugt. Heimat gehört zu unserem Körper wie der Leib zur Seele. In dem Boden unseres Volkstums wohnt und wurzelt unsere heimische Volkskraft; er ist der Raum, der unserem ganzen Körperbau ständig gute Säfte und frische Kräfte zuführt. Mit allen Fasern seines Herzens ist Holtei mit dem Grund seiner Heimat versponnen; er ist ein moderner Riese Antäus, der durch die Berührung mit dem Boden der Heimat an Kraft gewinnt; sie ist in der Ferne und Fremde das Ziel seiner seufzenden Sehnsucht und Traumwelt. Er muß, überwältigt von diesem einzigen Wörtlein, bekennen:

's ihs hald gleisewull
A dunnersch Ding mit däm „Derheeme“! Mir
Giht's akkerat nich andersch wie däm Friedel.
Mihch han se ooch schund manchmol da und durten
Gar sihr traktiert und han mer Gutt's getan,
Bei Fürschten und Herzogen und bei Grawen,
Scheene Froovölker und gelehrte Herrn,
In grußen Städten und uf hochen Schlössern,
In fremden Landen aber sustewu,
Dahß ihch mihch eegen schaamte, weil ihch's e'm
Nich wert bihn! — Nu, 's gefiel mir schund, o ja!
Im besten Freu'n, im allergrüßten Teebse
Liß sihch doch immerzu de Sehnsucht spüren.
Nach wahs? — Nu, gloobt mersch aber gloobt mersch nich:
Nach meinem kleenen Haus in Obernigk,
Samt seinem Schindeldächel und a Tannen,
Die vur der Türe stihn, däm bissel Garten,
Däm Taubenschlage und där grünen Laube!
Wie schilgemol — du weeßt's, mei lieber Got —.
Hab' ihch geseufzt und seufz' ich hinte noch:
„Heem will ihch, suste weiter nischt, ack heem!“

Die letzten Worte sind bekanntlich die Überschrift eines seiner schönsten Gedichte. Ein Bauernjunge, Namens Friedel, hat den kleinen Prinzen Ernst, der seinem Hofmeister entlaufen und vorwitzig ins Bad gegangen

war, vom Tode des Ertrinkens gerettet. Vor Freude über die Rettung ihres Kindes nahmen der Fürst und die Fürstin den mutigen Friedel zu sich auf ihr Schloß und hielten ihn wie ihr eigen Kind. Aber dem Friedel gefiel's nicht in dem schönen Schlosse. Das schönste Essen schmeckte ihm nicht. Er sprach kein Wort und war betrübt. Das merkte die Frau Fürstin, die es so gut mit ihm meinte, nahm ihn allein vor und fragte ihn: „Was fehlt dir denn, Friedel? Sag' nur, was du willst! Es soll geschehen!“ Da ward der Knabe ganz vergnügt und sprach: „Heem möcht' ich; suste weiter nischt, ack heem!“ Die Frau Fürstin aber hielt ihn nicht zurück, sondern schickte ihn eilends seinen Eltern wieder.

Breslau, Schlesiens Hauptstadt, hat in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts an Bevölkerungszahl sehr zugenommen und nach Sprengung des lästigen Festungsgürtels nach außen hin sich schnell erweitert. Dank der emsigen Arbeit seiner Gemeindevertretung wurden viele neuzeitliche Einrichtungen getroffen, die der Einwohnerschaft zur Bequemlichkeit und zum Segen gereichten. Und nicht mehr hatte das boshafte Volkslied aus alter Zeit recht, welches meinte: „Zu Breslau in der Schlesien bin ich auch einmal gewesien; aber, ach, es bleibt dort ein großer Mist, wenn das Wasser ausgetreten ist.“ Holtei schildert den äußeren Werdeprozeß mit ergötzlichem Spott:

Wie hust de dihch doch seit verflußnen Jahren
Su ümgewendt, schermantes Brassel du!
Wahs hust de nich fur Ungemach derfahren!
Und justement dahs sätzte dihch in Ruh';
De Festung han se reene weggeschliffen,
Und Finken feifen, wu sust Kugeln fiffen.

Zengstrüm blühn Blumen uf där ganzen Plane,
Und wu ma giht. ihs alles frisch und grien;
Im Wale schwimmen de schlohweißen Schwane,
Ma sitt se mid a Wasserhiehndeln ziehn;
Do ha't i'r Gänge, krumme und ooch grade,
In deutscher Sprache heeßt's: de Prumenade.

De Väter vun där Stadt han's su derschaffen,
Mit Müh' und Kusten han se's irscht dermacht.
Wull mancher stund und liß de Gusche klaffen
Und hot de kleenen Beemel ausgelacht;
De Beeme aber schiert kee sitter Pussen,
Die wachsen furt mit Sachten, unverdrussen.

Aber auch innerlich ist Breslau nicht mehr das alte geblieben. Der Fortschritt, wie man das neue Ding zu nennen pflegt, hat sich allenthalben, an allen Ecken und Enden, bemerkbar gemacht:

Nu bihn ihch noch labendig heemgekummen,
Ging's glei midunder schund derquäre schier;
De Schläsing hot mihch märzlich ufgenommen,
Und Stadt und Stätel gaben mer Quartier;
De Sehnsucht schmärten se mid Honigseeme,
Zengstrüm durchs Ländel war ich wie derheeme.

Ack gleisevull wiß ma in manchen Stücken,
Wenn eens de Sechzig uf em Puckel trä't,
Sihch in de junge Zeit nimmeh zu schicken;
Ma feedert sihch und kümmt hald doch zu spät.
Nu vunzemol Grußbrassel! Meiner Sieben,
Dahs macht sihch raus — 's ihs werklich übertrieben!

Do hot der Furtschriet (denn asu genennen
Se glei dahs Ding im Zeitungsblate jitzt)
Sihch ufgemacht und bleibt in eenem Rennen.
Ma stiht als wie de Gans, wenn's kracht und blitzt,
Ma fra't: „Bihn ihch denn eegen bei Verstande?“
Ma grägelt rüm wie in a'm fremden Lande.

Wenn er nach der Heimat reiste, dann begrüßte ihn schon von ferne das alte, traute Wahrzeichen, der schlesische Wetterprophet, der Zobten, dem er auch seine Grüße in einem besonderen und wohlgelungenen Gedichte sandte.

Für sein geliebtes Obernigk, wo er seinen Sommersitz hatte und ein eigenes Häuschen besaß, schwärmte er über alles:

Denk' ihch doch schilgemol dran; das warn mer sälije Tage,
Wenn ihch nach Obernigk ging im Winter aber im Summer
Aus däm Teebs in der Stad zum heemlichen Dörfel; ach jemersch!
Tagelang freut' ihch mich schund zuvor und zählte de Stunden,
Und zur Nacht fuhr ihch uhf imm Troome, als wär' ihch schun draußen,
Hierte de Taxel und sa'g beim Förschterhäusel se schwänzeln.

Dörfel, wie lachst de mihch ahn, und Abend, wie bist de su sanfte!
Sunne, wie färbst de su blank de Wälder, und Lüftel, wie reene
Zieht i'r um Garten und Zaun! . . . Mei Herze, wie bist de su glücklich!
Schläsing, Mutterland du, dihch lieb' ihch immer; dihch lieb ihch,

Eb ihch in Grafenort stih uf starren Gebirgen und Felsen,
Eb ihch in Obernigk gih durch sandiges Kiefergepüsche!
Uben und unden und hie und do wie überal meen' ihch,
Daß ihch derheeme bihn . . . In der Schläsing bihn ihch derheeme!

Am besten scheint es ihm auf seiner Reise in Patschkau gefallen zu haben, das mit seinem festungsartigen Charakter einen altertümlichen Eindruck macht und wo noch schlesische Gemütlichkeit herrscht:

Ma kümmt, glei fra'n se: „Wär ihs dahs, där?
Wu giht a hihn, und wu kümmt a här?"
Wie Werner vun Patschkau! Mid eenem Wohrt:
Aus Patschkau kumm' ihch. A hübscher Ohrt!
Där sitt noch aus wie a Stätel vun Tauer,
Zengström gih anne urndliche Mauer
Mid kleenen Türmeln; 's läßt wunderschien!
Do tutt nich alles su uffen stihn,
Wie's Mode gewurden ihs jitzunder.
Nee, Patschkau betracht' ihch mer recht fur a Wunder.
Do sitt ma, wu man a Blick derhäbt:
A sitter Ohrt, där hot wahs derläbt,
Wuchs nich wie a Pohfiest vun nächten uf heute —
Und wahs gibt's in Patschkau fur liebe Leute!

An das Mißverständnis mit den „Patschkauer Dohlen", jenes bekannte, volkstümliche Gebäck, knüpft er als Moral sein treuherziges Glaubensbekenntnis:

In Glaubenssachen bihn ihch stuckstumm,
Dahs nähm' ihch mer vor. 's ihs gar zu tumm.
Eener zieht hutte, där andere schwade.
Wärsch doch üm jiglich Wörtel schade!
Doderbeine kümmt eemol nischt raus.
Dahs macht ma bluß mid sihch sälber aus.

So weiß Holtei in seinen Gedichten, die uns meist das Leben der unteren Klassen nahebringen und in denen er die herzliche, liebe Art der Menschen seiner schlesischen Heimat in wahrer, wirklichkeitsgetreuer Weise schildert, eine gemütliche und heimatliche Stimmung zu erzeugen. Ein behagliches, fast spitzbübisches Lächeln glänzt uns entgegen, und dieser gesunde, kernige Humor schwebt wie die Silberwölkchen über der Erde, und wir bewundern die Kunst, mit welcher in der allerliebsten Weise

Lachen und Weinen in einem Sack gepaart ist, die Drolligkeit des einzelnen einfachen Wortes mit dem Unterton tiefsten, wehsten Ernstes. Und immer trifft er mit seinen mundartlichen Wendungen den Nagel auf dem Kopf. Holtei und Schlesien gehören eben zusammen, und man merkt, daß seine mundartlichen Dichtungen, mit denen er sich ein unvergängliches Geistesdenkmal gesetzt hat, die Gefühl, Phantasie und Humor zeigen, bald wehmütige, bald lebenskräftige Färbung haben, nicht etwa „gemacht" sind, sondern aus bestimmten Strömungen heraus geboren wurden und daß er ein erfindungsreiches Talent ist, das die Verse aus dem Ärmel schüttelt.

Aber auch in den Erzählungen Holteis herrscht ein starkes Moment vor, das die heimische Art und Eigentümlichkeit recht zum Ausdruck bringt. Nicht nur ein wichtiger Einschlag der heimatlichen Mundart belebt die Sprache überall, auch die heimatlichen Sitten und Gebräuche werden stets mit Liebe betont, wie ja in seinem Dichtercharakter selbst die schlesischen Eigenschaften am hervorragendsten hervortreten und in der Darstellung selbst: die behagliche Breite der Erzählung. In den „Vagabunden" lebt das Leichtsinnige und Leidenschaftliche, im „Christian Lammfell" die einfältige, von Herzen gutmütige, stillselige Beschaulichkeit und Frömmigkeit, der mystische Zug und das kindliche Gemüt des Schlesiervolkes. Hier hat er sich selbst gegeben. Auch lernen wir im dritten Bande die Armut eines stillen oberschlesischen Dorfes kennen, in das die Revolution ihre Funken getragen hat. Und in dem Eduard der „Eselsfresser", in denen der Diener Fiebig in wissenschaftlicher Weise die Erklärung des alten bekannten Spottnamens der Schlesier aufzubringen sucht — eine Arbeit, die übrigens in neuester Zeit von den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde viel besser geleistet worden ist —, hat er geradezu eine allseitige Wesenszeichnung des Schlesiers beabsichtigt. Hier klingt alles zusammen, was einen Schlesier ausmacht: die Sehnsucht nach der Fremde und das Zurückverlangen nach der Heimat, das Streben nach Gutem und Wahrem und doch auch ein schwachherziges Nachgeben, ein gutmütiges, anhängliches Vertrauen und doch auch ein emsiges, unerreichbares Suchen und Sehnen mit qualvollem Grübeln und selbstquälerischer Trauer. Hier werden wir außerdem auf ein niederschlesisches Gut geführt. Manchmal zeigt Holteis Spiegelung von Landesart und Sitte sogar eine wissenschaftliche Prägung. So hat er sich lange Zeit mit dem Gedanken eines schlesischen Wörterbuches getragen und besonders mit Weinhold viel über Volkskunde gesprochen. In seinem Roman „Haus

Treustein" scheint zwar die Gestalt Rübezahls weniger glücklich gewählt, doch ist es ihm manchmal gelungen, Schlesiens Land und Leute anschaulich zu schildern, und wir bemerken ein liebevolles Auge für die romantischen Schönheiten des Riesengebirges. Die Bergfahrt Herberts hat sogar etwas Frisches und Jugendliches, was an Holteis ersten Besuch der Koppenbaude und Schneegrube erinnert. Häufig, besonders in den „Vierzig Jahren", hat Holtei das alte Breslau vor uns aufleben lassen mit seinen altertümlichen Häusern und den sonderbaren Namen und der trüb durch die Stadt fließenden Ohle, die auch Gustav Freytag zu einem düsteren Bilde benutzte, und den winkligen Gassen. Hier ist überhaupt viel kulturgeschichtlicher Stoff aufgezeichnet, und wir lernen besonders die Theaterverhältnisse der damaligen Zeit kennen. Liebe zur Heimat ist der sonnige Grundton auch seiner Erzählungen. In „Noblesse oblige" gerät Hermann in Erschlaffung und Lebensmüdigkeit, und seine Heilung und Wandlung zum Guten beginnt erst da, wo er wieder in die Heimat kommt. Mit ergötzlicher Heiterkeit hat Holtei in der Posse „Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg" durch die Gegenüberstellung der schlesischen und der Berliner Mundart eine gute, komische Wirkung erzielt, ein Mittel, dem wir öfters begegnen, besonders in seinen Singspielen. Eine besondere Stelle nimmt in dieser erheiternden Liebesgeschichte der Spott auf den Grünberger Wein ein, der sich einige grausame Witze gefallen lassen muß. Im „Hundefräulein" machen Studenten nach Flinsberg und dem Oybin bei Zittau einen Ausflug. Überall heimatliche Klänge!

Wirkliche Verhältnisse sind mehrfach in seinen Erzählungen verwertet. Den Pater Jüngel hat er selbst gekannt, und die Kanonenkugeln auf dem Breslauer Festungswall haben nicht nur auf Christel, sondern auch auf ihn einen Eindruck gemacht. Vor allem scheint der Reichsgraf zu Herberstein, dem er die „Grafenorter Briefe" widmete, ihm als Vorbild für seine alten Edelleute gedient zu haben. Darum konnte er an einer Stelle sagen: „Es ist ein wirklicher Mensch aus dem wirklichen Leben." Für die Schilderungen von Bädern sind Warmbrunn und Reinerz maßgebend, die der Dichter mehrfach besuchte, der ein leidenschaftlicher Verehrer von Dampfbädern war. Ein trauriges, ergreifendes Bild eigenen Leidens weiß er in den „Letzten Komödianten" zu erzählen. Nur wer die Heimatlosigkeit des umherziehenden Schauspielervolkes weiß und kennt, wird so ergreifend das Schicksal von Wulf, dem Romanhelden, schildern können, der als Sohn eines Schmierendirektors aufgewachsen ist. Ein solches Buch muß erlebt sein, wenn es

geschrieben werden will, wenn man anschaulich berichten will von der Romantik des herumziehenden Schauspielervolkes, der fahrenden Leute, ihren Abenteuern und ihrer Sehnsucht nach der blauen Ferne, der Poesie der Landstraße mit ihrem Wirtshausleben. Und Holtei ist ferner der Dichter von „Lorbeerbaum und Bettelstab“, der bei den schnell verrauschten Erfolgen doch auch mit Bitternis gespürt hat, daß ihm das Festhaltende und Beständige einer tiefer wurzelnden Genialität versagt war: „Zu spät, ein traurig Lied, das täglich uns erklingt!“ In diesem zwiespältigen Gefühle liegt der Grund seiner Klagen, die uns mehrfach in seinen Geschichten begegnen. Das Dichterelend eines Schriftstellers bildet den Gegenstand des Schauspieles. Das Ganze entstand aus seinem Ringen um Anerkennung, so daß man darin doch einige Züge aus seinem eigenen Leben entdecken kann. All das Erdrückende und Entmutigende, wodurch er sein Streben behindert sah, brachte er in dem Stück zu ergreifendem Ausdruck, ebenso das Ringen des Künstlers, der sich in wechselnder und übertriebener Kleinmütigkeit bald nur als mißachteter literarischer Handwerker und Katzendichter sieht, mit einem verdammten Gemüt wie ein Kind: launisch, schmollend, tiefsinnig, oberflächlich und schwatzhaft zugleich, der sich aber auch trotzdem die innere Überzeugung nicht nehmen läßt: „Und du bist doch ein Dichter!“ Und dennoch ist Holtei, bei aller Schilderung lebenswahrer Verhältnisse, dem eigentlichen, klatschhaften Schlüsselroman aus dem Wege gegangen. Wirklichkeitsweise und Romantik paaren sich bei ihm in merkwürdigem Gemisch. Erlebtes und Wahrheit wollte er geben. Daher verteidigt er sich einmal gegen die vorgetäuschten Anklagen einer schönen Leserin, die kein schlesisches Gerede mehr hören will. Holtei ist Heimatdichter, und seinem Bestreben, Lokalfarbe zu geben, steht die romantische Lust, in die Ferne zu schweifen, schroff entgegen. Die Biedermeierzeit mit ihrer Romantik des alltäglichen Lebens ist so recht das Feld jener Lebensdichter, zu denen auch Holtei gehört. Der Einfluß Jean Pauls, von dem er ja auch sechshundert Sprüche in Reime gebracht hat, scheint bei ihm unverkennbar. In den „Stimmen des Waldes“, die hauptsächlich dem Trachenberger Aufenthalt ihre Entstehung verdanken, zeigt der Lyriker Holtei die Offenbarung des tiefsten Naturgefühls. Heraus aus dem betäubenden Gewühl der Stadt flüchtet sich hier der Sänger in die liebe Waldeinsamkeit, um dem Liede der gefiederten Sänger zu lauschen und die Ruhe und Erquickung, die er selber in der schonungsvollen Beobachtung des Tier- und Pflanzenlebens findet, auch seinen lesenden Mitmenschen mitzuteilen.

Wir würden aber doch irregehen, wenn wir Holtei, die „literarische Wanderratte“, nur von dem heimatlichen Gesichtswinkel aus betrachteten und ihn ausschließlich als Schlesier stempelten. Durch sein holdes Vagabundenleben zeigt er ja selbst am besten seinen etwas internationalen, heimatlosen Anstrich. Er war ebensogut ein echter Preuße und Deutscher von altem Schrot und Korn. Dafür zeugt sein Schauspiel „Leonore“, das ihm wohl auch wegen seiner streng-preußischen Haltung manche Anerkennung brachte.

Die wenigen hier wiedergegebenen Holteischen Gedichtproben werden uns genügen, uns von der Gemütstiefe dieses wunderbaren, seltenen Mannes eines Vorstellung zu geben. Liebe zur engeren Heimat, liebevolles Sichvertiefen in das Wesen und die Eigenart des eigenen Stammes war der hervorstechendste Wesenszug dieses Schlesiers. Ein Volksdichter stirbt nicht. Und im Herzen seiner Landsleute lebt auch Holtei weiter. Bei seinen Festen und Freuden sagt er ihnen im Lied, was sie ungereimt selbst im Herzen trugen, und sieht darin im Kleinen das Große. Damit hat er einen bedeutenden Anteil an der geistigen Erziehung des Volkes. Mit seinem goldigen Humor aber ist er vor allem ein Freudenbringer. Und wer in das Leben der hart schaffenden Menschheit in unserer nüchternen Zeit mit ihren tiefgreifenden sozialen Kämpfen einen Sonnenstrahl echter Freude bringt, der hat nicht umsonst gelebt. Und Holtei war ja der — gemütliche Schlesier! —

Aus: Schlesischer Musenalmanach. 5. Jahrg., H. 2. Beuthen 1919, Th. Cieplik.

Derheeme.

Von Karl von Holtei.

Nu bihn ihch noch labendich heemgekummen,
Gieng's gleich midunder schun derquaere schie;
De Schlaesing hot mihch herzlich uhfgenummen,
Und Stad und Staetel gaben mer Quartier;
De Sehnsucht schmaerten se mit Honigseeme,
Zensgrüm durchs Ländel war ihch wie derheeme.

Ack gleisewul wiß ma in manchen Stücken,
Wenn eens de Sechzich uf em Puckel traet,
Sihch in de junge Zeit nimmeh zu schicken;
Ma feedert [1]) sihch und kümmt hald doch zu spaet.
Nu vunzemal [2]) Grußbrassel! meiner Sieben,
Dahs macht sihch raus — 's ihs werklich übertrieben.

[1]) beeilt sich. [2]) vollends einmal.

Do hot der Furtschriet (denn a su genennen
Se glei a Ding im Zeitungsblate jitzt)
Sihch uhfgemacht und bleibt in eenem Rennen.
Ma stiht als wie de Gans, wenn's kracht und blitzt;
Ma fra't: bihn ihch denn eegen bei Verstande?
Ma graegelt rüm, wie in am fremden Lande.

Wuhin ma trit, 's ihs reene zum Derschrecken,
Nur Lustbarkeeten, immer Faschingzeit!
Tanz und Musikke klaebt ahn wieviel Ecken!
Do wudelt's aus em Tor, wer wiß wie weit,
Ooch Wuchetags! a rechter Schwarm vo Bienen,
Vo wilden Hummeln — ack in Krieneliенen!

Ach, do muhß Geld sein multum viel, allengen[1])!
Do müssen eemol gude Zeiten sein!
Ihch globe ärnt, de Ziegeröhrel[2]) brengen
A Handelsleuten jitzund su viel ein.
Dahs stiht dernochern gutt fur jeden Schaden.
De dritte Tiere ihs a Tobaksladen!

Und Häuser sein gewachsen, ganze Gassen!
G r u ß brassel wirsch de jitzt mid Rechte sa'n;
Vur häller Pracht kan ma sihch gar ni fassen.
Dahs eenzige gefällt mer nich do drahn,
Daß se su esem[3]) huche Häuser bauen;
's ihs ja schund kee Gebirge meh zu schauen.

Vun der Bastion[4]) derblickst de Dach bei Dache,
Sust nischte nich. A Feifen wird verfiehrt —
Nich ärnt vun Finken meh! — 's ihs keene Sache,
De Menschheet hot erstaunlich profentiert;
Se wandert hihn und her mid jedem Zuge,
Se sitt de ganze weite Welt — — im Fluge.

's ihs wunderschiene, mid der Hand zu greifen,
Wie's zunimmt do derbeine 's Menschenglick.
Und möchten se meinswaegen noch su feifen,
Mir ihs 's ock blußich üm mei Obernigk.
Do wölld' ihch mihch im stillen Puhsch verlieren,
Do möcht' ich lieber kee Gefeife hieren.

---

1) überall. 2) Zigarren. 3) schrecklich. 4) jetzt Holtei- und Liebichshöhe genannt.

's hilft aber nischt. De Welt fulgt ihrem Gange,
Und weil's mid unsereem schun taprischt gibt,
So zieht ma nich meh mid am gleichen Strange,
Eb ma ooch suste noch rechtschaffen zieht.
's wird alles andersch: Häuser, Menschen, Beeme —
Ma ihs derheeme und ooch nich derheeme.

Dahs trifft wul manche Freeden hie uf Aerden,
Wornach de hust gehimpert Jahr üm Jahr;
De Gaegenwart brengt allerhand Beschwaerden,
Am lichten Tage sist de uft ni klahr,
Und irschte bei der Nacht in deiner Ninne [1])
Wirscht de der wahren Freede wieder inne.

Und irschte, wenn die Tage sein vergangen,
Die's de der halb verdurbst mid Nergelei,
Do tutt's dihch wunder wie dernoch verlangen —
's ihs bald zu späte, denn se sein vurbei.
Se sein vurbei; do wird's ni lange waehren,
Wer'n sihch se in der Seele dir verklären.

Wahs fremde war, verfleugt fur Spreu im Winde;
Wahs heemlich blib, hältst de im Härze warm,
Du tust dermite wie mid annem Kinde,
Wie anne Mutter schleppst de's uf em Arm
Und singst em deine eegnen Kindertreeme —
Jedwedes Liedel reimt sihch uf Derheeme.

[1]) Bett.





V. Der oberschlesische Industriegau und das andere Oberschlesien.

Das oberschlesische Land und seine Entwicklung in ihrer geographischen Bedingtheit.

Von Professor Dr. Wilhelm Volz.

Öls liegt hinter uns. Die grauen Stämme der Fasanerie, das ragende alte Schloß, die Kirchen mit ihren schlanken Türmen grüßen noch einmal freundlich zu uns herüber. Der große Bahnhof mahnt uns, daß hier ein bedeutender Knotenpunkt des Verkehrs ist: nach allen Seiten laufen die Schienenstränge auseinander, nach Posen, nach Polen, nach Oberschlesien. Fruchtbare Fluren durcheilt der Zug, die zu den üppigsten Teilen des schönen Schlesierlandes gehören; hübsche Kleinstädte berühren wir. Die ausgedehnten modernen Vorstädte um den alten deutschen Kern mit dem stattlichen Rathaus und den schönen Kirchen verraten das blühende Leben: deutsches Land. Allmählich werden die Äcker minder fruchtbar, und Arbeit gehört dazu, gute Erträge zu erzielen; Streifen mageren Kiefernwaldes schieben sich ein. Wir fahren durch Kreuzburg, Rosenberg. Aber das Bild des wirtschaftlichen Aufstieges, des blühenden Lebens — es bleibt; ob Dominialacker, ob Bauernfelder — man sieht es, wie sorgfältig die Bestellung ist. Am deutschen Bilde hat sich nichts geändert, ob wir auch gelegentlich polnische Laute um uns hören, obwohl wir bereits in Gegenden sind, die nach der amtlichen Feststellung stark „polnisch" gemischt sind. Aber ist es denn polnisch, was wir hören? Der Pole versteht unsern oberschlesischen Bruder kaum, und diesem bleibt der Pole nach Sprache und Art fast unverständlich.

Wie seine ganze Wesensart und Denkungsweise deutsch ist, deutsch wie seine Wirtschaft, so ist auch seine Sprache, seine „Muttersprache“ unpolnisch, ein polonisiertes Deutsch — „Wasserpolnisch“ nennt man es wohl. Und je weiter das Dampfroß uns nach Südosten führt, desto mehr beginnt der Kiefernwald im Landschaftsbild vorzuherrschen. Seen und Sumpfgelände schiebt sich hie und da ein; desto mehr schlägt das Wasserpolnisch an unser Ohr; aber aufstrebendes Leben allenthalben. Und hinter Lublinitz neue Bilder: mächtige Schlote rauchen im unermeßlichen Wald, der malerisch rechts und links weit sich dehnt. Tarnowitz, Roßberg, St. Piekar — mächtig aufblühendes Leben, und dann kommen die Schornsteinwälder, die Steigetürme und Hochöfen und Zechen und geben der Landschaft ihr eigenartiges Gepräge. Kraft- und Lichtleitungen spannen wie riesige Spinnenweben ihre Netze; Eisenbahnen und elektrische Bahnen allenthalben. Das Ganze fast eine weitmaschige Stadt mit lebhaftem Verkehr. Rastloses Leben und Treiben, wohin das Auge schaut; Rauchschwaden und Rauchfahnen emsiger Industrie; Hämmern und Fauchen und Rollen und Pfeifen — so macht sich die kraftvolle Arbeit allen Sinnen bemerkbar. Und Ordnung allenthalben und zielbewußtes Schaffen. Tausend Rädchen und ein Ziel. So haben wir in wenigen Stunden Schnellzugfahrt ein Bild von Oberschlesien. — Und nicht viel anders ist's, wenn wir die Oder aufwärts oder am linken Ufer nach dem Südosten fahren.

Und gehen wir von der großen Linie fort zur Grenze — wohl werden die Wälder dichter, die Felder minder ertragreich, aber Arbeit und Ordnung allenthalben, und die Sauberkeit der Dörfer läßt deutlich die Liebe des Oberschlesiers zu seiner Heimat erkennen. Backsteinhäuser und Ziegeldächer, seltener schmucke Holzhäuser, gutgehaltene Stallgebäude und niedliche Vorgärten, ordentliche Wege, gerade Felder bis zur Grenze. Und jenseits der Grenzpfähle? Ich kenne das oberschlesische und polnische Land längs der Grenze in ihrem gesamten Verlauf — eine schärfere Kulturgrenze ist nicht vorstellbar: jenseits Schmutz und Unordnung, ärmliche Holzkaten, oft dem Zusammenfallen nahe; elende Ställe, ordnungslos lang sich hinziehende Dörfer, schmucklos; die Wege verwahrlost, drei, vier, fünf Spuren nebeneinander, oft Spuren außerhalb der Baumreihen, weil die Straße fast unbefahrbar; unordentliche, dürftige, schlecht bestellte Felder, Unland dazwischen. Es ist ein anderes Land. Kaum glaublich will es scheinen, daß auf wenige hundert Meter solch schroffe Gegensätze bestehen können. Aber sie bestehen, sie sind da, mit Händen zu greifen. Ein kleines treffendes

Beispiel nur aus der Woischniker Gegend. Die Grenze geht durch den Wald. Auf deutscher Seite ein niedliches Bild. Tausende und Abertausende von roten Fliegenpilzen am Waldboden. Auf polnischer Seite kaum einer; denn die Bevölkerung ißt die giftigen Schwämme, aus Not. — Oberschlesisch und polnisch, das sind zwei verschiedene Welten!

Nicht im Boden ist dieser Unterschied, dieser Gegensatz begründet. Dieselben Böden und geologischen Ablagerungen hier wie dort; derselbe Kiefernwald zieht sich weit über die Grenze. Und auch die Prosna, die weit, weit die Grenze bildet, ist nur ein kleines Flüßchen. Leicht überschreitbar, fließt es in breiten, oft sumpfigen Wiesen dahin; aber eine Schranke für den Verkehr, eine Scheide für den Menschen ist sie nicht. Viel eher wäre es die Warthe, weiter östlich, mit ihrem oft tief eingeschnittenen, breiten Bett. So ist es etwas anderes, das hier den scharfen Schnitt hervorbringt: die Kultur.

Vor Hunderten und Aberhunderten von Jahren, da ist's ja wohl anders gewesen, da dehnte sich undurchdringlicher Urwald mit spärlichen Siedlungen weit vom Westen her tief nach Osten hin. Und mühselig fristete der Mensch sein kärgliches Dasein im ewigen Kampf mit der übermächtigen Natur in Not und Sorge; denn überaus einfach war seine Kultur, unendlich dürftig waren seine Hilfsmittel im Kampf ums Dasein. Das Eisen kannte er kaum. So war er noch nicht imstande, den finstern Urwald zu meistern. Der Urwald war der Herr und der Mensch hier sein Knecht. Das änderte sich erst mit dem Vordringen der deutschen Kultur, die den slawischen Waldmenschen günstigere Lebensbedingungen brachte: Eisenpflug, Rodehacke, Dreifelderwirtschaft. Das heißt, bessere Werkzeuge und Ordnung sind die Geheimnisse der deutschen Erfolge.

Warum aber schiebt sich die deutsche Grenzmark hier im Süden, in Oberschlesien, so weit nach Osten vor? Warum ist die Ostgrenze Deutschlands so eigenartig gestaltet, weit ausgebaucht im Norden und im Süden, am Meer und am Gebirge, während in der Mitte polnisches Land bis etwa hundert Kilometer an die Reichshauptstadt heranreicht? Die neuen Grenzen nach dem Versailler Diktat lassen das ja besonders scharf hervortreten. Das kann doch kein Zufall sein, keine Herrscherlaune! Vermag Menschenwille durch Jahrhunderte den Strom der Siedler so zu lenken? Nein! Die Gründe müssen tiefer liegen. Menschen, Herrscher, Fürsten waren ja, rein geschichtlich genommen, die Veranlasser — aber aus Laune? Das wird doch niemand behaupten wollen. Sondern aus

richtiger Bewertung der natürlichen Grundlagen. Ja, man könnte noch viel schärfer sagen: die natürlichen Grundlagen in ihrer Gunst waren es selber, die zur Ausnützung durch den Tüchtigsten aufriefen. Und was waren das für natürliche Grundlagen, die so lockten? Im Norden, an der Ostsee, war es die Lage am Meer. Die Ostsee, die sich weit von Westen bis in den fernen Osten erstreckt, bot eine gute und schnelle Schiffahrtsverbindung. Wertvolle Rohstoffe, Pelze, Wachs, Honig und mannigfache andere Erzeugnisse lockten den Handelsmann nach dem Osten, und der Ostseehandel ward Ursache und Lebensader der Hansa. Die Siedler folgten. So wurden die fruchtbaren Gestade der Ostsee weithin von Deutschen besiedelt. Nach Süden drangen sie vom Ostseestrande vor bis zur baltischen Seenplatte, deren an Seen reiches Hügelland zur natürlichen Grenze des Deutschtums wurde. Weiter südlich, in Posen, gab es ja auch Siedlungsland und fruchtbares Land genug, wenn auch breite Sumpfzonen im Netzeland, in der Bartschniederung und in den mächtigen Oderbrüchen es rings umgaben und gegen Nord, Süd und West abschlossen — aber Ackerland allein war noch kein Zugmittel, anderes mußte dazukommen. So hat die deutsche Siedlung in Posen nicht die große, beherrschende Rolle gespielt; die Polen behielten das Übergewicht. Und dies andere war Handel und Verkehr! Das Ackerland in Oberschlesien ist gar nicht sehr fruchtbar — und doch sind die deutschen Siedler gekommen und haben Oberschlesien zu einem deutschen Lande gemacht; sie kamen im Gefolge des deutschen Kaufmanns. Aber nicht Oberschlesien lockte den Kaufmann hierher; es hatte bis vor hundert Jahren wenig Anziehendes: finstere Wälder, wenig fruchtbares, inselartig in den Wäldern gelegenes Ackerland — so haben 1336 im Trentschiner Vertrag und wieder 1339 die Polenkönige leichten Herzens feierlich und bedingunslos allen Ansprüchen an Oberschlesien entsagt —; die verkehrsgeographisch selten günstige Lage von Mittelschlesien und von Breslau im Herzen Schlesiens machte dies zur mittelalterlichen Handelsvormacht des Ostens. So ward hier das Zentrum eines starken, reichen Deutschtums, und von hier aus, von Mittelschlesien, Deutschböhmen und Deutschmähren, ward das nachbarliche kulturarme Oberschlesien dem Deutschtum gewonnen. Dem Kaufmann folgte der Siedler nach Oberschlesien und weit nach Polen und Galizien hinein.

Um die günstige Lage Schlesiens mit dem Oderstrom verstehen zu können, müssen wir uns vor Augen halten, daß der Hochseeverkehr, der jetzt die Welt beherscht, doch erst recht jungen Datums ist und in seinen

Anfängen nicht gar zu sehr über das sechzehnte Jahrhundert zurückgeht. Vorher herrschte der Landverkehr.

Schlesien liegt — ähnlich wie Böhmen — wunderbar zentral im Herzen von Mitteleuropa, und zwei mächtige natürliche Verkehrswege kreuzen sich hier: der Ost-West-Weg, der am Rande des Gebirges vom fernen Osten nach dem Herzen Westeuropas führte und die Waren aus dem südlichen Rußland, aus Asien und dem Orient her dem deutschen und westeuropäischen Verbraucher brachte, und weiterhin der Süd-Nord-Weg, der von Oberitalien, aus der Balkanhalbinsel und von Ungarn her über das gangbare Sudetengebirge in das Odertal und weiter nach dem nördlichen Deutschland hinüberleitete. Seit uraltersher sind beide natürlichen Verkehrszüge viel benutzt worden. Völkerverschiebungen großartigen Maßes vollzogen sich auf ihnen, hin und her, wie alte Funde und andere Überlieferungen uns lehren; alter Handel benutzte sie, wie ja z. B. die römische Bernsteinstraße durch Schlesien hindurchging. In dem vom Oderstrom durchflossenen Schlesierlande kreuzten sich beide Straßenzüge. So mußte dies und der von Natur aus bevorzugte Oderübergang bei Breslau eine erhöhte Bedeutung gewinnen — für Handel und Verkehr.

Die Gunst ist also da, seit grauester Vorzeit. Zur Auswirkung aber konnte sie erst kommen, nachdem Menschen hierher kamen, in deren Wirtschaftsleben Handel und Verkehr einen Platz hatten. Im alten Germanien war das nicht der Fall, noch weniger bei den slawischen Scharen, die nach dem Abwandern der Germanen bei der Völkerwanderung deren verlassene Sitze einnahmen; waren es doch einfache Waldmenschen. Anders ward es bei den Deutschen des Mittelalters. Kaum hatte deren Rückfluten gegen die Ostmarken begonnen und war Schlesien wieder deutsches Land geworden, als auch schon ein mächtiger Aufschwung einsetzte — aus dem Wirksamwerden dieser Verkehrsgunst heraus. Mittelschlesien und Breslau entwickelte sich schnell zum Durchgangs- und Umschlagland, zum Stapel- und Niederlassungsplatz für den immer mächtiger nach allen Seiten sich entwickelnden Handel und Verkehr. Die innere Ursache des geschichtlichen Werdeganges ist also der Wert der natürlichen Grundlage und ihre Ausnützung durch den Tüchtigen: erst diese Verbindung schafft blühendes Leben.

Daß dem so ist, lehrt der weitere Gang der geschichtlichen Entwicklung auf das deutlichste: mit der Wende des 15. Jahrhunderts schneidet der Einbruch der Türken den südöstlichen Handel ab. Zugleich gewinnt der Seeverkehr durch die Entwicklung der Hochseeschiffahrt größere

und stets wachsende Bedeutung. Der große Verkehr, zu Lande gestört, wird zur See vollzogen. England und die deutschen Nordseehäfen kommen hoch. Damit ändert sich die bisherige Gunst der Lage Schlesiens in Ungunst: dem Meer liegt es beinah trostlos fern. Der große Handel fällt aus, und es bleibt nurmehr der lokale Handel mit der nächsten Nachbarschaft. Schlesiens Blüte und Wohlstand welkt dahin. Die Blüte war gekommen aus der Verbindung: Naturgunst — Tüchtigkeit. Die Naturgunst ist ausgeschieden; menschliche Tüchtigkeit allein reicht nicht aus. Es müssen neue Möglichkeiten kommen, neuen Aufschwung herbeizuführen. Sie kamen für Schlesien erst im neunzehnten Jahrhundert: die Eisenbahn machte den Landverkehr wieder wettbewerbsfähig — nicht gleichwertig dem Seeverkehr, aber immerhin brauchbar. Damit gewannen die natürlichen Bodenschätze Oberschlesiens, Kohle und Eisen, einen bisher ungeahnten Wert, und aus der auf neuer Grundlage sich ergebenden Verbindung: Naturgunst — menschliche Tüchtigkeit erwuchs eine neue weltwichtige Blüte. Es sind also die Grundlagen für diese zweite deutsche Blüte Schlesiens völlig andere, als sie es für die erste deutsche Blüte im Mittelalter waren; gleich ist nur, daß es deutsche Tüchtigkeit beide Male ist, die die Naturgunst wertet.

Aber verweilen wir bei Oberschlesien. Mächtiges Deutschtum war schon im zwölften Jahrhundert in Schlesien erwachsen, und es strahlte gewaltig aus nach Oberschlesien, auch von Böhmen und Mähren her. Alte Handelsstraßen zogen von Mittelschlesien allenthalben, dem Odertal folgend, nach dem südlichen Oberschlesien und Krakau hin und weiter dem Karpathenrande folgend, aber auch längs der oberen Oder und über das Gebirge nach Österreich und Ungarn. Hierher führten andere Straßen auch links der Oder über die bequemen Sudetenpässe. Rechts der Oder über das heutige Kreuzburg, Rosenberg usw. leitete die alte Salzstraße nach Czenstochau und Wieliczka, gleichfalls dem natürlichen alten Zuge folgend. (Heute gehen die wichtigsten Eisenbahnen auf diesen alten natürlichen Straßenzügen!) Deutsche Städte wurden in großer Zahl und schneller Folge hier begründet und wurden zu deutschen Siedlungsmittelpunkten. So schreitet die deutsche Besiedlung nicht allmählich von Westen immer weiter nach Osten vor, nein, von tief in Oberschlesien sich bildenden deutschen Mittelpunkten aus geht die Regermanisierung radiär nach allen Seiten und gewinnt allmählich auch den vollen Anschluß rückwärts an die alte Heimat. So geht der Verdeutschungsprozeß weit ausholender und schneller, aber zunächst lückiger. Rasch werden die zahllosen kleinen Städte reindeutsch; lang-

samer folgt das Land. Schwerfällig und langsam war der Lastwagenverkehr, langsam pulsierte das Leben — (im Gegensatz zur schnellebigen Gegenwart!) —, und nur durch diese Art der Ausbreitung ist es zu verstehen, daß das Deutschtum in der kurzen Spanne von noch nicht drei Jahrhunderten ganz Oberschlesien, ja, große Strecken jenseits der heutigen Grenzen durchdringen und sich angleichen konnte; denn Oberschlesien war im fünfzehnten Jahrhundert so gut wie deutsches Land. Aber noch war der Prozeß nicht abgeschlossen, noch waren die Verhältnisse nicht genügend fest geworden, als der Umschlag eintrat, die Katastrophe für Oberschlesien: durch die Türkengefahr und das Aufkommen der Hochseeschiffahrt ward Schlesiens Handel gelähmt. Der Handelsverkehr mit dem Osten, der Oberschlesiens Deutschtum das Lebensblut zugeführt hatte, hörte auf, und Oberschlesiens Deutschtum ohne Nährquelle siechte im Kampf mit politischen Widrigkeiten aller Art, Kriegen, Gegenreformation usw. dahin, zumal der Boden als solcher mit seiner geringen Fruchtbarkeit als Kraftspender nicht genügte. Das Land verfiel in Unkultur, wie vor der deutschen Zeit sie geherrscht. Es war so wenig verlockend, daß — obwohl die Zeitläufte es wohl erlaubt hätten — sein magerer Besitz keinerlei Eroberungsgelüste bei den Polen auslöste. Es war eben keine „Irredenta“.

Auch Friedrich dem Großen war Mittelschlesien, sein „Peru“, der wertvollere Teil der schlesischen Erwerbung. Das geht aus seinen politischen Testamenten klar hervor. Aber er bemühte sich, aus Oberschlesien zu machen, was möglich war. So rief er Industrien hier ins Leben zur Ausbeutung der Bodenschätze, um das Land und seine Bevölkerung zu heben. Mit genialer Weitsicht hatte er damit das Richtige getroffen. Er ertüchtigte den Oberschlesier durch preußische Ordnung und Verwaltung.

Als mit der Nutzbarmachung des Dampfkessels auf Dampfschiff und Eisenbahn der Siegeslauf modernen Weltverkehrs, moderner Technik einsetzte, als Kohle und Eisen Schätze geworden waren, da konnte auch Oberschlesien an dem Siegeslauf teilnehmen. Eine Zeit neuer Blüte brach an, einer Blüte, deren üppig und immer üppiger sich entfaltenden Herrlichkeit staunende Zeugen wir sind.

Aber nicht Oberschlesiens, nein, ganz Schlesiens neue Blüte ist es. Oberschlesiens zwar ist der Stoff; aber zu viele sind der Schwierigkeiten, daß Oberschlesien des mittelschlesischen Bruders, der ihm einst im Mittelalter geholfen hat, nicht entraten kann. Weltenfern liegt Oberschlesien, und will es ernsthaft auf dem Weltmarkt wetteifern, so muß ihm die

Verkehrsmöglichkeit geschaffen werden: die Entwicklung der oberschlesischen Industrie ist ein Verkehrsproblem. Hier springt Mittelschlesien, Breslau, mit seinen Möglichkeiten ein. Eisenbahnen, Oderschiffahrt sind Lebensnotwendigkeiten für Oberschlesien. Handelt es sich doch um den Abtransport der Erzeugnisse und Produkte Oberschlesiens und ihre Verteilung an die Verbraucher, nicht weniger aber um die Zufuhr aller Bedarfsartikel, der Rohstoffe und Zuschläge, aber auch der Nahrungsmittel und sonstigen unendlich mannigfaltigen Bedürfnisse der sehr schnell anwachsenden Bevölkerung. Und Oberschlesien selbst ist ein wenig fruchtbares Land. So ist der Verkehr ungeheuer, dessen Oberschlesien bedarf. Man hat Oberschlesien den einen Lungenflügel Deutschlands genannt. Nicht mit Unrecht. Aber daß er gut tätig sein und Deutschland Lebensluft geben kann, dazu bedarf er der Hilfe des vermöge seiner guten geographischen Grundlagen verkehrsvermittelnden mittelschlesischen Bruders. Polen kann die Hilfe nicht geben. Ganz abgesehen davon, daß es selbst im höchsten Maße hilfsbedürftig ist. Brauchbare Wasserwege liegen auf polnischer Seite unendlich fern; sie öffnen Polen dem Verkehr vom Meere her und würden Oberschlesien die Lebensluft dadurch völlig abschneiden. Und Eisenbahnen? Sie fehlen fast ganz. Und arm ist das polnische Ackerland in weiter Umgebung; es könnte Oberschlesien nicht ernähren. Oberschlesisches Land muß bei Polen ersticken am Mangel an Transportmöglichkeiten, verhungern aus Mangel an Nahrungsmitteln.

So ist Oberschlesien deutsches Land. —

Aus den Ostdeutschen Monatsheften (Danzig), 1921.

Im Nebeldunst der Schlotenwälder.

Von Alfred Hein.

Oberschlesien ist grell, grausam und grabdüster auf den ersten Blick. Nicht das Eichendorffsche Oberschlesien, sondern eben das Industriebecken, das Herz, das Oberschlesien, das jeder meint, wenn er im Reich von dem wirbelnden Südostwinkel spricht.

Ich will das Land seines Namens und seiner Zeitlichkeit entäußern und möchte seine Wirkung auf die Seele irgendwie erspüren. Wählend den Augenblick, in dem die oberschlesische Heimat am tiefsten auf mich eindrang, hoffe ich dem Ideal einer ausdrucksvollen Wiedermalung nahezukommen. 1916, Juni; wir wurden von Verdun nach Luck geworfen. Pétains Trommelfeuer entronnen, hineinrennend ins

Brussilowsche. Vier Tage Frist zwischen Tod und Tod. Darein gebettet das sonnige Deutschland. Und Sonntag abend war's, da die Heimat sich von dem ins Kriegsgewitter rollenden Zug abschälte, mit weichen Hügelketten zunächst Eichendorffs Land . . .

Der Zug ging langsam. Die Nerven versagten. Ich schlief ein.

Ich träumte von den Tagen am Toten Mann, völlig in den Grabenkrieg eingesponnen. Es war kurz vor dem Sturm. Und nun geschah das Merkwürdige: plötzlich schlug der Traum völlig in einen anderen um. Wie wenn ein Film plötzlich mit einem ganz anderen Thema weiterginge, unmittelbar. Die Heimat erstieg vor mir in ihrer Wesenheit im Traum. Und zwar war's, als wenn ich von oben in sie einsänke. So erhob sich zunächst rotglutbehauchter Nebel. Tief und zusammengepreßt wälzte er dahin. Er wurde dünner und dünner, aber er verging nicht. Er vergeht nie ganz, wußte ich plötzlich genau. Das Land ist immer in diese graue Glocke getan. Immer hatte der Nebel aus Qualm, giftigen Gasen und gräßlichen Dämpfen eine kranke, fahle Farbe. Und es war die Farbe des oberschlesischen Proletarierkindes. Ich sank durch den Nebel. Siebenhundert Schlote stachen mit speienden Schlünden in die Höhe. Obgleich sie stumm und starr emporragten, kamen sie mir wilder vor als brüllende Raubtiere. Sie fraßen und fraßen sich in das Licht hinauf. Die Städte und Dörfer, rauchbeschichtet, sah man noch nicht. Die Tyrannenherrschaft der siebenhundert Essen aber ward weithin sichtbar. Alles duckte. Wälder starben. Äcker verwehten. Wege wichen. Städte stürzten. Menschen verkohlten. Die Schlote ragten. Wenn ein ganzes Bergwerk ausbrannte, der Schlot war nicht tot. Wenige wankten. Kaum etwas splitterte von ihnen ab. Wer wird diese unerbittliche Tyrannei stürzen, wer wird den Mut haben, diese blind wütenden Vampire zu vernichten? Wie groß muß die Revolution sein, um das Land dem Eichendorffschen ähnlich zu machen? O Sehnsucht, o Wehmut!

Die Städte entblättern sich. Die Werke leuchten. Es läutet noch leise empor. Noch klingt es symphonisch raunend . . .Wann blüht die Stadt? Wann blüht das Industriedorf, das nie Dorf war, mit seinen abertausend Mietskasernen? (Es gibt kein grausames Wort, das sich mit dem Namen „Industriedorf“ deckte.) Wann blüht die Stadt? Frühling ist schmal. Sommer kommt kümmerlich. Der Herbst ist kühl und ein wenig goldenschimmernd, das schönste in dem armen Land. Der Winter ist Kot. Wann blüht die Stadt? Eine Treibhauspflanze in der Glocke, mit grellen elektrischen Kugeln in den rauchgrauen

Straßen, und die Menschen sind alle Nachtfalter; alle sind unsicher, wenn sie zum erstenmal in helles, heiteres Land schreiten. Düsterkeit ist ihre Bestimmung.

Sehnsucht steigt auf, stößt sich wie eine gefangene, kläglich zerbrechende Fliege an der grauen Glocke. Gefesselt, gemartert! Was ist Natur? Die Mütter, ihre Säuglinge im Arm, müssen alle Natur ersetzen: Blume, Himmelsblick und Sternengüte. Denn alle Sterne stürzen in die ewig Aufruhr schreienden Hochöfen.

Ich sinke, sinke . . .

Städte? E i n e Stadt, ein Chaos von Häusern, Werken und Halden, ein wirbelnder Wirrwarr, der so wühlend und ineinanderschießend ist, daß jeden Augenblick riesige Explosionen nahe zu sein scheinen. Man wünscht sich diese Explosion! Sie muß erlösen! Die Hetze von Maschinen und Menschen — hier überragen die gigantischen Maschinen! — ist unerträglich anzuschauen. Bomben! Ein Riesenmeteor, das diese Hölle zudeckt!

In gräßlicher Gemäßheit nagt der Alltag Zahn um Zahn weiter, eine endlose Kette, an der die Menschen mit lechzender Zunge aufgehangen sind, aber nicht sterben.

Ich sinke. Glocken sterben im Getöse. Stillgüldene Fenster werden vom grellen Schein glühenden Stahls zerflackert. Ein tausendtöniges Tosen! Taumelndes Rauschen! Meilenlange Schlangen von Kohlenhalden kriechen um die dunklen Häuser. Kaum zu unterscheiden, speit die Zeche jetzt endlos lange, schwarze Menschenschlangen aus. In der Nacht konzentrieren sich die Farben in wenige Einheiten grau verdämmernder Städte und Industriedörfer, das Glutrot des Stahles, das trübe Gelb des verschleierten elektrischen Lichtes, das vorherrschende Schwarz: Kohle . . .

Eine magische Gewalt bemächtigt sich bei diesem Anblicke des dunklen Wortes. Magnetisch scheint es an sein alles verdüsterndes Herz alles anzusaugen.

Die Kohle ist die Königin, der alle in Haß und Seelendarben dienen. Aber sie dienen. Sie sind ihr irgendwie zugetan. Sie können nicht fliehen. Die Hände haben, wenn sie sie ergreifen, kärgliche, aber trotz allem irgendwelche Sehnsucht endende Erfüllung. Die Werke saugen und speien! Menschen, Maschinen . . . oder nur noch Maschinen?

Ist hier noch Menschlichkeit? Deutschland friert, wenn wir nicht sind, singen die Werke! Deutschland friert . . .

Ich bin auf der Erde. Ich schreite durch das armselige „Dorf“. Kinder,

schmal und blaß, spielen matt und stumpf. Eine ewige Bangigkeit im Gesicht; denn rings hocken die Vampire der brüllenden Werke . . .

Deutschland friert . . . Würde sein Herz nicht noch mehr frieren, wenn es das Elend in seiner trostlosen Entfreudung des Alltäglichsten sähe?

Nur die Mütter blühen. Es gibt also auch hierzulande Hoffnung. Wer hilft?? Was nützt die höchste Kohlenförderung, wenn weiter hier heimliche grausame Schlachten geschlagen werden müssen? Wer wandelt den ewigen Krieg des Landes mit dem Vegetieren in ein Leben voll Liebe? Wer bringt Härte der Arbeit mit der Milde der Menschenseele in Einklang?

Ist es des Mammons Fluch, der auf dem Lande ruht? Fragt jeden einzelnen, will er nicht Liebe und Frieden? Und wie findet ihr jeden? Im ewigen Krieg? Das ist grausam. Es muß Hilfe geben. Wer aber saugt die graue Glocke auf, die das Land erdrückt? Wer vermag erlösende Gärten zwischen die düsteren Häuser, die sich einander jagen, auszubreiten? Wer vermag das Lied zu singen, auf dessen Märchenmacht ein alles vergessendes Lächeln antwortet . . .?

O armseliges Land! Maria geht manchmal wie Legende durch dich. Maria mit dem Kinde . . . Sie ist dir tief zugetan. Katholische Maiandacht ist das Hellste in Oberschlesien . . .

Aber es bleibt Legende.
Die Tat naht nicht.
Das Land alltagt arm.

Ich erwache. Mitten in der Heimat. Der Zug fuhr in den Bahnhof meiner Vaterstadt ein. Nie war mir die Heimat näher gewesen als in diesen Stunden.

Beuthen.

Von Elisabeth Grabowski.

Geist, Kapital und Arbeit —
vereinigt, führen sie zur Höhe.

Immer wieder packt mich die Macht der Arbeit und des Geistes, wenn ich mich dem Industriegebiet nähere. Die Werke, die gleich riesigen Ungeheuern auf der Erde lagern und ihren Rauch und ihre Feuersäulen wie Wahrzeichen nie rastender Tätigkeit zum Himmel senden, reden eine gewaltige Sprache. In weißen Blöcken, in feurigen Schlangen sehen wir das gebändigte Eisen im Hüttenraum verglühen,

sehen die „modernen Zyklopen“ in ihrer nervigen Kraft bei der Arbeit, umhüllt vom roten Schein feuriger Lohe. Weiter saust der Zug; wechselnde Bilder drängen sich in unser Auge. Alle zeigen denselben Grundton: rastloses Schaffen, bewegtes Leben. —

Endlos scheint das Heer der Menschen, die aus den geöffneten Toren der Arbeitsstätten strömen oder ihnen zueilen. Fauchend, stöhnend, grollend, rollen rechts und links von unserem Wege die langen Arbeiterzüge vorüber, ermattete Kraft der wohl verdienten Ruhe, neugestärkte dem vollen Schaffen zuführend. Arbeit — wohin das Auge blickt. Nirgends Stillstand. Selbst die Luft erscheint bewegt von der treibenden Macht, die totes Gestein in bewegtes, flammendes Leben umsetzt.

Um mich her schwirrt der Rede wechselnder Strom. Der Name „Beuthen“ klingt in mein Ohr, mit der Betonung von etwas Großem, Besonderem. „Metropole Oberschlesiens, Boulevard, Promenade, Stadtpark —.“ Meine Neugierde erwacht, steigert sich, je mehr wir uns dem Ziele nähern. Endlich — der Zug fährt ein in die Stadt, deren Silhouette, im grauen Dunste schwimmend, schon lange meinen Blick gefesselt hat. Ein außerordentlich reger Verkehr in der Bahnhofshalle läßt die Bedeutung des Ortes ahnen. Aber ich mußte fürs erste erleben, was jeder Fremde in oberschlesischen Städten erlebt: Enttäuschung. Es geht uns hier im Lande der schärfsten Gegensätze wie im Reiche Rübezahls, wir werden — genarrt. Entweder haben wir uns vom Industriegebiet zu wenig versprochen und werden angenehm enttäuscht, oder wir haben unsere Erwartungen zu hoch gestellt und müssen eine Herabstimmung erfahren. — Ich befand mich in letzterem Falle. Nach allem, was ich von Beuthen gehört, hatte ich mir die Stadt doch größer, weiter vorgestellt. Sie machte zuerst einen beengenden Eindruck auf mich, den auch der Boulevard mit seinen glänzenden Cafés und Schauläden nicht milderte. Schuld daran trug einerseits der trübe, nebelige Tag, andererseits eben meine Phantasie, die von einer Metropole Oberschlesiens mehr erwartet hatte, als eigentlich erwartet werden konnte. Erst der wird das heutige Beuthen richtig beurteilen, der Vergleiche zieht mit dem, was war — noch vor fünfzig Jahren war, oder viel besser — nicht war. Wer Oberschlesiens Städte an den Großstädten alter Kulturzentren mißt, wird immer Enttäuschung erleben. Wohl der Stadt, die diese Enttäuschung nach und nach entkräftet, die langsam, aber deutlich, ihre Werte offenbart, gleich einer schlichten Hausfrau, die ihrem Gaste nicht prunkvoll entgegentritt, ihn aber doch zu fesseln weiß durch

gediegene Behaglichkeit, die sie im Hause verbreitet, die ihn gelegentlich einen Blick tun läßt in volle Truhen, gefüllte Vorratskammern.

Beuthen ist eine alte Stadt, aber ihre Entwicklung nach aufwärts ist neu.

Vor etwa dreihundert Jahren bestand Beuthen fast ausschließlich noch aus Schrotholzhäusern, die nur einen einzigen Raum aufwiesen, in welchem Menschen und Vieh zusammen hausten. Ein Herd in der Mitte des Hauses zeigte die offene Feuerstelle. Der Rauch zog durch enge Luken in der Holzwand oder dem Dache ab und schwärzte die Wände mit glänzendem Ruß. Der Fußboden bestand aus gestampftem Lehm und wurde mit Sand, Gras oder Stroh bestreut. Aller Unrat kam auf die Straße. Und noch im achtzehnten Jahrhundert wurden die Bürger der Stadt energisch aufgefordert, die Straßen zu säubern und den Unrat wegzubringen. Im Jahre 1810 besaß Beuthen 341 Häuser und 26 Wüstungen. Nur 9 Häuser waren mit Ziegeln gedeckt, 186 mit Schindeln, der Rest mit Stroh. In den Straßen standen zu allen Zeiten „Luschen“, willkommene Tummelplätze für Gänse und Enten. Die Wege nach den Vorstädten befanden sich in denkbar schlechtem Zustande — sie wurden mit Stroh oder Reisig notdürftig ausgebessert.

Die Schlesischen Kriege blieben auch auf Beuthen nicht ohne Einfluß. Das wechselnde Kriegsglück der streitenden Parteien bestimmte die Politik der Stadt. Nachdem Friedrich der Große endgültig den Sieg davongetragen hatte, flohen Bürger und Adlige, aus Furcht vor des Königs Rache. Beuthen wurde entvölkert. Als aber Friedrich der Große, eben so klug wie gütig, Milde walten ließ, kamen die Flüchtlinge gar rasch zurück, und im Jahre 1763 war die Einwohnerzahl Beuthens auf 1195 gestiegen. Von nun an ging es stetig aufwärts. Ein paarmal riß der „schwarze Tod“ arge Lücken in die Volksziffer, aber sie schlossen sich bald wieder, und Beuthen wuchs unaufhaltsam weiter, bis auf den heutigen Tag. Diese schnelle Entwicklung zeigt sich sehr klar an einem vergleichenden Beispiele mit der Stadt Oppeln. Die alte Piastenstadt, die heute noch durch ihre schönen, alten Bauten zeigt, daß sie vor allen Städten Oberschlesiens ausgezeichnet war, zählte im Jahre 1820 fünftausend Einwohner, während Beuthen nur zweitausend zur selben Zeit besaß. Heute hat sich das Verhältnis wesentlich zugunsten Beuthens verändert.

Hand in Hand mit diesem Wachstum ging die wirtschaftliche Entwicklung Beuthens. Aus den Trümmern der alten erhebt sich eine neue Stadt mit prächtigen Straßenzügen, gutem Pflaster, elektrischer

Beleuchtung, mit öffentlichen Schmuckplätzen und einer Promenade, die so ausgedehnt und schön in keiner zweiten Stadt Oberschlesiens zu finden ist.

Das Jahr 1870/71 hat Beuthen neben vielem anderen Neuen einen fremden Straßennamen gebracht. „Boulevard“ wurde eine der schönsten und neuesten Straßen der Stadt von kriegsgefangenen französischen Offizieren, die in Beuthen einquartiert waren, benannt. Der Name blieb erhalten und wurde allgemein.

Als Mittelpunkt des Industriebezirkes war Beuthen immer wichtig. Hier kannte man schon früh den Bergbau, und Sagen von reichen Silberschätzen, von üppigem Übermut der Bürger werden gestützt durch Randbemerkungen in den Chroniken, die die Stadt immer nur „das reiche Beuthen“ nennen. Der Reichtum ging mit dem Bergbau verloren, der sich fast hundert Jahre lang nach Tarnowitz hinüberzog.

Der Dreißigjährige Krieg, dessen traurige Folgen einige Ortschaften Schlesiens heute noch nicht überwunden haben, machte auch Beuthen schwer zu schaffen. Der Durchzug der verschiedenen Truppen kostete der Stadt große Opfer an Geld und Naturalien und brachte Armut über die Bürger. Furchtbare Brände und Mißernten vergrößerten die Not und schädigten das Deutschtum durch Abwanderung der Deutschen ganz empfindlich. Aber die Krisen wurden glücklich überstanden. Die Neubelebung des Bergbaues hob auch den Wohlstand und das Ansehen der Stadt, und unter Preußens Zepter konnte sie sich in Ruhe weiter entwickeln.

Das Jahr 1806 brachte einige Verwirrung. Das nahe Polen, gegen welches Beuthen einst als Schutzwehr erhoben und befestigt wurde, sandte seine wilden Horden. Fürst Sulkowski, der polnische Gewaltmensch, ein offener Anhänger Napoleons, hoffte, von Oberschlesien aus die Wiedergeburt Polens zu ermöglichen. Mit dem „Kantschuh“ suchte er seine Ideen zu stützen. Alte Leute erzählten sich noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schaudernd, was sie von ihren Angehörigen darüber gehört. Die Sage behauptet es noch heute, daß einige reiche Polen jenseits der Grenze von Myslowitz ihr Gut den Raubzügen zu danken haben, welche ihre Väter mit Sulkowski durch Oberschlesien unternommen. Mit dem Glücksstern Napoleons sank auch Sulkowskis Freiheit. Auf dem Spielberge bei Olmütz büßte er seinen Verrat am österreichischen Vaterlande, dessen Untertan er als „Herzog von Bielitz“ war.

Die Treue der Bürger erlitt durch das Beispiel Sulkowskis keine

Einbuße. Als im Jahre 1813 der Aufruf des Preußenkönigs „An mein Volk“ von Breslau aus durchs Land brauste, blieben die Beuthener nicht zurück.

Das Jahr 1848 ging, bis auf kleine Wellen der großen Revolution, ruhig hin. Ein schlimmerer Feind war zu bekämpfen: der Hunger. Er mähte die Menschen, wie der Schnitter das Korn. Wenn wir die Berichte jener schrecklichen Zeit aus Oberschlesien lesen, fühlen wir uns in Rußlands ödestes Land versetzt.

Professor Virchow bereiste damals im Auftrage der Regierung die von der Hungerpest betroffenen Gebiete Oberschlesiens. Nach Beuthen ist er nicht gekommen. Es ist also anzunehmen, daß diese Gegend nicht ganz so furchtbar heimgesucht wurde wie die Kreise Rybnik, Pleß, Ratibor. Doch blieben auch hier zahlreiche Waisen zurück und durchirrten hungernd, bettelnd und stehlend die Dörfer. Kleine Kinder, noch der Sprache nicht mächtig, fand man auf den Feldern, ohne jemals ihre Zugehörigkeit ermitteln zu können. Einzelne davon lebten später als Dienstboten in den verschiedensten Landesteilen ein völlig einsames Dasein, gleich einem verwehten Samenkorn, das am Wege keimt, blüht und verdorrt. Zahlreiche Volkslieder aus jener Zeit besingen den Jammer armer Waisen.

Daß die Zustände so furchtbare Ausdehnung annehmen konnten, lag zum Teil wohl an dem Charakter des oberschlesischen Volkes, das gewöhnt war, bis zum Verhungern zu entbehren. Ein paar Kartoffeln, ein Töpfchen Zur genügten. Als dann auch dies wenige fehlte, brach das Elend an allen Enden Oberschlesiens aus, wie langsames, schwelendes Feuer.

Eine völlige Umgestaltung und einen bedeutenden Aufschwung der Verhältnisse im Industriegebiet brachte die Zeit nach dem deutsch-französischen Kriege. Von da an macht sich auch der wirtschaftliche Einfluß Berlins bemerkbar, der mit den Jahren stetig zunahm. Heute ist Berlin die gewerbliche Zentrale für Oberschlesien, dessen Erzeugnisse auf diesem Gebiete gleich Null sind.

Die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse der achtziger Jahre hatten, wie in ganz Oberschlesien, auch einen Rückschlag in der Entwicklung Beuthens zur Folge. Wieder schlich die Not durchs Land, mit hohlen Wangen und bleichem Gesicht. Sie klopfte an die Hütten der Armen wie an die Türen der Reichen, blies Hochöfen aus, schloß die Gruben und hielt mit harter Faust den Fortschritt nieder. Nur rasche Hilfe bewahrte das Land vor einer neuen Hungerzeit. Damals hat es sich

so recht gezeigt, wie unzertrennlich in Oberschlesien das Sein und Nichtsein verknüpft ist mit der Industrie. Ein Stillstand der Werke bedroht die Existenzen Tausender von Menschen der verschiedensten Lebensstellungen; denn hier greift ein Beruf auf den anderen über. Ohne die rußige Hand des Arbeiters wären die Riesenwerke der Industrie nicht möglich; aber ebenso wäre die hohe Macht der Arbeit nutzlos ohne den schöpferischen Geist, ohne die Kraft des Kapitals. So hat die „heilige Dreizahl“: Geist, Arbeit und Kapital, sich auch hier zusammengetan und Beuthen zur Höhe gebracht. Ein ungeahntes Leben erwuchs in seinem Kreise. Fürsten und Grafen stehen an der Spitze gewaltiger Unternehmungen; schlichte Namen tauchen aus dem Dunkel auf und wachsen, getragen vom Intellekt, begünstigt von der Göttin des Zufalls — dem Glück — zu Riesenträgern wirtschaftlichen Fortschritts.

Unaufhaltsam durchfließt das Land ein Strom der Dreikraft „Geist, Arbeit, Geld“ und erschließt den verborgenen Reichtum der Erde, läßt ihn in unzähligen Rinnsalen nach allen Himmelsgegenden verfließen. Unaufhaltsam steigt die Flut des reichen Schaffens. Hütten, Gruben wachsen aus der Erde, bilden sich zu Dörfern, zu Städten. Mit ihnen verjüngt sich das alte Beuthen, das im slawischen Bythom, Byti, Bithtum hieß. Aber auch die deutsche Nennung — Beuthen — war schon zur Zeit der Herzöge von Öls gebräuchlich; die eingewanderten Franken nannten die Stadt „Peutem“. Wer heute durch die gutgepflasterten Straßen geht, will es nicht glauben, daß noch im Jahre 1820 auf dem Marktplatze Ententümpel standen und die Bahnhofstraße noch vor vierzig Jahren aus Schrotholzhäusern bestand. Heute einen sich Kirche, Schule, Kunst und Wissenschaft, um Stadt und Volk zu heben. Ein Lichtmeer flutet am Abend durch die Straßen, die den lebhaften Verkehr der Großstadt zeigen. Glänzende Läden und Kaffeehäuser locken zum Eintritt. Ein Gang durch die Geschäfte zeigt, daß die moderne Dame es nicht nötig hat, ihre Einkäufe in Breslau oder Wien zu machen. Auch verwöhntester Geschmack findet in den Kaufhäusern Beuthens seine Befriedigung. Elektrische Bahnen, Autos, Droschken rollen unaufhörlich über das Pflaster.

Auch die bildende Kunst beginnt sich zu regen. Gewiß ein beachtenswertes Zeichen der Entwicklung Beuthens. Denn nicht zuletzt ist der Kulturzustand eines Landes in seinen Kunstgebilden zu suchen. Noch ist Oberschlesien arm an öffentlichen Kunstschöpfungen. Es wird als auffallend empfunden, daß auch die Adelsgeschlechter nach dieser Seite hin

wenig für Oberschlesien getan haben. Was heute an prächtigen Schlössern zu finden ist, ist fast durchweg neueren Datums, dabei meist so weit ab vom öffentlichen Wege, daß die große Masse wenig Gelegenheit hat, daran ihr Kunstempfinden zu bilden. Außer alten, schönen Kirchen sind wenig künstlerische Bauten aus der Vergangenheit erhalten. In neuester Zeit hat sich auch hierin eine Wandlung zum Besseren vollzogen. Sie fällt in erster Linie in den Neubauten für gemeinnützige Zwecke auf. Deutlich tritt hier das Bestreben hervor, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden.

Auch Denkmäler von Künstlerhand sind geschaffen worden. Eines der schönsten davon ist das Reiterstandbild Friedrichs des Großen von Bildhauer Tonaillon. Es hat seinen Platz vor dem Realgymnasium erhalten.

Aus: Elisabeth Grabowski, Land und Leute in Oberschlesien. Heimatbilder. Breslau, Priebatschs Buchh.

Von der Poesie der Schornsteine.

Von Curt Mirau.

Stille Stuben ..., Dachkammern der Einsamkeit, menschheitentrissene Inseln ..., von Baumwipfeln umrauscht, abends vom Sternenschein tief in den Himmel getaucht ..., Tempel zartinnigster Sehnsucht ...

Ihr, dort oben ...

Es ist ein eigen Geschlecht, das in den Dachkammern haust, um dessen Füße Blättermeere wogen, ein Geschlecht der Armut und Entsagung und ... vielleicht auch ... des heiligsten Stolzes ...

Ihr dort oben, die ihr hungernde Jugend, verlangend Volk, die ihr in Sehnsucht aufschreiende Menschen seid ...

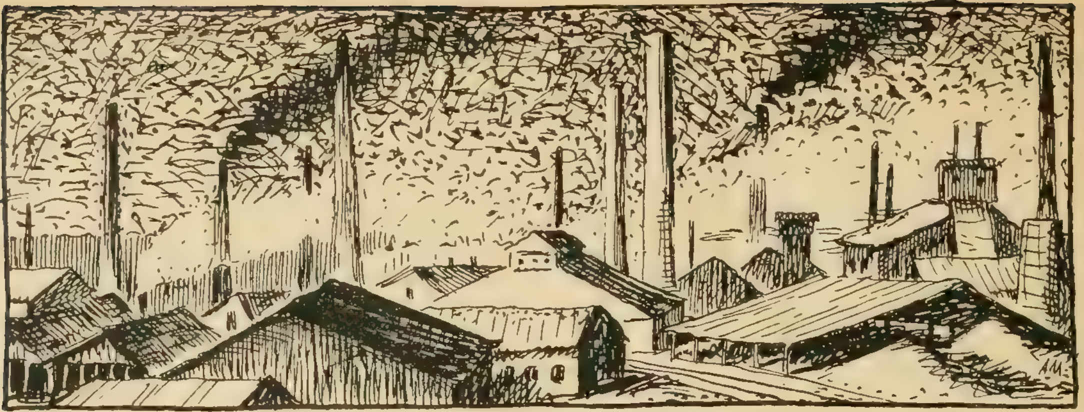
Ihr in den Dachkammern, ich liebe euch! ...

* * *

Weit gleitet der Blick: über groteske Baumgruppen und Zweige, drüben entlang an der herbstbraunen Linie, die Wald ist, wieder hindurch zwischen langwelligen Tälern, über denen ein weißbewölkter Blauhimmel ruhig und feierlich steht, und ... in der Ferne verloren ... tastet das Auge nach Halt ...

Nähe, Erde, Sicherheit ..., und schon flattert der Blick fledermausartig zwischen der unübersehbaren Menge von Schornsteinen ...

* * *



Zawalski, eines der ältesten oberschlesischen Hüttenwerke.

Schornsteine! —

Ein Feld verschiedenartigster Halme, den Buckeln der Dächer entsprossen ...

Bald wie behäbige Herrscher mit untergeschlagenen Beinen, bald wie ein kühnes, wolkenzerfetzendes Minaret, — wieder der eine steif und starr wie ein hartnäckiger Gedanke, graziös der andere: eine sehr, sehr zarte Mondscheintänzerin, die jeden Augenblick zu fallen droht; dahinter ein wuchtiger Küchenschornstein, prustende Wolken verqualmend, während ein zweiter daneben geistreiche Ringlein zierlich herausspielt, und ... alle beherrschend ... der König im Lande der Schlote, der Weithinschauende, Waldüberragende, der mächtige Fabrikschornstein, vor dem sich die Häuser verneigen, um den sich gefällig ein Kreis von Vasallen geordnet ...

Schornsteine! —

Früh, wenn der erste, kecke Sonnenblitz zwischen ihnen hindurchspringt, quirlen sie alle den Rauch des Morgenkaffees, und mittags brodeln sie gleichmäßig-schwere Rollwolken. Am Abend steigt nur noch leise ein lichter, versiegender Strahl in die Höhe, durch welchen die Landschaft schleierfein zittert ...

Oder am Sonntag ...

Die roten Dächer mit den vielen kleinen Türmen. Das Dorf mitten im Walde. Das Ruhen. Das stille Gleiten der Sommerluft zwischen den Schornsteinen, durch die Spitzen der Bäume ..., und ein liebes Läuten vertrauter Kirchglocken ...

Dann aber im Herbststurm...

Rauch jubelt, türmt und tollt, Hexen reiten durch Funkenglut, Wolken rollen schwerflügelig heran, fauchender Sturm umgeifert den Schornstein, will ihn werfen in seiner herrlichen, wilden, tanzenden Tollfahrt ...

Oder im letzten Gewitter...

Wenn ein Schornstein im Leuchten des Blitzes plötzlich weißeinsam in Nachtschwärze aufglüht... und erst, wenn der Schnee kommt... wenn die Häuser in dicken Pelzen sich ducken und wie kleine, weiße Hunde ihren Atem verpusten......

Am schönsten aber am Abend der Sterne...

Samtdunkle Teppiche breitet die Nacht.

Der Mond, als ein weißflimmernder Kahn, schaukelt langsam davon. Sterne erglühen dazwischen wie silberne Blumen..., und die Umrisse schwarzer Schornsteine drängen sich düster ins Märchenbild wie seltsame, starre Kulissen...

* * *

Ein Mensch steht am Giebelfenster der Kammer, — und über ihm ein riesiges Dreieck voller Himmel und Sterne...

Ein Stern versprüht...

Blätter flüstern im Fall...

Und ein Mensch ist froh; — denn es wohnen Kraft und Schönheit und innerer Reichtum im hohen Bereiche der Schornsteine...

Im Nacht-D-Zug Gleiwitz-Kattowitz.

Von Alfred Hein.

Myriaden Sterne sind im Glanz zerstoben,
Der hundert Hohen Öfen wüst enttanzt.
Rauchwolken wälzen ausgefranzt,
Vom Wind dann jach emporgehoben!

Myriaden Sterne sind (Demant, Smaragd, Rubinen!)
Gleichsam im Faschingstaumel hingestreut,
Umraunt — Sphärenmusik! — vom Stahlgeläut,
Entflammt als Lampen rings auf Werk und Schienen.

Bahnhöfe kreisen güldenlicht vorüber.
Ob dunklem Grubenschlund murrt unruh 's Förderrad.
Wie sieb-entstiebend säen Schlote rote Funkensaat
In bogenlampenblaue Orte sacht hinüber.

Strahlende Schächte, tun sich auf die Straßen
Und führen mitten auf den lichten „Ring“,
Wo wilder Menschenstrom noch nie zerging,
Der gleich Konfetti hierzulande mischt die Rassen.

Da flaggt die Halde glühend wirre Wimpel.
Die Nacht zerbricht vor all dem grellen Licht.
Sie wird nie ruhig wie ein Wald und dunkelt nicht;
Sie äugt nur schräg aus glas'gem Grubentümpel.

Nachtwanderung im Kohlenrevier.

Von Paul Grabowski.

Ein gläsern Licht auf weitem Schneegefild',
Das silberblau ins Ungewisse gleitet. —
Am Wegkreuz hoch des blassen Dulders Bild,
Der segnend übers Land die Arme breitet.

Die Winde dudeln, — leise stöhnt die Nacht,
Zerraufte Bäume stolpern müd' zur Ferne; —
Da reckt sich strack und schwarz ein Förderschacht,
Und Lichter glosen stumpf wie matte Sterne.

Und Schlote stechen tief ins Wolkengrau,
Und Laute schwirren dunkel und verschwommen; —
Bald braust und saust und stampft mir hart und rauh
Das Hohelied der Arbeit ein Willkommen ...

Aus: Paul Grabowski, Haldenrosen. Beuthen, Th. Cieplick.

Eine Grubenfahrt in Oberschlesien.

Von Robert Kurpiun.

Von den mächtigen Kohlenflözen Oberschlesiens hatte ich schon viel gehört; mein älterer Bruder war dorthin gezogen und wohnte dicht bei einer Kohlengrube. Als die Zeit meiner Berufswahl herankam, lud er mich zum Besuche ein. Ich sollte mir die Industriegegend ansehen; vielleicht könnte ich dort einen Beruf finden. So machte ich mich auf den Weg. Über Breslau hinaus führte mich die Bahn gen Südosten jener Ecke zu, wo einst die drei Reiche: Deutschland, Österreich und Rußland, zusammenstießen. Das erste, was ich von der Industrie Oberschlesiens sah, waren die Zementfabriken bei Oppeln und die vielen Kalköfen südlich dieser Stadt. Sie spieen einen weißen, ätzenden Rauch aus, der sich weit in das Land hineinzog. Alle paar Minuten kamen uns kohlenbeladene Güterzüge entgegen, die gar kein Ende nehmen wollten. Noch mehr staunte ich, als wir an dem Hafen von Kosel vorüber-



Nächtliche Feuergarben.

fuhren. Hier lag Kahn an Kahn in langer Reihe, alle beladen mit den schwarzen Diamanten, und immer neue Kohlenzüge trafen ein. Ein mitreisender Herr, der die Gegend kannte, machte mich freundlich auf alles aufmerksam, was rechts und links an uns vorüberflog. Da bekam ich eine gewaltige Achtung vor Oberschlesien und der Arbeit, die dort mit Kopf und Hand geleistet wird.

Bei Gleiwitz erreichte der Zug den eigentlichen Industriebezirk. Von hier an reihte sich ein Ort an den andern, ein Werk an das andere, Hütten, Gruben und allerlei Fabriken mit Tausenden rauchender Essen. Elektrische Bahnen eilten die Straßen hinab und verschwanden in einem Gewühl von rauchgeschwärzten Arbeitern, die aus der Schicht kamen, die erloschene Grubenlampe in der Hand. Die Sonne wollte gerade untergehen und stand in brennend roter Glut nahe am Horizonte, von Dunst und Qualm verhüllt. Und als es dunkel wurde, flammte die ganze Gegend in einem Meer von Lampen und Feuern, die rings das hügelige Land aus dem Schatten der Nacht heraushoben. Flackernd schlug die Glut der Hochöfen gen Himmel und beleuchtete gespenstisch die schwarzen Halden, auf denen feuerspeiende Schlackenzüge gleich feurigen Schlangen dahinglitten. Ein großartiges Bild, ein Zeugnis des ringenden Menschengeistes, der die Kräfte der Natur zu seinen gehorsamen Dienern macht.

Auf dem Bahnhofe der Endstation wurde ich von meinem Bruder empfangen und heimgeleitet. Jeder Fremde, der nach Oberschlesien kommt, will zum mindesten sehen, wie es in einer Kohlengrube tief unten aussieht. Dahin zog es mich auch zuerst. Am anderen Tage bereits lernte ich einen Obersteiger der Nachbargrube kennen, und mein Bruder bat ihn, mich einmal mitzunehmen, da ich vielleicht selbst Bergmann werden würde.

„Gern,“ erwiderte der freundliche Obersteiger, „da können Sie sogleich morgen früh um sechs Uhr auf der Grube antreten und mit mir einfahren. Ziehen Sie sich nur starke Stiefel an, denn vor drei bis vier Stunden kommen wir nicht wieder heraus.“

Ich war froh und fand mich am anderen Morgen pünktlich im Dienstzimmer des Obersteigers ein. Dort lag bereits ein Grubenanzug aus englisch Leder für mich bereit, den ich anlegte, ebenso eine dicke Filzkappe als Kopfbedeckung. Wir betraten den Grubenplatz, und der Obersteiger führte mich zuerst zu der Kesselanlage, von wo die Kraft ausgeht, die die meiste Arbeit über und unter Tage leistet. In einer weiten Halle lagen nebeneinander acht walzenförmige Ungeheuer, die feurigen Mäuler alle nach einem langen Gange zu gerichtet. Es waren die Dampfkessel,



Hüttenanlage.

und einige Arbeiter stopften soeben den ewig hungrigen Gesellen schwarze Kohlen in die glühenden Mäuler. Drin aber zischte und brodelte es, daß mir angst wurde, und ich sprang erschrocken zur Seite, als einer der Kesselwärter einen Hahn drehte, so daß pfeifend ein Strahl weißen Dampfes herausschoß. Der Mann aber lächelte, als er meinen Schreck sah. Oben über den Kesseln nahm ein weites eisernes Rohr den Dampf aus allen Kesseln auf und führte ihn zu den Maschinen, wo er seine Kraft zeigen sollte.

Wir schritten zuerst zu dem Gebäude, worin die wichtigste der Bergwerksmaschinen, die Fördermaschine, stand. Peinlichste Sauberkeit herrschte in dem hohen, mit bunten Fliesen ausgelegten Raume; es blitzten und glänzten die blankgeputzten Maschinenteile. Ein einziger Wärter bediente das Ungetüm, aber es gehorchte ihm aufs Wort. Vor dem Maschinenwärter stand ein Apparat, wie eine große Uhr mit einem Zeiger. Es war eine elektrische Signalvorrichtung, wie mir der Obersteiger erklärte. Da ertönte plötzlich ein Glockenzeichen, und der Zeiger auf der Uhr rückte auf einen Punkt, da stand „Vorwärts" geschrieben. Der Maschinenwärter zog einen Hebel zurück: fauchend und stöhnend setzten sich die Kolben der Dampfmaschine in Bewegung und begannen eine wohl sechs Meter hohe Trommel zu drehen. Erst langsam, als ob sie nicht recht wollte, dann aber in sausendem Schwunge, daß der Fußboden zitterte. Von der Trommel aber wickelte sich ein dickes Drahtseil ab und fuhr oben am Dache zu einer Öffnung hinaus; ein anderes dagegen kam zu einer zweiten Öffnung herein und wickelte sich auf die Trommel auf. Schnell trat ich ins Freie, um zu sehen, wohin die Seile führten. Da sah ich vor mir ein wohl zwanzig Meter hohes, starkes eisernes Gerüst. Darin drehten sich oben in der Luft zwei

große Räder — die Seilscheiben —, und über sie liefen die Seile hinweg.

„Das ist das Fördergerüst," erklärte der Obersteiger, „woran man schon von weitem eine Grube erkennen kann. Die Seile aber führen hinab in den Schacht, der unter dem Fördergerüst in die Tiefe geht. Jetzt wollen wir einfahren." Wir schritten zum Schachte.

Unterwegs mußten wir an einem kleinen Häuschen vorbei, woraus ein summendes Geräusch ertönte. Oben aber sah das Häuschen aus wie ein großer, viereckiger Trichter; leichter Rauch stieg aus ihm auf. Ich blieb stehen und lauschte. „Drin geht ein Ventilator," erklärte mein Führer, „das ist ein großes Schaufelrad; es saugt die schlechte Luft — die schlechten Wetter, sagen wir Bergleute — durch den einen Schacht aus der Grube und zieht dafür durch den anderen Schacht drüben frische Wetter in die Grube hinein."

Nun schritten wir zur Hängebank, das ist der Raum, von wo die Knappen auf der Förderschale in den Schacht einfahren. Bevor wir die Hängebank erreichten, kamen wir durch die Markenkontrolle. Dort händigte ein Aufseher, der Markenkontrolleur, jedem von uns eine Blechmarke mit Nummer ein. Die Marke nahm er von einer Wandtafel, woran hunderte derselben hingen. „Jeder Bergmann", belehrte mich der Obersteiger, „hat eine bestimmte Marke mit Nummer. Wenn er einfährt, muß er seine Marke mitnehmen, damit wir stets wissen, wieviel und welche Mannschaften unten sind. Die ausfahrenden Leute geben die Marken an der Kontrolle wieder ab."

Der Obersteiger ergriff eine hellbrennende Azetylenlampe und reichte auch mir eine solche hin. Ich habe mir erst ein paarmal die Finger verbrannt, bevor ich damit umzugehen wußte. Am Schachte fand ich auch die beiden Seile von der Fördermaschine wieder. Jedes Seil ist mehrere Male um die Trommel gewickelt, und beide Enden gehen dann über die Seilscheiben weg in den Schacht hinab. An jedem Seilende aber hängt eine Förderschale, das ist ein Kasten, worin Mannschaften und Lasten hinab- und heraufgeschafft werden. Jede der beiden Schalen hatte zwei Stockwerke, Etagen; auf jeder Etage fanden zwölf Mann oder vier Förderwagen Platz. Wenn eine Schale hinabgeht, kommt die andere herauf.

Soeben verschwand eine Schale mit Mannschaften in der Tiefe. Die ernsten Knappen bekreuzten sich; Glück auf! ertönte es zum Abschied, dann ward es still; nur an einem schwachen Zittern des Seiles bemerkte ich, daß es hinabschoß. Es dauerte zwei Minuten, da hob sich nebenan

die andere Schale aus der Tiefe. Zuerst erblickte ich das Ende des Seiles, das mit vielen Schrauben und Bolzen — der Seilklemme — an der Schale befestigt war. Da durchschoß mich der Gedanke, welch ein Unglück es geben müßte, wenn ein solches Seil einmal zerrisse. Dann müßte die Schale unrettbar in den Schacht hinabstürzen.

„Das kann nicht leicht passieren," beruhigte mich der Obersteiger. „An jeder Förderschale befindet sich eine Fangvorrichtung, die von selbst die Schale im Schacht zum Stehen bringt, wenn das Seil bricht."

Die ausfahrenden Berglaute hatten die Schale verlassen, und wir nahmen darauf Platz. Der Anschläger, der die Schale bediente, gab das Zeichen nach der Fördermaschine; die Signalglocke ertönte, und langsam setzte sich die Schale abwärts in Bewegung. Wir waren augenblicklich im Finstern. Nur unsere Grubenlichter warfen matten Schimmer an die Mauern, die rundum den Schacht einschlossen. Plötzlich war's mir, als ob ich nicht schwer genug wäre, um nach unten zu kommen. Ich meinte, wir flögen aufwärts. In den Ohren fühlte ich einen dumpfen Druck. Da hielt die Schale. Ein Steiger, der mit eingefahren war, verließ uns und wanderte in eine dunkle Strecke hinein, die vom Schachte ausging. Es war die Dreihundertzwanzig-Meter-Sohle, wie der Obersteiger mir erklärte. Wir hatten nur noch 180 Meter zu fahren. Die Schale setzte sich auf ein Glockensignal wieder in Bewegung, und nach wenigen Augenblicken hatten wir die Fünfhundert-Meter-Sohle, die tiefste des Bergwerks, erreicht.

„Glück auf!" rief es von mehreren Seiten. „Glück auf!" schallte es zurück. Wir stiegen aus und befanden uns auf einem kleinen freien Platze, dem Füllort des Schachtes. Er war weiß getüncht und durch elektrische Lampen hell erleuchtet. Nach mehreren Seiten gingen Strecken ab. Aus allen drang das Geräusch der Arbeit, und Grubenlichter bewegten sich darin hin und her. In die breiteste dieser Strecken, die Hauptförderstrecke, wanderten wir hinein. Sie war in Wölbung ausgemauert; unten auf der Sohle — dem Liegenden — befanden sich zwei Schienenstränge, Gestänge nennt sie der Bergmann. An der Decke — dem Hangenden — aber war über jedem Gestänge eine elektrische Leitung befestigt. Wozu sie diente, wurde mir bald klar. In der Ferne erhob sich ein dumpfes Rollen, das immer stärker wurde. Der Obersteiger zog mich zur Seite. Aus der Dunkelheit tauchte ein helles Licht auf, das sich immer mehr näherte. Schließlich fuhr mit ziemlicher Schnelligkeit ein kleiner Kohlenzug an uns vorüber. Er wurde von einer elektrischen Lokomotive gezogen, die ihre Kraft oben aus den Drähten

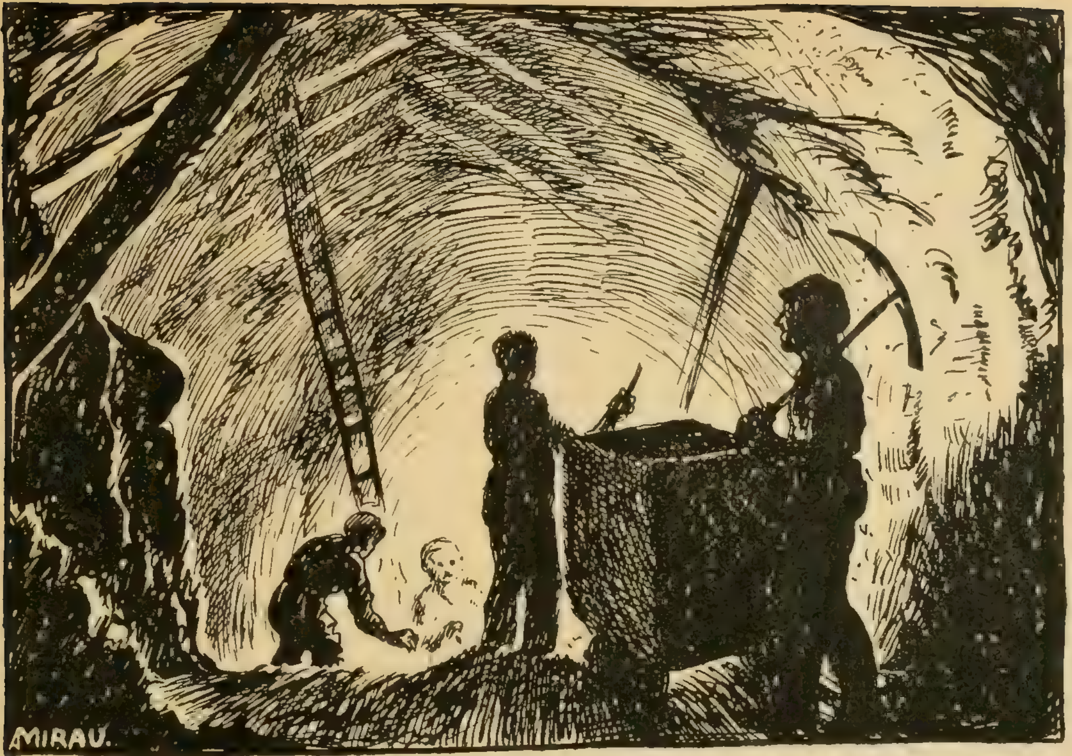
entnahm. Sie führte etwa fünfundzwanzig Förderwagen, von denen jeder 0,6 Tonnen Kohlen faßte, zum Schachte. Dort wurden sie mit der Förderschale zutage gehoben, entladen, wieder hinabgeschafft und von einer Lokomotive auf dem anderen Gleis in das Grubenfeld zurückgebracht. Dann füllte man sie wieder, und sie begannen ihre Rundfahrt von neuem.

„Man kann zum Fortschaffen der Förderwagen auch Benzin- oder Spirituslokomotiven verwenden," ergänzte der Obersteiger, „aber die sind nicht so zu empfehlen, weil sie durch ihre Gase die Wetter in der Grube verschlechtern. Wir werden aber bald eine Streckenförderung sehen, die durch Seil oder Kette geschieht." Bald trafen wir in einem anderen Feldesteile eine solche Seilförderstrecke an. Auch hier liefen zwei Gestänge nebeneinander her. Rechts rollten die leeren Wagen einzeln in das Feld hinein, links kamen die gefüllten uns entgegen. Sie wurden aber nicht von einer Lokomotive gezogen, sondern über den beiden Gestängen schwebte und bewegte sich ein Seil ohne Ende langsam weiter und führte die vollen und leeren Wagen in der vorher genannten Richtung mit sich fort. Das Seil lag nämlich auf den Förderwagen auf und war in Gabeln festgeklemmt, die an der Oberkante jedes Wagens hervorragten. Das endlose Seil aber wurde in Bewegung gesetzt durch eine feststehende Maschine an dem einen Ende der Seilförderstrecke. Am anderen Ende lief es über eine Rolle hinweg, die oben an der Decke befestigt war.

Als wir weiter in das Grubenfeld vordrangen, hörte die Streckenförderung durch Maschinen ganz auf. Pferde schleppten kurze Kohlenzüge bis zur Hauptförderstrecke. „Wie oft werden die Pferde nach oben geschafft?" fragte ich den Obersteiger. „Sie bleiben so lange unten," entgegnete er, „bis sie nicht mehr brauchbar sind. Ein Pferd sieht das Tageslicht nur dann wieder, wenn es schwerkrank wird oder sich sonst für den Grubenbetrieb durchaus nicht eignet. Wir kommen sogleich an einem Pferdestall vorüber."

„Erblinden die Pferde nicht durch den dauernden Aufenthalt im Dunkeln?" fragte ich.

„Ja, das kommt leider häufig vor, schadet aber im Betriebe nicht viel, da die Tiere an Stelle des verlorenen Augenlichtes durch ihr feines Gefühl in der Dunkelheit sehr gut geleitet werden." Wir erreichten nun den Pferdestall, einen viereckigen Raum, aus dem Gestein herausgesprengt, sauber ausgemauert, getüncht, elektrisch beleuchtet und genau so eingerichtet wie über Tage. Sogar Mäuse hatten sich darin eingefunden.



Unter Tage.

Weiterhin wurde die Strecke immer enger, so daß nur noch ein Gestänge darin Platz fand. Die Mauerung hörte auf; an ihre Stelle trat Holzzimmerung. Je zwei aufrechtstehende starke Rundhölzer, Stempel genannt, trugen oben ein wagerechtes Holz, die Kappe. Das Ganze nennt der Bergmann einen Türstock. Die Türstöcke folgten ziemlich dicht aufeinander und legten sich zum Schutz der Strecke eng an die Stöße (Seitenwände) und den First derselben. Hin und wieder war eine Kappe gebrochen. Das sah ganz gefährlich aus, und der Obersteiger bemerkte, daß er hier statt der Holzzimmerung eiserne Stempel und Kappen einbauen werde, weil der Druck zu groß sei.

An manchen Stellen tropfte Wasser aus dem Gestein, sammelte sich zu einem kleinen Bächlein und floß in einer Rinne, der Wasserseige, dicht am Stoß der Strecke dahin. „Alle diese Wasserseigen", erklärte der Obersteiger, „führen zum tiefsten Punkte des Schachtes, dem Schachtsumpfe, über dem die Wasserhaltungsmaschine steht. Sie treibt große Pumpen, die das Wasser bis zur Tagesoberfläche hinaufdrücken." — An manchen Stellen der Strecke sah ich große, weiße Pilze, die auf der Holzzimmerung wucherten und gespenstisch im Halbdunkel schim-

merten. Das Holz kann ihnen nicht lange Widerstand leisten und verfault schnell. Um es davor möglichst zu schützen, imprägniert man das Grubenholz, das heißt, man durchtränkt es mit Teer, Öl oder flüssigen Metallsalzen, bevor es in die Grube gelangt. Dann hält es zwei- bis dreimal so lange vor.

Dumpfe Schläge ertönten aus der Ferne. Ich fuhr zusammen und dachte schon an eine Explosion der so gefährlichen schlagenden Wetter, wovon ich viel gelesen hatte. Mein Führer aber beruhigte mich: „In Oberschlesien gibt es Gott sei Dank fast gar keine schlagenden Wetter. Deshalb dürfen wir auch mit offenem Licht fahren und brauchen keine Sicherheitslampen. Wenn wir auch den Grubenbrand nicht hätten, könnten wir noch froher sein."

„Wie entsteht solch ein Grubenbrand?" fragte ich.

„Sehr verschieden," entgegnete der Obersteiger. „Vielfach durch Leichtsinn der Arbeiter beim Umgange mit dem Feuer; dann aber entzündet sich die Kohle oft von selbst, indem der in den Wettern enthaltene Sauerstoff begierig von der Kohle aufgesaugt wird und sich mit ihr verbindet. Das geschieht besonders, wenn in alten, zu Bruche gehenden Grubenbauen — im „alten Mann", wie wir sagen — die Kohle nicht vollständig und sauber weggenommen wird. Schon mancher Bergmann hat bei einem solchen Unglück sein Leben verloren."

„Haben Sie hier auch Grubenbrand?" fragte ich.

„Leider ja! Und zwar sind wir dicht dabei." Der Obersteiger ging mit mir einige Schritte in eine Nebenstrecke hinein, blieb vor einer Mauer stehen, die die Strecke bis oben absperrte, und stellte seine Lampe auf den Boden dicht an die Mauer. Da wurde die Flamme immer kleiner und erlosch schließlich ganz.

„Sehen Sie!" rief er, „hinter diesem gemauerten Branddamme steht noch ein zweiter Damm. Dahinter aber brennt es. Die Brandgase drücken durch beide Dämme hindurch und haben meine Lampe zum Erlöschen gebracht. Daher muß eine Brandwache die Dämme dauernd sorgsam überwachen und dichthalten. Nur wenn es uns gelingt, keine Luft in das Brandfeld hineinzulassen, kann der Brand allmählich erstickt werden. Das ist das einzige Mittel."

Ein Stück weiter in der Hauptstrecke hörte die Zimmerung ganz auf. An beiden Stößen und im Hangenden stand feste Kohle an.

„Warum wird hier nicht gezimmert?" fragte ich.

„Das Hangende ist hier so fest, daß eine Zimmerung überflüssig ist,

und da sparen wir Holz," belehrte mich mein Führer. „Jetzt sind wir bald vor Ort; da können Sie sehen, wie die Kohle gewonnen wird."

Dicke Luft und stinkender Pulverrauch machten sich jetzt bemerkbar. Die Strecke teilte sich; wir gingen rechts hinein, woher der Pulverrauch kam. Matt und trübe schimmerten im Hintergrunde drei Flämmchen, während schnelle Hammerschläge hörbar wurden. Wir trafen zwei Häuer und einen Schlepper an, die die Strecke weitertrieben. Die Schlepper füllte die losgesprengte Kohle in die Fördergefäße. Die Häuer aber bohrten Löcher für die nächsten Schüsse in die Kohle.

„Früher bohrte man nur mit der Hand, indem man mit dem Fäustel den Bohrer in das Gestein trieb. Heute macht's auch hier die Maschine," erklärte der Obersteiger. Jeder der beiden Häuer arbeitete mit einer kleinen Handbohrmaschine, die durch Preßluft angetrieben wurde. So kann man ohne große Mühe und viel schneller die Schießlöcher herstellen. Aus einem Metallzylinder ragte die Bohrstange mit dem Bohrmeißel hervor; in die Maschine aber mündete ein starker Gummischlauch, der von einer eisernen Zuleitung her Preßluft in den Zylinder führte. Der Häuer setzte die Maschine gegen die Kohlenwand, drehte an einem Hahn, und sofort setzte sich mit großer Schnelligkeit und vielem Getöse die Bohrstange in Bewegung und stieß und wühlte sich in die Kohle hinein. In wenigen Minuten war ein metertiefes Bohrloch fertig. Mehrere solcher Bohrlöcher werden dann mit Pulver oder einem anderen Sprengstoffe besetzt und abgeschossen. Darauf fördern die Schlepper die losgesprengte Kohle weg, und die Bohrarbeit beginnt von neuem.

Der Obersteiger sprach einige Worte mit dem älteren Häuer, dem Ortsältesten, der für diesen Arbeitsort verantwortlich war, und gab ihm Anweisungen. Dann kamen wir auf unserem weiteren Wege zum Pfeilerabbau. Ein sieben Meter mächtiges Flöz wurde hier in Abschnitten nach und nach weggenommen. Man fing damit, wie der Obersteiger mir auseinandersetzte, an der Grenze des Grubenfeldes, der Markscheide, an und ging allmählich nach dem Schachte zu rückwärts. Das Hangende war durch starke, dicht gestellte Stempel gestützt. Auf langen Fahrten (Leitern) standen die Bergleute, bohrten und zimmerten. Unten aber wurde eine beträchtliche Menge Förderung durch Schlepper fortgeschafft. Die Arbeit auf dem Pfeiler ist schwer und gefährlich. Wenn das Hangende nicht fest ist, kommen leicht Verletzungen durch Herniederbrechen der Decke vor. Aber es wird hier viel verdient.

„Was wird aus den großen Hohlräumen, die nach dem Herausnehmen der Kohle hier entstehen?" fragte ich.

„Früher ließ man sie stets zu Bruche gehen," entgegnete der Obersteiger, „nachdem man so viel wie möglich von der Zimmerung wieder herausgeholt hatte. Das Herausholen der Zimmerung nennt der Bergmann „Rauben". Danach bricht das Hangende zusammen, und es entsteht der „alte Mann". Weil sich aber im alten Mann viel schlechte Wetter bilden und infolge des Zusammenbruches auch über Tage Senkungen entstehen, haben wir den Spülversatz eingeführt."

„Was versteht man darunter?"

Der Obersteiger führte mich ein Stück weiter und zeigte mir ein dickes, eisernes Rohr, das nach dem Alten Mann zu führte. Ein scharrendes, gurgelndes Geräusch drang daraus hervor.

„Dieses Rohr kommt von über Tage," bemerkte der Obersteiger. „Es führt Sand oder kleine Schlacke, mit Wasser gemischt, mit sich. Dieser Schlamm wird in die ausgekohlten Grubenbaue hineingespült und aufgestaut. Dann lagern sich die festen Bestanddteile auf dem Boden ab, während das Wasser fortfließt. Die Sand- oder Schlackenschicht wächst langsam bis zur Firste empor und wird sehr fest. Dann ist der Hohlraum gefüllt, und es können sich keine schlechten Wetter mehr drin bilden. Man kann bei Anwendung des Spülversatzes die Kohle auch unter Ortschaften, Kirchen, Eisenbahnen und Brücken weg gewinnen, was früher nur schwerlich möglich war."

Unter diesen Gesprächen passierten wir eine recht niedrige Strecke, und weil ich nicht achtgab, stieß ich mehrere Male mit dem Kopfe fest gegen die Zimmerung. Da merkte ich, wozu die dicke Filzkappe gut war; denn ohne sie hätte ich sicher einige derbe Beulen davongetragen. Der Obersteiger führte mich zu einem Bremsberge, das war eine kurze, zweigleisige Förderstrecke, die von der Vierhundertfünfzig-Meter- bis zur Fünfhundert-Meter-Sohle hinabging. Auf dem einen Gleis fuhren die vollen Förderwagen, die an ein Seil gekuppelt waren, hinab und zogen dabei zugleich auf dem anderen Gleis am Seil ein Anzahl leerer Wagen herauf. Damit die vollen Wagen nicht zu schnell hinabglitten, wurde das Seil oben gebremst, daher der Name Bremsberg.

Wir folgten nun den vollen Wagen auf dem Wege zum Schachte und trafen dabei auf eine Sprengstoffkammer, wo Pulver, Dynamit, Zündhütchen und andere Sprengstoffe aufbewahrt wurden. Auch dieser Raum war gleich dem Pferdestalle aus dem Gestein herausgesprengt worden. Ich durfte ihn jedoch nicht betreten; denn für den Umgang mit Sprengstoffen bestehen sehr strenge polizeiliche Bestimmungen mit hohen Strafen.

Wieder führte uns die Förderschale zutage, und freudig begrüßte ich das Sonnenlicht. Wir machten noch einen Gang durch die Separation — das sind ausgedehnte Maschinenanlagen, wo die geförderte Kohle vom tauben Gestein befreit, nach der Größe sortiert und sodann in Eisenbahnwagen verladen wird, um ihren Weg in die weite Welt anzutreten. Unser letzter Besuch galt dem Elektrizitätswerk. Wieder hatte ich meine Freude an der musterhaften Sauberkeit in dieser weiten, hohen Halle mit ihren blitzblanken Dynamomaschinen. Sie liefern nicht nur das schöne elektrische Licht für den Grubenplatz und die Räume über und unter Tage, sondern setzen auch die Signalvorrichtungen und Telephone in Tätigkeit und übermitteln die Kraft zum Antriebe der verschiedenen Bergwerksmaschinen.

Ein erfrischendes Bad beendete die Grubenfahrt. Jede Grube besitzt für Beamte und Arbeiter eine Badeanstalt, die meist aufs beste ausgestattet ist. Mit vielem Dank verabschiedete ich mich von meinem freundlichen Führer und nahm tausend neue Eindrücke mit nach Hause. Die Fahrt hat mir die höchste Achtung vor der Arbeit des Bergmanns eingeflößt. Sein Beruf ist zwar schwer, aber er schafft auch manche Freude und nährt seinen Mann.

Beim Berggeist Skarbnik.

Von Otto Hach.

Schon als Schuljunge trieb mich immer wieder der Wunsch, auch einmal den Berggeist Skarbnik, den Schatzhüter der schwarzen Diamanten, in seinem roten Kittel, mit dem glühenden Gesicht und den grünen Augen, von dem ein alter Kohlenschreiber so hübsch zu erzählen wußte, zu begegnen. Furcht kannte ich als Jägerskind nicht; auch sollte Skarbnik ja nur Gutes mit Gutem und Böses mit Bösem vergelten. Mit einem Dreierlicht war ich oft, zwölfjährig, in einen nahen Schacht eingefahren und half mit Vorliebe Schleppern die Wagen stoßen. Schöne Versteinerungen von Schuppen- und Siegelbäumen, Schachtelhalmen und prächtigen Farren hatte ich dafür öfter erhalten, und sie sind noch heut' ein besonderer Schatz meiner kleinen Heimsammlung. Skarbnik mußte mir Freund sein; aber er würdigte mich damals nie einer persönlichen Begegnung. Nun habe ich als Sechziger diesen Schacht wieder aufgesucht, statt mit einem Dreierlicht natürlich mit einer Taschenlampe ausgerüstet. Die drei Fahrten des alten Wetterschachtes waren nicht mehr ganz geheuer, die Strecken auch mehrfach verfallen, aber

nach kurzer Fahrt fand ich vor einem abgebauten Ort ein bequemes Plätzchen auf trockenem Kohl. Ich träumte mich Jahrzehnte zurück in selige, goldene Jugendzeit; ich überdachte all die vielen Veränderungen, die hier vorgenommen worden waren, die vielen Neuerungen, Vergrößerungen und Verbesserungen.

Und wie ich gerade anfing, Zukunftsgedanken zu spinnen, knistert und kracht es hier und da, und sieh', da schreitet jemand daher, nach vorn leicht gebeugt, mit geknicktem Schritt, wie Bergleute es gewohnt sind: die Geste eines Steigers; aber sein Gesicht glühte und glänzte wie eine phosphorige Flamme: Skarbnik war es. „Alle guten Geister loben den Herrn!" wollte ich stammeln, aber da setzte sich Skarbnik auch schon in der Nähe friedlich und gemächlich nieder, und ich entbot ihm kühn ein freundliches „Glück auf!" Zufällig hatte ich eine Schnitte weißes Krankenbrot bei mir, und als ich ihm diese auf das Gestein legte, ließ er sich, altem Brauch und Glauben zuwider, sogar in ein gemütliches Plaudern mit mir ein. Meine Taschenlampe hatte ich natürlich gleich, nachdem ich mich träumend hingesetzt hatte, abgestellt; Skarbnik hatte sie aber gesehen, und sie bot die erste Anregung zum Gespräch; er wies mit seinem Stabe auf sie hin, und als ich meinte, es sei doch eine herrliche Erfindung, nickte er beifällig. Er hat sich an all die Neuerungen wohl auch gewöhnt, ist doch ein modernes Bergwerk fast überall mit elektrischem Licht und elektrischer Kraft versehen. Hunderte von Lichtern flammen in einem Nu auf; mit fabelhafter Schnelligkeit dringt der Bohrer jetzt, von Preßluft getrieben, in das harte Gestein und schafft in ebenso viel Minuten, wie früher Stunden nötig waren, ein metertiefes Bohrloch oder schrämt breite und tiefe Wunden ins Gestein; mit unglaublicher Leichtigkeit werden die schweren Förderschalen hinab- und hinaufgeführt. Weg sind vielfach die Grubenpferde, die früher hier unten die dunklen Strecken einhertrabten und die Förderwagen zogen. Die kühnsten Vorstellungen bringen kein rechtes Bild von einer modernen Seilförderung oder von einer Förderung durch Schüttelrutschen zuwege. Ja, in manchen Gruben sieht man förmliche, durch den Krieg bekannt gewordene Tanks.

Skarbnik lud mich mit freundlicher Geste ein, ihm zu folgen, und führte mich nach manchem Hin und Her in eine Strecke, die statt der alten Verzimmerung mit Stempeln und Kappen kühne Wölbungen von Eisenbeton wie eines Domes Hallen hatte. Eisenbögen mit Zementverkleidung! Wie weise hat doch Mutter Natur hier in unserem lieben Oberschlesien gewaltet; hier in dem verhältnismäßig kleinen Berg-

und Hüttengebiete Kohle und Eisen, dort zwischen Stober und Malapane und im Hügellande von Pleß und Rybnik die herrlichen Wälder mit ihren Holzvorräten, und dort zwischen Malapane und Klodnitz der Muschelkalkrücken, der den jetzt so unentbehrlichen Zement liefert: Zement, ohne den kein Tiefbau denkbar ist. „Großartig, großartig!“ sagte ich; „aber Strecken ohne Vermauerung und ohne Verzimmerung gefallen mir doch besser mit ihren glänzenden Kohlenwänden.“ Wir hatten einige solcher Strecken befahren, kreuz und quer, auf und ab, und standen plötzlich in dem Riesenraume einer Tiefbauanlage. Mächtige Dynamomaschinen sausten, Drahtseile brachten riesige Förderschalen auf und nieder, dicke Kabel gingen nach allen Richtungen in den Strecken. Statt der alten gemütlichen Glockenschläge am Förderschachte schrilles Pfeifen einer Sirene!

Ich sah nach der Uhr; Stunden glaubte ich hier schon verbracht zu haben; Skarbnik aber, der jetzt meinem alten Jugendfreund, Steiger Wende, ähnelte, öffnete eine Förderschale, und wir sausten zweihundert Meter tiefer. Wieder Riesenanlagen wie oben, wieder hurtiges Leben und Schaffen. Die Flöze, die Strecken, die Abbauorte acht bis zehn Meter hoch. Tag und Nacht wird hier gearbeitet. Deutscher Fleiß, deutsches Wollen und Können, deutsche Tüchtigkeit und Ordnung! Skarbnik erklärte, er habe seine alte Forderung, daß nur tagsüber gearbeitet werden dürfe, aufgegeben; bei solch riesigen Anlagen ginge es nicht ohne Nachtschichten, und Grubenbrände seien kleine Strafgerichte. Die Menschen müßten sich nun auch schon den Forderungen der neuen Zeit anpassen; Arbeit, Arbeit ist nun einmal der Menschen Los und „Zierde“, und Gott und alle guten Geister kargen mit dem Lohne nicht.

Wieder sah ich nach der Uhr; die Meinen waren sicher schon in Sorge um mich. Skarbnik verstand, führte mich noch einige Male auf und ab und hin und her, und schwupp, waren wir an meinem stillen Plätzchen; er griff in seinen Kittel und schenkte mir ein faustgroßes Kohlenstück mit einer herrlich glitzernden Quarzdrüse, in goldglänzenden Schwefelkies gebettet. Wir wechselten ein kurzes, herzliches „Glück auf!“ — „Glück auf!“ ... und heil und munter grüßte ich die liebe Sonne über Emanuelssegen.

Eine Tarnowitzer Eisenerzförderung.

Von Karl Teiwes.

Die weitere Umgebung von Tarnowitz ist als Fundort eines erdigen Brauneisenerzes und wertvoller Bleierze seit alters wohl bekannt.

Ein schöner Sommerabend lockt uns aus der Enge der Gassen vor die Tore der alten freien Bergstadt. Der Blick weitet sich bis zur leicht gezackten Linie des Horizontes. In Ferne und Nähe, soweit wir blicken, Halde an Halde gleich großen Maulwurfshügeln. Einander gleichend, doch nicht gleich: alte und junge, wertlose Berge- und gültige Erzhalden. Verlassene ältere haben sich mit dem stumpfen Grün des Huflattichs, einige alte bemooste Häupter jugendlich eitel mit spärlichem Gebüsch und dem frischeren Grün des Grases geschmückt: ein Gebirge für Zwerge und Kobolde. Dort aus jener grauen Halde lugt das zerbröckelnde Mauerwerk eines verbrochenen Schachtes hervor gleich einer Burgruine. Auf benachbarten Hügeln wracke Bretterhütten. Die goldenen Strahlen der Abendsonne wecken ein lebhaftes Farbenspiel. Ockergelb glüht das alte Gemäuer, rotbraun glimmen die vermorschten Balken, und bläuliche Schatten erstehen im Widerspiel.

Mit diesen Bretterhütten schützten sich die wenig tiefen, jetzt verbrochenen Schächte, die einst Zugang zu den Schätzen der Tiefe gewährten. Und dicht neben diesen Veteranen des Bergbaues erblicken wir jugendliche Schächte voll Tatendrangs. Von der frischen Halde schauen uns die ruhigen Farben der sattbraunen Erze entgegen, fürsorglich getrennt von den meist gelbbraunen „Bergen“. Auf der Halde emsiges Treiben.

Angezogen treten wir näher. Größer werden die menschlichen Gestalten. Scharfe Umrisse heben sich von der noch hellen Abendluft ab und wachsen aus dem Rot und Gelb des unteren in das matte Blau des hohen Himmels. Weibliche Gestalten lehnen beschaulich gegen ein hölzernes Bauwerk, das unserem dörflichen Ziehbrunnen wie einem Zwillingsbruder gleicht. Aber nicht lange dauert die lässige Ruhe. Je zwei Arbeiterinnen fassen beherzt an den Kurbeln des Windwerkes an: unwillig knirschend, läuft der Wellbaum um. Wohl eine harte Arbeit. Sieh' doch, wie steif die Bewegung, wie gekrümmt die Haltung und gespreizt der Stand! Bald wird der Lauf gemächlicher, und wir erkennen zwei Seile sich in entgegengesetzter Richtung bewegen. Das eine scheint aus einer unsichtbaren Tiefe aufzutauchen, das andere in ihr zu versinken.

Es lockt uns, des Rätsels Lösung zu suchen. Flink klettern wir auf die Halde und sehen staunend in das geheimnisvolle Dunkel eines Schachtes. Seine ebenen Seitenwände scheinen mit wagerechten Balken ausgekleidet. Ihre ehrenvolle Aufgabe ist, die schwachen Erdwände vor dem Einsturz zu schützen. Wie verschlungene Hände greifen ihre Enden ineinander, sich gegenseitig stützend. In der Mitte zweier gegenüberliegender Schachtseiten ragen starke Pfosten neugierig in die Luft. Von ihnen gehalten, schwebt ein Wellbaum über der gähnenden Tiefe. Die eiserne Mitte des hölzernen Wellbaumes dreht sich widerwillig in den Löchern der Pfosten. Diese Achse ist außen mit langen, zu ihr senkrechten Kurbeln bewaffnet. An ihren umgebogenen Handgriffen drehen die Arbeiterinnen.

Wir sind gerade zur rechten Zeit gekommen. Am Ende des aufgehenden Seiles erscheint ein mit Erz gefüllter Kübel. Er fährt noch bis über die Schachtöffnung. Nun halten die Zieherinnen die Kurbeln an, wobei die vordere Kurbel vor den Pfosten zu stehen kommt, und stecken einen starken Bolzen (Vorstecker) in ein Stirnloch des Pfostens. Der Bolzen stellt sich in den Weg der Kurbel. Sich an ihn lehnend, muß diese sich bequemen, stille zu halten, bis der Kübel entleert ist. Dieser wird seitwärts gezogen und in eine Handkarre entleert.

Wir schauen dem drallen Mädchen nach, das den vollen Karren schiebt. Gelbbraun Schuh und Strumpf und Röcklein, gelbbraun wie das Erz; doch das kräftige Blau der bauschigen Jacke trotzt der schmutzigen Erde. Ein rotes Kopftuch schützt sorglich Ohr und Haar. Gemächlich schiebt sie den Karren auf einer kunstlosen Bretterbahn über den Rücken der langgestreckten Halde nach dem Absturz und Stapelplatz. Vor ihr schreiten ähnliche Gestalten: gelb der Schuh, rot der Rock und blau das Tuch. Auf einer zweiten Bretterbahn schieben andere Mädchen leichten Schrittes die leeren Karren dem Schachte zu. Zu Füßen der Halde erblicken wir auf schmalem Schienengestänge niedliche Förderwagen. Sie dienen zur gelegentlichen Abfuhr der aufgestapelten Erze nach den Verladeplätzen der oberschlesischen Kleinbahn, die dort hinten einen langen Erzzug fauchend schleppt.

Mittlerweile haben die Zieherinnen den leeren Kübel über den Schacht zurückgeschwenkt und durch Rückwärtsdrehen der Kurbeln zu senken begonnen. Wir schauen ihm sinnend nach. Was strebt der Eifrige in die Tiefe? Neues Erz will er der dunklen Erde entreißen und eilig dann den Schatz an das Licht des Tages entführen. So erkennen wir den fleißigen Gesellen. Doch was macht indes sein Zwillingsbruder,

das zweite Seil? Ob er ein fauler Genosse ist oder am gleichen Strange zieht in seiner Weise? Wir fragen die haspelnden Mädchen. Sie lachen und kichern, und ihre polnischen Worte verweht der Wind.

Wir wenden also dem zweiten Seile unsere Aufmerksamkeit zu. Es ist das zweite Ende eines mehrfach um den Wellbaum geschlungenen Seiles. Auf der entgegengesetzten Seite des Wellbaumes liegend, wird es auf diesen aufgewunden und bewegt sich aufwärts. Zu gleicher Zeit wird das erste Ende, unser fleißiger Freund, abgewunden und senkt sich. Wieder mäßigen die Hasplerinnen ihren Eifer, und wir sehen am Ende des aufgehenden Seiles einen gefüllten Kübel aus der Tiefe auftauchen. So hat er sich doch als würdiger Genosse erwiesen, hilfreich und praktisch. Ja, praktisch ist es, wie er schlau die Zeit, in der sein wackerer Genosse den leeren Kübel zwecklos senkt, zur eigenen Förderung von Erzen ausnutzt.

Durch solche „doppeltrümige“ Förderung wird die Förderleistung des Haspels verdoppelt. Sehr groß ist sie ohnehin nicht. Sie wird desto geringer, je tiefer der Schacht ist, aus dem gefördert wird. Soll bei tieferen Schächten eine genügende Förderleistung erzielt werden, so muß sowohl die Ladung als auch die Fördergeschwindigkeit über das Maß gesteigert werden, das beim menschenbedienten Haspel möglich ist. Der Haspel muß dann durch eine Kraftmaschine angetrieben werden. Solche Maschinenschächte kommen auch bei Eisenerzförderungen vor, wenn beträchtliche Erzfunde einen solchen Kraftbetrieb erfordern.

Inzwischen wird unser Haspel unverdrossen gedreht. Zug reiht sich an Zug, und einer gleicht dem anderen. Gemächlich schauend, begehrt unsere Aufmerksamkeit neuer Erscheinungen. Und horch! Was ertönt hier in unserer Nähe? Leichte Hammerschläge, in kurzen Zwischenräumen regelmäßig wiederkehrend, scheinen taktgemäß mit den Förderzügen abzuwechseln. Wir suchen und entdecken den Störenfried. Das Ende eines wagerechten, um die Mitte drehbaren Hebels trägt einen kleinen Hammer. Vom anderen Hebelende aus scheint ein Draht senkrecht in das Tiefste des Schachtes zu gehen. Er zieht unsere Sinne nach unten. Träumend fühlen wir uns tief unten im Schachte und erschauen da den lockenden Draht in greifbarer Nähe. Die Lust des Schuljungen versucht uns; wir ziehen am Draht. Doch der Griff geht ins Leere. Noch stehen wir oben am Schachte. Und siehe: jetzt strafft und senkt sich der Draht und hebt den Hammer am anderen Ende. Jetzt wird der Draht wieder locker, der gehobene Hammer fällt auf eine Bohle nieder, und er schlägt: eins, zwei. Sollten das Zeichen

der Tiefe sein? Es muß wohl: schon läuft der Haspel. Dort sehen wir auch eine Tafel dicht am Schachte, die Auskunft verspricht. Wir lesen: 1 Schlag: halt; 2 Schlag: auf; 3 Schlag: ab; 4 Schlag: langsam. Es sind die verabredeten Zeichen, die Sprache des Förderschachtes, durch welche sich die Geister der Tiefe mit den Menschen des Tages verständigen.

Weiter forschend, wenden wir unsere Aufmerksamkeit der Umgebung des Schachtes zu. Ein Teil des Schachtes ist durch eine Bohlenwand von dem „Fördertrum" abgesondert. Das Ende einer Leiter schaut heraus. Wir folgen ihr in Gedanken nach unten. Leiter reiht sich an Leiter, so den Zugang zur Tiefe vermittelnd. Auf diesen „Fahrten" „fährt" der Bergmann ein und aus. Ach, das muß mühsam sein! Doch es sind die Schächte wenig tief (20—60 Meter).

Der Schacht ist die Pforte zum Bergwerk. Hier muß alles durch, was aus und ein will: der Bergmann, die Erze und andere Dinge. Hier wird das Holz „eingehangen", das zum Verbauen der Grubenräume nötig ist. Der blinde Maulwurf auch gräbt Gänge unter der Erde kreuz und quer, von rundem Querschnitt und bescheidener Größe. Und praktisch ist es, das kleine Tier. Es wühlt seine Gänge, der geringen Festigkeit seines Baustoffes angemessen, in Form und Größe so, daß ihm nie ein Bauwerk einstürzt. Der Mensch muß unbescheidener sein. Er muß sich größere Wege bahnen und sie rechteckig formen, so daß er bequem gehen und arbeiten kann. Er schiebt in seinen Strecken die Karren, um das Erz von den Gewinnungspunkten nach dem Schachte zu fördern. Dort scheint ihm ein leerer Karren entgegenzukommen. Das aus dem Dunkel auftauchende Grubenlicht wird größer, kommt näher; jetzt weichen sie sich aus. So werden seine Räume groß und können ohne fremde Hilfe im lockeren Erdreich oder morschen Gestein nicht bestehen. Sie werden durch Pfosten und Balken verbaut (gestützt).

Aber etwas muffig riecht es da unten. Faulendes Holz, Atmung der Menschen und Dunst der Lampen verschlechtern die Luft. Wie würde da ein frischer Luftzug von oben gut tun! Und richtig. Dort in der einen Ecke des Schachtes sehen wir einen „Wetterhut" aufgesetzt, eine senkrecht bis in die Tiefe des Schachtes hineinragende Röhre, die oben in frischer Luft wagerecht umgebogen und trichterförmig erweitert ist. Diese Öffnung wird der jeweiligen Windrichtung entgegengestellt und so die frische Luft in die Grube gezwungen. Ein Blick auf benachbarte Schächte, die wir von unserem hohen Standpunkte aus wohl übersehen können, belehrt uns aber, daß diese Bewetterungsvorrichtung dort

nicht vorhanden ist. Die Baue der kleinen Eisenerzgruben entfernen sich nicht weit (bis 60 Meter) vom Schachte. Da nun das erdige Eisenerz, das in den Spalten und Höhlen des Dolomites oder in erdigem Gebirge gefunden wird, keine ungesunden Gase einschließt oder entwickelt, so ist eine künstliche Bewetterung dieser Baue meist nicht erforderlich.

Unser ausschauender Blick kehrt wieder zum Schachte zurück und trifft auf seinem Wege eine zweite Tafel, die, abseits vom Schachte stehend, unserer Aufmerksamkeit bisher entgangen war. Was lesen wir? „Zutritt verboten!" Sollte es hier gefährlich sein? Ach ja, der Schacht! Das Fördertrum scheint sorgfältig eingefriedigt zu sein. Doch auf der einen Seite, wo eben der Kübel seitwärts abgezogen wird, da bleibt ein Loch offen, bequem zum Abstürzen. Aber keine Gefahr! Nach dem Rückschwenken des Kübels schließt man das Loch durch eine Stange. So steht es wenigstens verlangend in den genauen Vorschriften der Bergpolizeiverordnung. Das „Fahrtrum" ist nicht umfriedigt, sondern bis auf eine Einsteigeöffnung mit Bohlen abgedeckt. Wir blicken hinein. Auch sie sollte abgedeckt sein. Da liegt auch der Deckel; aber er liegt daneben.

Die Tafel stimmt uns doch bedenklich: „Zutritt verboten!" Wir wollen uns lieber entfernen, um einer Wegweisung zu entgehen. Noch einen Blick werfen wir zurück auf den Haspel, der unsere Aufmerksamkeit zuerst gefesselt. Gerade wird wieder ein Kübel entleert. Aber siehe, kein Erz kommt zutage, sondern schmutziges gelbes Wasser! Wasser befindet sich fast immer in der Erde. Seiner Schwere folgend, dringt es neugierig in die tiefen Baue ein, unbekümmert um die Störungen, die es der Arbeit des Bergmannes bereitet. Bei großem Wasserzufluß kann die Vertreibung dieses Feindes nicht mehr durch die Förderkübel erzwungen werden, sondern muß durch Maschinenpumpen geschehen. Die Kosten dieser Kriegführung können dabei so groß werden, daß ein Vorteil aus dem Betriebe des Ganzen nicht mehr erwächst. Der Bergmann streckt die Waffen vor dem feindlichen Wasser und überläßt ihm das Schlachtfeld: die Grube ersäuft. Die Tarnowitzer Erzgruben haben im allgemeinen wenig vom Wasser zu leiden, meist nur beim Abteufen eines Schachtes. Das in Betracht kommende Erdreich — Gebirge — ist ziemlich wasserarm. Um das störende Wasser zu entfernen, hat man in früheren Zeiten lange unterirdische Stollen gebaut, die die Wasser der verschiedenen Gruben sammelten und nach Westen und Norden, wohin das Gelände abfällt, in natürliche Wasserläufe abführten. Diese Stollen sind zum Teil verbrochen, zum Teil noch in Tätigkeit, wie der

„Tiefe Friedrichsstollen“, durch dessen Mundloch im Dramatale noch heute Wasser des Tarnowitzer Gebietes abgeführt werden.

Während wir heimwärts wandern, sinnen wir noch über das Gesehene. So unbedeutend der Betrieb ist, so enthielt er doch alle wesentlichen Teile und Betriebe eines jeden Bergwerkes: Schacht und untertägige Baue, Gewinnung der Erze, Förderung über und unter Tage, Schachtförderung und Sicherheitsvorrichtungen, Mannschaftsfahrung, Bewetterung und Wasserhaltung.

So erkennen wir im Bilde des Kleinen die Züge des Großen.

Die Weiber von Gleiwitz[1].

Von Martin Opitz.

Ihr wißt ja wohl, wo Gleiwitz liegt,
Wo ritterliche Frauen
Einst brav und tapfer obgesiegt
Ohn' alle Furcht und Grauen?
Das Städtchen Weinsberg nicht allein,
Auch Gleiwitz soll gepriesen sein.

Wer kennt nicht wohl den Schreckenskrieg
Von dreißig langen Jahren?
In diesem rettete ein Sieg
Stadt Gleiwitz aus Gefahren,
Ein Sieg, gedämpft durch Weiberlist,
Die größer als des Satans ist.

In Wahrheit ist's die Tat wohl wert,
Daß sie besungen werde;
Denn sie befreite Haus und Herd
Vor schrecklicher Gefährde;
Beschützten Gleiwitz nicht die Frau'n,
Verloren war's mit Schreck und Grau'n!

Es nahete der Stadt ein Heer
Von Schwedens tapfern Kriegern;
Selbst nach der stärksten Gegenwehr
Wich alles diesen Siegern;
Doch, Gleiwitz, deine Weiber nicht:
Sie sah'n dem Feind keck ins Gesicht.

[1]) Diese sagenhafte Tat aus dem Dreißigjährigen Kriege soll 1625 geschehen sein.

Rings um die Stadt zieht sich die Macht
Der Schweden, gleich den Wettern;
Des Pulvers grause Wirkung kracht,
Droht alles zu zerschmettern.
„Ergebt euch!“ ruft der Schweden Heer
„Und strecket willig das Gewehr.

Laßt's ja nicht kommen bis zum Sturm
Dann Gnade Gott euch allen!
Dann muß auch selbst der kleinste Wurm
Durch unsre Klinge fallen,
Und ihr kommt um mit Mann und Maus
In diesem Sturm mit Grimm und Graus.“

Was nun zu tun? Der Männer Schar
Im ganzen kleinen Städtchen
Fast gänzlich aufgerieben war;
Nur Frauen noch und Mädchen
Gab's zur Verteidigung, — und doch
Hielt sich das brave Völkchen noch.

Viel höher aber stieg die Not,
Denn — ach! das Pulver fehlte
Den tapfern Weibern. Ach, euch droht
Ein schrecklich Los, Gequälte!
Doch — fehlt's an Pulver und an Blei,
Hilft auch gekochter Hirsenbrei.

Die Weiber holten in der Tat
Aus ihrer Vorratskammer
Nach wohldurchdachtem großen Rat,
Zu enden ihren Jammer,
Den Hirsen, reichlich Säcke voll,
Der sämtlich sie befreien soll. —

Seht, Schweden, wie der dicke Rauch
Aus allen Schloten dringet!
Seht, welche Hoffnung für den Bauch
Euch dieser Anblick bringet!
Gewiß. ein herrlich Mittagsmahl
Erwartet euch nächst dem Pokal.

Die Schweden rückten tapfer an,
Zu stürmen Wäll' und Mauern,
Und denken so in ihrem Wahn:
Es kann nicht lange dauern.
Doch — plötzlich fliegt an ihren Kopf,
Mit Hirsen heiß gefüllt, ein Topf.

So flog der heiße Hirsenbrei
Auf sie von allen Seiten;
Es brannte ärger sie als Blei;
Sie hörten auf zu streiten;
Sie zogen eilends sich zurück:
Gelungen war das Wagestück.

So sah durch Weiberheldenmut
Das Städtchen sich geborgen;
Erhalten wurde Hab' und Gut,
Verscheucht war Gram und Sorgen;
Denn durch den heißen Hirsebrei
Sah Gleiwitz sich nun wieder frei.

Drum lebt ihr tapfern Weiber hoch,
Die Gleiwitz einst beschützten
Vor der Bestürmer hartem Joch,
Die stürmend es umblitzten! —
Das Städtchen Weinsberg nicht allein,
Auch Gleiwitz soll besungen sein.

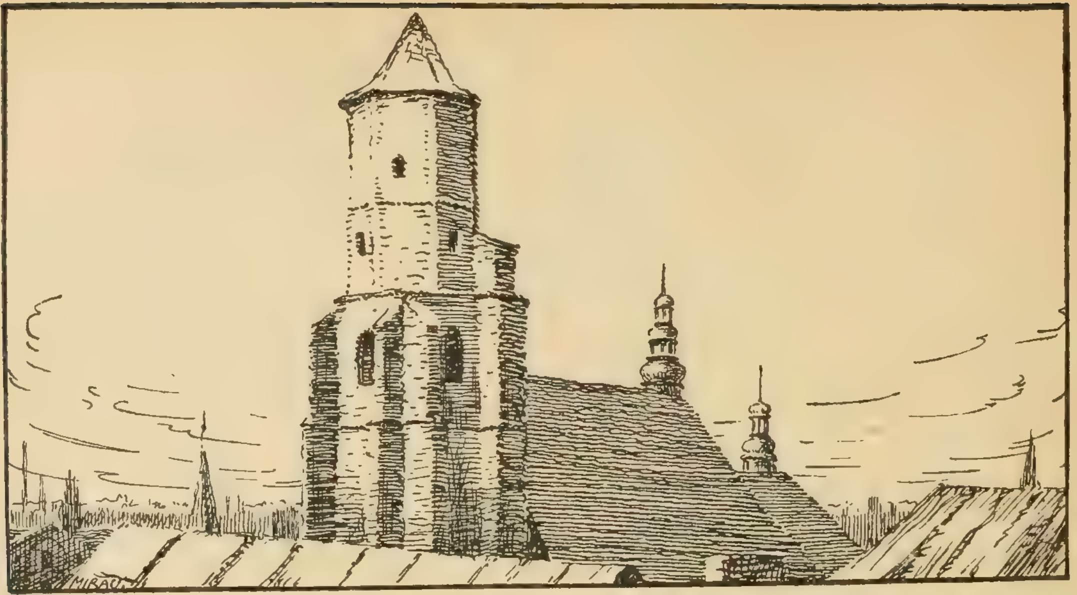
(Martin Opitz, der Begründer der Ersten Schlesischen Dichterschule, wurde 1597 zu Bunzlau geboren und starb 1639.)

Oberschlesischer Bilderbogen.

Von Wilhelm Wirbitzky.

Gleiwitz.

Eine alte, große Stadt! Die westliche Hälfte schaut nach den Riesenwäldern an der Oder, während der östliche Teil nach Oberschlesiens unzähligen Kohlengruben und Hüttenwerken blickt. Der Klodnitzkanal mit seinem pechschwarzen Wasser durchzieht in schnurgerader Richtung ein Gewirr von Straßen, Plätzen und Gärten. Dampfer schleppen Kähne mit wertvoller Fracht.



Gleiwitz, Allerheiligen-Kirche.

Gleiwitz ist vor vielen, vielen Jahren gegründet worden. In dem Turme der alten Pfarrkirche kann man noch deutlich die Wunden sehen, die die Kugeln des Dreißigjährigen Krieges gerissen hatten. Noch vor fünfzig Jahren sah Gleiwitz nicht viel anders aus als ehedem. Unbesorgt um die Zukunft, standen die Häuser da, wie ein Kind seine Möbel in der Puppenstube stehen hat. Enge, gewundene Straßen, ellenschmale Bürgersteige, von großen hohen Freitreppen unterbrochen, entsprachen ganz dem Geiste jener Zeit. Die Häuser mit kleinen Fenstern, dicken Mauern, finsteren, gewundenen Holztreppen. In den Kirchen ein süßschauriges Dunkel, steile, schmale Chorstiegen. Alt-Gleiwitz ist noch um den Ring herum, mit seinem alten Rathause, zu erkennen. Die Königliche Hütte, in der 1813 die Kanonenkugeln für Lützen und Bautzen, Wahlstatt und Leipzig gegossen wurden, steht groß und breit da. Damals war noch in Gleiwitz die gute alte Zeit, damals blies der Postillon in hellen, schmetternden Tönen sein „Ach, du mein lieber Gott“. Mit Riesenschritten aber begann, nachdem des Korsen Neffe seinen Thron verloren hatte und das deutsche Reich zum zweiten Male fest gegründet worden war, der Umschwung sich bemerkbar zu machen. Der Kapitalismus setzte ein, — eine andere Zeit begann. In der Erde wühlte man, um das, was dort gefunden wurde, ans Tageslicht zu schaffen und zu verarbeiten. Werke lagerten sich um das Städtchen, das sich immer mehr zu weiten begann. Straßen, breite und lange, zogen sich vom Zentrum

nach den nächstgelegenen Ortschaften. Der Bahnhof, den man wohl eine Viertelstunde weit weg von dem Orte, dessen Namen er trug, erbaut hatte, liegt jetzt, von wahren Häuserriesen umstellt, inmitten der Stadt. Der Aufschwung der Industrie hatte einen von Tag zu Tag immer lebhafter werdenden Verkehr zur Folge, und dieser ließ manches ihm im Wege stehende Hindernis, sei es ein Haus oder Garten, verschwinden. Heute ist Gleiwitz eine Großstadt, reich an deutschgeschichtlichen Erinnerungen, auf die die Oberschlesier mit Stolz schauen.

Bruchfelder bei Laurahütte-Fannygrube.

Das Kohlenland trägt immer Trauerflor auf seinem Haupte. Seine Stirn macht ernste Falten. Und seine Miene verzieht sich selten zu einem Lächeln.

Es liebt nicht die Blumen, nicht den tiefblauen Himmel, nicht den tiefblauen See.

Ein tiefer Schmerz lagert in seinem Innern. Das Kohlenland ist ein uralter kranker Riese, dem im Bauche tausend Würmer das Beste wegzehren, das Beste, das es vorzeiten selber verschlungen und köstlich verdaut hat. —

Das Kohlenland hat einen eingefallenen Bauch, auf welchem kleine Pflaster mit gemalten Totenköpfen kleben. Der Leib ist zuweilen glühend und gibt einen üblen Duft von sich. Den riechen die Menschen nicht gern.

Sie stellen, wenn es geht, darum ihre Hütten von ihm recht weit entfernt auf.

Schlesiengrube.

In greifbarer Nähe zeigen sich, wenn man von Hohenlinde talabwärts zieht, die großen Betriebsanlagen der Schlesiengrube. Mit Bewunderung betrachtet der Fremde am Abend den großen Lichterschein, den unzählige Flämmchen über die weit ausgedehnten Hallen schütten. Riesige Schornsteine steigen zum Himmel empor. Schwarze Wolken entströmen ihnen und verschwinden in dem unendlichen Luftmeere. Wie das alles so flimmert! Tausend Lichter in verschiedenen Farben zittern in märchenhafter Schöne. Wie das so dröhnt, faucht, schlägt, stampft! Tausend Räder und Wellen sind in Bewegung. Ein Wille, ein Gedanke leitet alles. Der Fremde bewundert alles. Der Arbeiter aber ist für solche Eindrücke stumpf. Er sieht ja alle Tage dasselbe Bild.

Die Grube ist ihm ein Ort der sauren Mühe — von all den tausend Lichtern, die die elektrischen Lampen verstreuen, von all den tausend

Liedern, die die Maschinen singen, hat er ja nichts. Wer erst einmal dort unten gewesen ist, wer vierzig Jahre lang, wie so mancher oberschlesische Bergmann, in den finsteren Abgrund eingefahren ist, mit seinen Irrwegen, mit seinen Tücken und Gefahren. — dem ist diese Schönheit ein Bild der Angst.

Ruhelos geht es dort zu. Ein ewiges Hin und Her von Wagen, ein ewiges Rollen, Schreien, Rufen — tausend Bewegungen, tausend Tropfen Schweiß, dann, ja, dann erst ist das Stückchen Steinkohle das wertvolle schwarze Gold, ans Tageslicht aus ewiger Finsternis gebracht. —

O, diese Wunderwelt tief unter der oberschlesischen Erde: die auf- und niedersteigenden Förderwagen, die elektrischen Lokomotiven, die tief unter der Erde dahinrasen, die vielen tanzenden Luftklappen, die ächzenden Wasserpumpen, die langen Förderstrecken, die seltsamen Pferde, die ohne Tageslicht leben können, die niemals mehr die Sonne schauen, die romantischen Abbaustellen, die unendlichen Kohlenfelsen, die mit Dynamit auseinandergesprengt werden ...

O, diese Wunderwelt, tief unter der oberschlesischen Erde ..

Hauptbahnhof in Kattowitz.

Es ist ein eindrucksvolles Bild, das man in der weiten, hohen Empfangshalle bei Ankunft eines Personen-, Eil- oder Schnellzuges erhält. Welch unendliche Menschenmasse speit da nicht jeder rollende Koloß aus! Kaum, daß seine Füße stillstehen! Welch Summen, Surren, Zischen, welch Stampfen, Dröhnen, Fauchen, welche Fülle von unnennbarem Geräusch, das da einem am Ohr vorüberzieht, um sich an den weiten, langen Schutzdächern zu brechen und zurückzuprallen!

Keine Minute vergeht, daß nicht aus den vielen Fahrtrichtungen ein Zug ankommt, daß nicht nach einer der vielen Himmelsrichtungen ein Dampfroß mit schwerer Last loskeucht. Kattowitz ist der größte Knotenpunkt des oberschlesischen Eisenbahnnetzes. Kattowitz ist dieserhalb auch der Sitz einer Eisenbahndirektion.

Nur zu oft kommt es vor, daß alle Bahngleise besetzt sind. Ein ewiges Kommen und Gehen. Und der Gaffer staunt stundenlang über dieses Bild, das sich in ein und derselben Weise wiederholt. Wie vor einem Weltereignis steht der Schulbube mit weit aufgesperrten Augen, mit scharfen Ohren da, um diese unnennbaren Eindrücke in sich aufzunehmen. Diese vielen, vielen Menschen, alte und junge, kleine und große, schöne und häßliche, woher kommen die alle? Diese mannig-

faltigen farbigen Gewänder, teure und billige, vornehme und geringe, neue und alte, wen bekleiden die alle?

Ja, er fragt. Doch die fliegenden Bilder verlöschen, und niemand antwortet ihm ...

Plesser Forst im Winter.

Dick und fest gefroren liegt der Schnee, jedes Hälmchen, jede Baumwurzel, jeden Moosflecken, alles Gerank und Gesträuch unter einer festen, undurchdringlichen Decke verborgen haltend. Waltet hier der Frost noch so sehr, noch ärger aber ist der Hunger. Diesem können die Rehe nicht standhalten. Ihnen muß der Förster helfen. Die Instandhaltung der Wildfütterungsstellen ist in Zeiten starken Schneefalles seine Hauptbeschäftigung. Dann muß er sich bei scharfem Winde durch die von Schneewehen aufgetürmten Berge unter dichtem, wie mit feinstem Zucker bestreutem Tannengeäst hindurcharbeiten. Bis an die Knie versinkt er im Schnee. Links und rechts kracht es. Oft fällt aber auch ein solcher riesiger Schneeklumpen auf den Förster nieder, daß ihm der Atem stehenbleibt und er weder sieht noch hört. Beschwerlich ist die Wanderung. Der rauchende Atem setzt sich an den Haaren des Schnurrbartes fest und verwandelt diesen in einen Eisklumpen. Noch ist der Waldboden eine einzige, unberührte weiße Decke. Doch bald zeigen sich die schmalhufigen Spuren der leidenden Waldtiere. Stärker und häufiger werden diese kleinen Eindrücke. Sie ziehen sich nach vorwärts, wo schlanke Füße und Geweihe den Förster von weitem grüßen. Rehe und auch Hirsche lassen sich blicken. Hinter ihnen winkt das vor Sturm und Schnee geschützte Bretterhäuschen, in dem Heu und Kastanien in reichlicher Menge aufbewahrt liegen. Zwischen den Bäumen stehen die Krippen. An der Haustür die Salztische.

Der Förster tritt ins Häuschen, füllt die Krippen mit Heu. Aber noch immer scheu, halten sich die Waldtiere zurück. Da fliegt eine Hand voll Kastanien an die Wand des Häuschens. Das Zeichen wirkt. Ein Bewegen kommt in die Gesellschaft. Zehn, zwanzig kommen, wie zur Schlacht, herangesprengt. Nun wirft der Waldhüter die Kastanien unter die sich munter um die Früchte balgenden Tiere. Da kommen neue, vertreiben die anderen. Im Nu sind die braunen Früchte verzehrt. Da läßt der Jäger eine Pause eintreten, um sich an den prächtigen, kraftstrotzenden Tieren zu weiden. Denn nun richten sich die großen, blitzenden Augen auf den Wohltäter. Aufrecht ist die Haltung der Tiere. Wie zum Abphotographieren stehen sie da.

Nun naht mit langsamem Schritte, sein schweres Geweih hin und her neigend, der Älteste. Für ihn hat der Forstmann noch einige Fäuste Kastanien übrig. Er vertilgt sie mit Heißhunger. Die anderen laben sich unterdessen am Heu. Bald sind alle gesättigt, und langsam ziehen sie, der Alte voran, vondannen.

Der Förster schließt die Tür des Hauses. Ein Mäuslein huscht an seinem Fuß vorbei noch schnell in das Innere. Dann wirft er die Flinte um die Schulter und zieht heim, um am nächsten Nachmittag wiederzukommen.

Leichenstille ringsumher; das Schweigen reitet auf hohem Roß unhörbar durch die glitzernden Säulen und Wölbungen.

Koslowagora[1]).

Bald breit, bald schmal, an der kleinen, hölzernen Zollbude ein wenig gebogen, zieht sich die keine hundert Meter lange Hauptstraße hin. Wenn heiter die Sonne scheint, sieht diese Straße trotz der links und rechts Spalier bildenden Kastanienbäume nicht sonderlich aus. Denn faustdick liegt der Staub auf ihr, und wenn die leichtgebauten, schmalen Wagen der Fuhrleute aus Polen in eilender Fahrt vorüberrasseln, fliegen hohe, undurchsichtige Wolken auf. Lange dauert es dann, bis sich Erde und Himmel wieder zeigen. Die Buben und Mädchen aber reiben die Staubkörner aus den Augen und suchen die ihnen anvertraut gewesene Ziegen-, Gänse- oder Entenschar, die mit der Staubwolke verschwunden ist. —

Wenn es regnet, ist die Hauptstraße in mannigfacher Hinsicht schöner, romantischer. Der Staub ist verschwunden. Tausend Tümpel und kleine Teiche bilden sich, belebt von kleinen Menschen und allerlei Federvieh. Man glaubt dann in einem Gebirgsdorf zu sein, überhaupt, wenn man von Süden her das kleine Lipkawäldchen durchmessen hat und, nach links blickend, rote Ziegelhäuschen und weißgetünchte Hütten mit grünen Fensterumrahmungen und flachen Giebeln erblickt, die auf den Ausläufern des Weinberges ziemlich steil emporklettern.

Tausend Wasserfäden schlängeln sich dann vom Kamme der Anhöhe zu Tal. Das hüpft und springt, sprudelt und rauscht gar seltsam. Alles stürzt hinunter in die Gräben, die sich zu Beginn des Dorfes durch Wiese und Feld einen Weg nach dem Grenzflusse Brinitza bahnen.

Koslowagora liegt eine halbe Stunde nördlich von dem oberschlesischen Wallfahrts- und Industrieorte Deutsch-Piekar und eine halbe Stunde südlich von dem herrlichen Schlosse Neudeck. Das Dörfchen würde man,

[1]) Oberschlesisches Dorf im Kreise Tarnowitz an der polnischen Grenze.

ins Deutsche übersetzt, Ziegenberg nennen. Es ist klein. Mehrere Male ist es abgebrannt. Seine Häuser waren einst aus Holz. Kleine Gärten liegen heute neben winzigen Ställen, in denen Holz, Hühner, Gänse, Ziegen, bestenfalls eine Kuh oder ein Schwein Raum finden.

Die Leute dort sind nicht reich. Sie arbeiten alle in den eine Stunde entfernten Scharleyer Erzgruben. Viel verdienen sie nicht; denn die Zeiten sind teuer, und die Familienglieder sind zahlreich.

Sorgen haben die Leute von Koslowagora ebenso viel wie Freuden. Ihre Herzen fühlen ebenso wie die der Fürstenkinder. Bis ins tiefste Innere zieht der Schmerz, und hoch hinauf steigt die Lust. Die jungen Burschen sind etwas leicht. Wenn sie älter geworden sind, bessern sie sich aber. Frömmigkeit ist die Haupttugend der Bewohner.

In Koslowagora werden viele Kinder geboren. Sie schaffen Ersatz für die Davongehenden.

Das Dreigestirn aus der Werdezeit der oberschlesischen Großindustrie.

Georg von Giesche.

Von Joseph Kania.

Georg Giesche oder Gische, wie er sich selbst schrieb, ist der Begründer der bedeutendsten Unternehmung auf dem Gebiete der Großindustrie Oberschlesiens, der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben.

Er wurde laut Angabe des Breslauer Totenbuches am 29. Oktober 1653 in Schmortsch oder Schmarse im Kreise Öls, wo seine Eltern die Scholle bebauten, geboren. Georgs Vater, Adam Giesche, hatte achtzehn Jahre in kaiserlichen Kriegsdiensten gestanden und sich dann nach Beendigung der Militärlaufbahn in Oderwitz bei Breslau niedergelassen. Er kaufte 1605 einen Dreschgarten zu Schmortsch oder Schmarse und zahlte den Kaufpreis von ungefähr dreiundsechzig Reichstalern in Raten ab. Ihm erwuchs in seinem Sohne Georg ein Nachkomme, der mit seiner Tatkraft die Familie aus den engen bäuerlichen Verhältnissen in höhere Bahnen zu lenken berufen war.

Als der junge Giesche das Licht der Welt erblickte, waren die Spuren des Dreißigjährigen Krieges noch nicht völlig verwischt; Handel und Wandel lagen noch sehr darnieder. Er wandte sich zunächst dem Kaufmannsstande zu, machte sich aber später selbständig, nachdem der Vater sein kleines Gut veräußerte und den Erlös ihm einhändigte. 1680 ließ

sich Georg Giesche als Tuchkaufmann in Breslau nieder, woselbst er eine der vierzig Kaufkammern, die mitten auf dem Ringe unmittelbar hinter dem Rathause lagen — an deren Besitz damals ausschließlich das Recht des Gewandschnittes oder des Tuchhandels geknüpft war — kaufte.

Allerdings war der Tuchhandel zu der Zeit schon stark im Rückgange, was sich unter anderem darin zeigte, daß öfters mehrere Kammern in einer und derselben Hand erscheinen. Auch Georg Giesche kaufte 1686 noch zwei andere, für die er je fünfhundert Reichstaler zahlte. Im Besitze dreier Kammern, konnte er sein Tuchgeschäft schon im größeren Umfange betreiben. Im Jahre 1695 kaufte er sogar noch von der verwitweten Frau Dorothea von Sommersberg die von deren Gatten hinterlassenen zwei Tuchkammern mit sämtlichen Warenbeständen. Wenn man danach die Geschäftsausdehnung des nun über fünf Kammern — von denen er allerdings 1698 eine wieder verkauft hatte — verfügenden Mannes berechnet, so erkennt man, daß er bereits in die Kaste der reicheren Breslauer Kaufleute aufgerückt war.

1702 begann dann Giesche auch, mit Galmei zu handeln. In dem Haus Nummer 20 am Ringe, das er erstand, richtete er — und später auch sein Sohn Friedrich — das Galmeigeschäft ein, nachdem er im letzten Jahrzehnt seines Lebens die Leitung des Tuchgeschäftes einem besonderen Handlungsführer übertragen und sich ausschließlich dem Galmeigeschäfte zugewandt hatte. Es ist merkwürdig: in demselben Hause hatte im voraufgehenden Jahrhundert ein anderer Großkaufmann, Fugger von Augsburg, einen sehr bedeutenden Kupferhandel betrieben. — Dieser Galmeihandel ist Giesches Hauptgeschäft geworden, dasjenige, in das er den größten Teil seines erworbenen Vermögens hineingesteckt hatte und das auch ihn, wie einst Fugger, zu einer großen Berühmtheit machte.

Sein Beruf brachte es mit sich, daß er viel im Lande umherreiste. Dabei kam es zu seiner Kenntnis, daß Schweden, das zu jener Zeit seine reichen Kupfererze hauptsächlich zur Messingfabrikation verwandte, großen Bedarf an Galmei hatte. Westfalen und die Gegend am Niederrhein waren bis dahin die einzigen Gebiete, die Galmei lieferten. Da aber damals für die Beförderung noch nicht das ausgedehnte Eisenbahnnetz zur Verfügung stand, so war die Lieferung auf den Landweg oder den Wasserweg angewiesen und auf jeden Fall mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Andererseits aber wurde Galmei von den schwedischen Fabrikanten gut bezahlt. Giesches ausgeprägter Geschäftsgeist erkannte sofort, daß hier ein gutes Stück Geld zu verdienen war.

Bald stand er mit Schweden in Geschäftsverbindung. Und als schließlich die Messingfabrikation auch in Deutschland immer mehr Eingang fand, war es sein Bestreben, die Galmeilieferung auch hier zu erhalten. Seine Bemühungen waren nicht erfolglos. Die Ausbeute blieb aber zunächst immer noch auf Westfalen und den Niederrhein beschränkt.

Als ein Glückszufall mußte es nun bezeichnet werden, daß Giesche bei seiner Bereisung von Schlesien auch in die Gegend von Tarnowitz und Beuthen kam, wo er bei den alten verfallenen Schächten eine Art Erdstübbe fand, die er als Galmei erkannte, die hier aber als Mineral völlig vergessen und nicht gekannt war. Sofort setzte er sich mit den Grundherren ins Einvernehmen und eröffnete mit deren Genehmigung einige Schächte. Er fand das Galmeigraben lohnend und wandte sich schließlich an den Kaiser Leopold I. und erwirkte von diesem das Recht, eine gewisse Zeit hindurch in ganz Schlesien für sich allein Galmei graben zu dürfen. Er begann den Galmeibergbau zunächst in Scharley. Dann folgten Versuche auf den Gemarkungen von Bobrek und auf Wieschowaer Grunde, an der Stollarzowitzer Grenze.

Dabei kam es zu einem Streitverfahren mit der Standesherrschaft Beuthen: dem Grafen Karl Maximilian Henckel von Donnersmark auf Neudeck. Der Graf machte Giesche das Recht streitig, auf Bobreker Grunde Galmei graben zu dürfen, das ihm und seiner Familie nur allein zustände.

Giesche war jedoch nicht der Mann, der sich mit seinen Ansprüchen so ohne weiteres abweisen ließ. Er wandte sich direkt an den Kaiser und betonte diesem gegenüber, daß er den in Oberschlesien entdeckten Galmei, den er früher aus Westfalen, vom Niederrhein und aus Polen geholt, mit großen Kosten zubereitet und den Messingwerken in Brandenburg, Sachsen und Böhmen zugeführt habe. Dadurch habe er dem Lande und den kaiserlichen Einkünften einen Vorteil von zwanzigtausend Gulden verschafft. Der Hauptpunkt seiner Eingabe gipfelte nun in der Bitte, ihm ein Recht zum alleinigen Graben des Galmeis in ganz Schlesien zu erteilen. Und dieser Bitte wurde stattgegeben. Später wurde noch einmal versucht, ihm das Recht streitig zu machen, aber auch Kaiser Joseph I. bestätigte es.

Im April 1712 wurde Giesche vom Kaiser Karl VI. für seine Verdienste um den Staat ein ritterliches Gewand und die Adelsbezeichnung verliehen. Sein weitschauender Blick, sein nie rastender Geist galt dem steten Ausbau der einzelnen Betriebe. Als er am 26. April 1716 sein Leben beschloß, konnte er auf ein Lebenswerk zurückblicken, das reich

an Arbeit, aber auch reich an Erfolgen war. Das Erbe, das er hinterließ, war — wie schon erwähnt wurde — der Grundstock zu dem heutigen Riesenunternehmen, das in der Welt als dasjenige von Giesches Erben Weltruf genießt.

Georg von Giesche wurde in der Elisabethkirche zu Breslau auf Seiten der Kanzel unter dem großen Stein Nummer 68 bestattet. Das Geschäft wurde von seinem Sohne Friedrich Wilhelm fortgeführt, der jedoch im kräftigsten Mannesalter starb. Die drei Töchter von Georg Giesche, die sich an adlige Herren Schlesiens verheirateten, traten nunmehr die Erbschaft an. Und die Erben und Rechtsnachfolger dieser Familien behielten die Firma „Georg von Giesches Erben" bei, unter welchem Namen das Unternehmen noch heute besteht.

Solange der Galmei nur zur Messingfabrikation benutzt wurde, so lange war seine Verwendung keine allzu umfangreiche und der Bergwerksbetrieb ein noch unbedeutender. Das änderte sich aber, als zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Herstellung des Zinks aus Galmei im großen durch Ruberg erfunden wurde. Giesches Erben erweiterten jetzt ihre Galmeibergwerke und wandelten sie zum größten Teil in Zinkhütten um. Auf der Zinkindustrie gründete sich später auch noch die Schwefelsäurefabrikation.

Im neunzehnten Jahrhundert brachte es der steigende Kohlenbedarf mit sich, daß Giesches Erben auch an die Erwerbung von Kohlengruben herangingen. Damit wurden neue großzügige Erwerbsmöglichkeiten geschaffen.

Von welcher Bedeutung heute die von Gieschesche industriellen Anlagen sind, geht aus nachfolgenden Zahlen hervor. Auf den verschiedenen Werken sind etwa zwanzigtausend Arbeiter beschäftigt und an fünfhundert Beamte angestellt. Mit deren Familienangehörigen aber gewährt die Gesellschaft nahezu fünfzigtausend Personen ihren täglichen Lebensunterhalt. Die Kohlengewinnung beläuft sich auf etwa fünfzig Millionen, die der Erze auf über fünf Millionen Zentner jährlich.

Besondere Erwähnung verdient die soziale Schöpfung der Gesellschaft, die Kolonie Gieschewald, die einzig in der Art ihrer Ausführung ist.

Karl Godulla.

Von Robert Kurpiun.

Auch der geringste Mann aus dem Volke kann zu Ansehen und Reichtum gelangen, wenn es ihm nicht an Treue, Fleiß und Klugheit fehlt. Das zeigt das Beispiel Karl Godullas.

In dem Dorfe Makoschau bei Zabrze lebte vor mehr als hundert Jahren ein armer Tagelöhner namens Godulla. Er wohnte mit Weib und Kindern am Rande des Ortes in einem baufälligen, mit Stroh gedeckten Holzhäuschen. Dichte Wälder dehnten sich rings um das Dorf; denn Hütten und Gruben gab es damals noch nicht. Daher war der Verdienst auch sehr gering, und oft wußten die Eltern am Abend nicht, was sie den Kindern am anderen Tage zu essen geben sollten.

Da kehrte zur Not ein anderer böser Gast in das Tagelöhnerhaus ein: die Krankheit. Die Cholera, die damals Oberschlesien verheerte, raffte in ganz kurzer Zeit Vater, Mutter und Kinder hinweg. Nur eins blieb am Leben: der elfjährige Karl, der 1781 geboren war. Ganz verwaist stand er da. Niemand nahm sich seiner an; denn jeder fürchtete, durch seine Berührung auch von der furchtbaren Krankheit befallen zu werden. Traurig schnürte da der Knabe seine geringen Habseligkeiten in ein Bündel zusammen und wanderte hinüber nach Polen, wo er Verwandte hatte. Zwei Jahre hindurch hütete er dort das Vieh auf dem Felde. Da trieb ihn das Heimweh wieder nach Oberschlesien zurück. In seinem Heimatdorfe fand er aber auch jetzt kein Unterkommen. Darum wanderte er weiter und kam eines Abends müde und hungrig in einem Gasthause zu Tost an. Er bat um Herberge, und mitleidige Menschen gewährten sie ihm.

Durch allerhand kleine Dienstleistungen suchte der fleißige Knabe die Güte zu vergelten. Er half den Knechten und Mägden bei ihren Arbeiten, und der Wirt bemerkte bald, daß in dem bescheidenen Knaben ein kluger Sinn wohne. Er mietete ihn als seinen Pferdejungen, und selten hat ein dreizehnjähriger Knabe seine Pflicht so gut erfüllt wie Karl Godulla. Nicht nur der Wirt und das Gesinde des Hauses gewannen ihn lieb, sondern auch die Gäste, die in dem Wirtshause ansprachen.

Da kehrte eines Tages der Graf Ballestrem in dem Gasthause ein. Schnell war der Knabe auch hier bei der Hand und half dem Grafen beim Aussteigen und dem Kutscher beim Besorgen der Pferde. Dem Grafen fiel der geweckte und flinke Knabe auf, und er beobachtete ihn aufmerksam. Das entging dem Wirt nicht, und er erzählte dem Grafen die traurige Lebensgeschichte des Knaben. Es sei schade, meinte er, daß der Knabe keine bessere Schule besuchen könne, denn da würde ein tüchtiger Mensch aus ihm werden.

Der Graf fand Gefallen an dem Knaben, nahm ihn sogleich mit sich auf sein Schloß Plawniowitz und ließ ihn mit seinen Söhnen zusammen unterrichten. Dann gab er ihn zu einem tüchtigen Förster in die Lehre;

denn Karl wollte Forstmann werden. Er nahm seinen Dienst mit großer Treue wahr, und die zahlreichen Wilddiebe merkten bald, daß der junge Forstlehrling ihnen auf den Fersen war und die Übeltäter zur verdienten Bestrafung brachte. Da schwuren sie ihm Rache, überfielen ihn im finsteren Walde, schlugen ihn halbtot und banden ihn an einen Baum, die Füße nach oben. Er wäre sicher ums Leben gekommen, wenn man ihn nicht alsbald gefunden und aus seiner verzweifelten Lage befreit hätte. Aber ein Bein und ein Arm waren gebrochen und heilten trotz aller ärztlichen Kunst so schlecht, daß Karl Godulla zeitlebens ein Krüppel blieb.

Mit dem Forstfache war es jetzt aus. Aber der junge Mann verlor den Mut nicht. Er erlernte die Landwirtschaft, und zwar so gründlich, daß es ihm bald gelang, ein ganz verwahrlostes Gut des Grafen bei Ruda zu einer Musterwirtschaft zu machen.

In jener Zeit — es war in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts — hatte die oberschlesische Industrie einen bedeutenden Aufschwung genommen. Überall entstanden Steinkohlengruben und Eisenhütten. Ruberg hatte gefunden, wie man aus den Zinkerzen bequem reines Zink herausschmelzen könne. Sogar das in vielen Eisenschlacken enthaltene Zink verstand er herauszugewinnen. Diese Erfindung ließ dem jungen Godulla keine Ruhe. Auf dem Gute bei Ruda, das er bewirtschaftete, befand sich eine große Schlackenhalde; es hatte dort einmal ein Hochofen gestanden. Godulla beschaffte sich allerlei chemische Apparate und lernte sie gebrauchen. Tag und Nacht arbeitete er unverdrossen in seiner Wohnung, untersuchte die Eisenschlacken und stellte nach langem Bemühen fest, daß auch in ihnen noch viel Zink enthalten wäre. Nun kaufte er von dem Grafen die Halde für ein sehr geringes Geld, trat mit Ruberg in Verbindung und schmolz die Schlacke noch einmal aus. Er soll dabei so viel Zink gewonnen haben, daß ihm fünfzigtausend Taler Reingewinn übrigblieben. Dieses Geld bildete den Grundstock zu dem großen Reichtum, den Godulla später erlangte. Jetzt veranlaßte er seinen Brotherrn, den Grafen Ballestrem, zum Bau von Zinkhütten, deren Leitung Godulla selbst übernahm. Da aber der Zinkhüttenbetrieb nur gedeihen konnte, wenn man eigene Erze besaß, so suchte man Galmeigruben zu erwerben. Das war nicht leicht; denn sobald man irgendwo dieses Zinkerz durch Bohrungen festgestellt hatte, fanden sich Nachbarn, die auch ein Anrecht darauf haben wollten. Es bedurfte großer Klugheit und eines rastlosen Fleißes, um alle Widerstände zu besiegen. Aber Godulla besaß beides, und seine Gegner, die

ihn seiner Tüchtigkeit wegen bereits zu fürchten begannen, konnten nichts gegen ihn ausrichten.

Durch Kauf und Vergleich erwarb er die Hälfte der Förderung der Mariagrube in Miechowitz und Anteile an den Galmeigruben bei Scharley. Diese Unternehmungen warfen reichen Gewinn ab; denn man war nun nicht mehr auf den guten Willen der Erzverkäufer angewiesen. Graf Ballestrem zeigte sich dadurch erkenntlich, daß er Godulla, der ihm solchen großen Nutzen brachte, eigene Anteile an den Zinkhütten und -gruben schenkte. Dadurch vergrößerte sich auch der Besitz Godullas immer mehr, und er begann nun, auf eigene Rechnung sich an Unternehmungen zu beteiligen. Er gründete Hütten, Erz- und Kohlengruben und beteiligte sich an solchen, die schon bestanden.

Was er anfing, gelang. Das lag nicht nur daran, daß er bei seinen Unternehmungen Glück hatte, sondern er ging mit großer Vorsicht und Klugheit zu Werke und wußte stets den richtigen Zeitpunkt abzupassen. Er ließ sich nicht ohne Überlegung auf jedes Unternehmen ein, wie waghalsige Leute, die mit Gewalt reich werden wollen. Er prüfte vielmehr stets, ob seine Mittel für ein Geschäft, das er machen wollte, auch ausreichten. Er zahlte stets bar, konnte daher immer am billigsten kaufen und am schnellsten zugreifen. Es kam fast nie vor, daß eine seiner Unternehmungen fehlschlug und Schaden brachte.

Daher wuchs sein Reichtum gewaltig und zählte zuletzt nach Millionen. Der „Zinkkönig" Oberschlesiens besaß bei seinem Tode zwei große eigene Zinkhütten, war an zwei anderen stark beteiligt sowie an neunzehn Erz- und vierzig Steinkohlengruben. Dazu gehörte ihm ein Landbesitz von fast siebentausend Morgen, nämlich die Rittergüter Schomberg, Orzegow, Bobrek und Bujakow. Er war der reichste Mann Oberschlesiens und besaß schöne Schlösser auf seinen Gütern. Dennoch lebte er bis an sein Ende in einem kleinen anspruchslosen Häuschen in Ruda in größter Einfachheit und Einsamkeit. Sein Leben war ganz der Arbeit gewidmet, und dadurch ist er einer der Männer geworden, denen die oberschlesische Industrie mit ihren vielen tausend Arbeitern ihr Aufblühen zu verdanken hat. So viel Arbeit er aber von sich selbst forderte, so verlangte er auch von seinen Beamten und Arbeitern strengste Pflichterfüllung. Vor allem waren ihm die Trunksucht und das Lotterleben verhaßt, und wo er die antraf, konnte er mit eiserner Strenge eingreifen.

Bei aller seiner Arbeit aber vergaß er nicht den Dank gegen seinen Wohltäter, den Grafen Ballestrem. Bis zu seinem Tode hat er ihm

und seinen Kindern nicht nur mit treuem Rate zur Seite gestanden, sondern sogar den gesamten Besitz des Grafen mitverwaltet. Dabei fand er auch noch Zeit, seine Kraft der Verwaltung von Gemeinde, Kreis und Staat zur Verfügung zu stellen, und bekleidete lange Jahre mehrere Ämter. Und was er in die Hand nahm, war gut versorgt.

Godulla war ein ernster, verschlossener Mann. Selten sah man ihn lachen. Seine finsteren Züge, seine unschöne, verkrüppelte Gestalt, die nächtlichen Arbeiten in seiner chemischen Werkstatt und seine beispiellosen Erfolge brachten das unwissende, abergläubische Volk der damaligen Zeit zu dem törichten Glauben, daß er mit geheimen Zaubermächten in Verbindung stehe.

Eine besondere Neigung fühlte der einsame Mann, der nicht Weib und Kind besaß, nur zu seinem Freunde, Jugendgenossen und Mitarbeiter Gemander und zu einem Kinde. Das war Johanna Gryczik, das Töchterchen einer armen Bergmannsfrau, die in der einfachen Hauswirtschaft Godullas beschäftigt war. An diesem Kinde hing Godulla mit seinem ganzen Herzen, weil das Kind sich vor ihm nicht, wie die anderen, fürchtete, sondern ihm zutraulich entgegenkam. Er ließ es gut erziehen und vermachte ihm bei seinem Tode sein ganzes Vermögen von vielen Millionen. Johanna wurde nach Godullas Tode wegen seiner Verdienste um Oberschlesien in den Adelstand erhoben und vermählte sich später mit dem Grafen Schaffgotsch. Dieser ist dadurch einer der reichsten Gruben- und Hüttenbesitzer Oberschlesiens geworden.

Im Jahre 1848 brach in Oberschlesien abermals die Cholera aus. Godulla hatte noch aus der Jugendzeit eine große Furcht vor dieser Krankheit. Er wollte ihr entfliehen und reiste nach Breslau. Aber es nützte nichts. Die Krankheit, der er als Kind entgangen war, holte ihn ein, und er starb daran gleich nach seiner Ankunft in Breslau. Seine Gebeine ruhen jetzt unter der neuen Kirche zu Schomberg.

Franz von Winkler.

Von Joseph Kania.

Ein ebenso ungewöhnliches Schicksal wie die Lebensgeschichte Godullas weist die Franz von Winklers auf. Einst ein unbemittelter Bergschüler, wurde er später geadelt und der Begründer der von Tiele-Winklerschen Herrschaft, als welcher er mächtig in die Entwicklung Oberschlesiens eingriff.



Kattowitz 1813. Franz von Winkler. Hohenlohehütte.

Franz von Winkler, am 4. August 1803 in Tarnau bei Frankenstein als Sohn eines landwirtschaftlichen Privatbeamten geboren, hatte seine Volksschulbildung durch Besuch einiger Klassen der Gymnasien zu Glatz und Neiße erweitert. Doch ganz mittellos, mußte er das weitere Studium aufgeben und sich durch seiner Hände Mühen den Lebensunterhalt verdienen. Als blutjunger Bursche wandte er sich im Jahre 1819 nach dem oberschlesischen Industriebezirk, um hier auf irgendeiner Grube in Arbeit zu treten. Er begann seine bergmännische Laufbahn auf der Friedrichs-Bleierzgrube bei Tarnowitz. Ende 1820 kam er auf die Königin-Luise-Grube in Zabrze, wo er noch ein Jahr lang ebenfalls als gewöhnlicher Bergmann sich das tägliche Brot verdienen mußte.

Von seinen Vorgesetzten aber als ein befähigter und äußerst strebsamer junger Mann erkannt, wurde er von diesen dem Bergamte zur Ausbildung für den Grubenbeamtendienst empfohlen, worauf er, unter Zubilligung einer Unterstützung, in die Bergschule in Tarnowitz eintrat.

Nach Ablauf der Bergschulzeit war er bis zum Jahre 1832 auf verschiedenen Berg- und Zinkhüttenwerken als Steiger, Schichtmeister und Rechnungsführer tätig, zuletzt auch auf der Mariagrube bei Miechowitz. Hier hatte er das Vertrauen der Besitzerin des Bergwerkes und des schönen Gutes Miechowitz, Frau Maria, verwitwete Aresin, geborene Domes, in dem Maße gewonnen, daß sie sich bewogen fühlte, ihm, der inzwischen auch Witwer geworden war — Winkler war seit dem Jahre 1826 verheiratet — am 12. Juni die Hand zum ehelichen Bunde zu reichen. Damit war die erste Sprosse der Glücksleiter erklommen, auf der er immer höher steigen sollte.

Jetzt durch das volle Vertrauen seiner Gattin über ansehnliche Geldmittel verfügend, wußte er durch großartige, glückliche Unternehmungen und durch weise, umsichtige Leitung ein alle gewöhnlichen Grenzen weit übersteigendes Besitztum zu schaffen.

Es war dies in der Zeit des Bergbauaufschwunges, der auch ein Aufleben der Hütteninduſtrie zur Folge hatte. Seit der Rubergschen Erfindung strebte die gesamte Industriewelt darnach, dem Geheimnisse der vollkommeneren Zinkverhüttung, das streng gewahrt wurde, auf die Spur zu kommen. Auch Winkler hatte Tag und Nacht darüber nachgesonnen, wie er die Schätze seiner Erzgruben — außer der Maria-Grube besaß er nun schon mehrere andere Erzgruben — vorteilhafter verwerten konnte. Er scheute weder Mühe noch Opfer, um den Stein der Weisen der damaligen Zeit zu ergründen. Er unternahm zu dem Zweck Reisen durch Deutschland, nach England und nach Belgien. Auf diese Weise eignete er sich eine Geschäftskenntnis und einen Scharfblick an, die sich bei seinen Unternehmungen und Versuchen glänzend bewährten. Und so sehen wir ihn schon am Anfange der vierziger Jahre in dem gewaltigen Besitze von sechs Rittergütern — Miechowitz, Pallowitz, Woschczütz, Orzesche, Klein-Dombrowka nebst Bogutschütz und Kattowitz — und der mächtigen Herrschaft Myslowitz, sowie ganz oder teilweise von vierzehn Galmeigruben, neunundsechzig Steinkohlenfeldern und sieben Zinkhütten.

Hinsichtlich der reichen Verdienste um die erste Entwicklung der Großindustrie und die kulturelle Hebung Oberschlesiens wurde er von Friedrich Wilhelm IV. in den Adelsstand erhoben.

Aber schon in seinem achtundvierzigsten Lebensjahre (1851) erlag er einem Schlaganfall. Seine sterbliche Hülle wurde in der Familiengruft zu Miechowitz beigesetzt.

Fräulein Valeska von Winkler, die jugendliche Tochter des Herrn von Winkler aus erster Ehe, wurde nun, da keine anderen Kinder mehr vorhanden waren, die alleinige Erbin der reichen Hinterlassenschaft.

Sie übertrug die Verwaltung des Erbes dem Freunde und Berater ihres Vaters: Grundmann. Und selbst, als sie sich mit dem Leutnant von Tiele vermählte, blieb Grundmann weiter Verwalter.

Der neue Besitzer aber nannte sich seither von Tiele-Winkler. Auch er ließ es sich angelegen sein, den wohlerfahrenen, treuen Ratgeber recht lange als Generalverwalter in seinem Dienste zu halten. Und unter seiner Leitung nahm der Herrschaftsbesitz stetig an Umfang zu.

Zur rechten Kennzeichnung und Würdigung dessen, was das Ringen

und Schaffen Winklers zuwege gebracht hatte, sei noch des heutigen Besitztums der Herrschaft Miechowitz näher gedacht.

Zur Maria-Grube gesellte sich zu seiner Zeit die Theresien-Grube, ein Teil der Elisabeth-Grube, mehrere Erzschächte bei Radzionkau, die Kohlenbergwerke Florentine-Grube bei Beuthen, die Ferdinand-Grube bei Kattowitz, die reichen Myslowitzer und Orzescher Gruben, die Preußen- und die Carnallsfreude-Grube.

Hierzu kommen die Eisenhüttenwerke Hubertushütte und die Marthahütte in Kattowitz.

Außer diesen umfangreichen industriellen Anlagen, die seit einiger Zeit zu einer Aktiengesellschaft unter dem Namen „Kattowitzer Aktiengesellschaft für Bergbau und Eisenhüttenbetrieb“ zusammengeschlossen sind, gehören zu dem Herrschaftsbesitz weitausgedehnte Ländereien mit reichem Waldbestand und mustergültigen Gütern in den Kreisen Beuthen, Kattowitz, Tarnowitz, Pleß, Rybnik, Neustadt, Groß-Strehlitz, in Mecklenburg — und in Ungarn. —

„Bei Ehren und bei Schätzen,
Die ihnen Gott verlieh,
Vergaßen doch die Grafen
Des armen Nächsten nie.“

So spricht Görres von den Grafen Fugger im Bayerland. Diese Worte darf man auch auf die oberschlesischen Fugger anwenden. Auch in wohltätiger Sorge für die Not der Dürftigen zeichneten sich, ebenso wie die Giesches, die Winklers allezeit rühmlich aus.

Besonders segensreich erweist sich dieses Edeltum bei der Enkelin, Eva von Tiele-Winkler. Sie hat den größten Teil ihres Erbes in einem großartigen Wohltätigkeitswerke, dem „Friedenshort“ in Miechowitz — bestehend aus einem Kinderheim, aus Schule und Kirche, aus einem Kranken- und Siechenhaus und einer dazugehörigen Musterlandwirtschaft —, angelegt, in dem sie selbst als barmherzige Schwester schafft und wirkt. Als „Mutter Eva“ ist sie im oberschlesischen Industriebezirk überall bekannt und vielgeliebt. —

Das Märchen von Gieschewald.

Von Joseph Kania.

Wie gern gedenken wir der heimischen Spinnstunden an den Winterabenden am lustig flackernden Holzfeuer. Ach, was wußte uns die Hanne, der Kinder Lieblingsmagd, nicht alles Schöne und Wunderbare von Prinzen und Prinzessinnen in goldenen Karossen, von tapferen



Graf Reden.

(Graf Friedrich Wilhelm von Reden — geboren 1752 zu Hameln in Hannover, gestorben 1815 zu Buchwald im Riesengebirge — war Deutschlands bedeutendster Berg- und Hüttenmann. Er erwarb sich ein Hauptverdienst um den industriellen Aufschwung Oberschlesiens und die Hebung seiner Bodenschätze.)

Rittern, von schlauen Zwergen, vom arglistigen Berggeist, vom Wassermann, von allerlei Sumpfgeistern, Elfen und Nixen, zu erzählen, während ihr die leis surrende Spindel emsig durch die Finger glitt! Unsere Phantasie war davon so voll und aufgeregt, daß wir all das Schöne und Erschauernde im Traume noch einmal erschauten, noch einmal wunderbar erstehen sahen.

Das geschah im Märchen. Wir staunten es an und erbebten bei dem Glauben, das solches möglich sei. Inzwischen hat sich manches um uns herum gewandelt. Entschwunden ist die trauliche Dämmerstunde, verscheucht des Märchens Wunderkraft. Ein leiser Druck am schwarzen Knopf, und — alles erstrahlt im Feenlicht. Die alten, gemütlichen Märchen aber lieben nicht das grelle Licht. Sie verkriechen sich, sind spröde geworden; ihre Wunderkraft ist verblaßt. Es ist heute nichts Großes mehr, einen Wunderbau erstehen zu sehen, wo gleichsam über Nacht ganze Dörfer aus der Erde wachsen.

Hierzu genügt nur ein Wille, von starker Goldkraft unterstützt. Der Wille wählt sich im dunklen Walde ein geräumig passendes Plätzchen, den finstere Tannen träumend umstehen. — Und wovon träumen die alternden Bäume? Sie träumen von einer Zeit, wo in einiger Entfernung eine erste Grube erstand, deren Belegschaft kaum fünf bis zehn Mann zählte, von einer Zeit, da finstere Mächte tief unten im Schacht ein Feuermeer entfachten und des Knappen erste mühsame Bergarbeit arglistig vernichteten, wo aus Erdspalten und Rissen haushohe Feuer-

garben lichterloh aufschlugen und den Schauerort mit prasselndem Feuer überschütteten und in schwarze Rauchwolken und stickende Gase einhüllten. Es fuhr der Bergmann nimmer den Schacht hinunter. Die nackten Berghalden aber deckten sich mit neuem Waldesgrün, und der stille Waldfrieden hielt hier wieder seine Einkehr. —

Die Bäume träumten. Der starke Wille aber, er weckte sie jäh. Die Axt und die Säge fraßen sich ein in ihr harzduftendes Mark; sie sanken klagend um. Erschütternd standen die anderen, welche der Mordstahl nicht getroffen. Sie standen von jähem Schreck erfaßt, aber auch voll Neugier. Was wird nun weiter geschehen? — Und es kamen viele Menschen von allen Seiten herbei, Männlein und Weiblein, jung und alt, wie Ameisen so viel, Maurer und Zimmerleut', Tischler und Schlosser und andere mehr. Das kribbelte und krabbelte, wie in einem Ameisenhaufen. Und siehe da? —

Schwapp! Wie über Nacht, stand mit einem Male, fixfertig, ein blitzsauberes Villendörflein da, mit einem schmucken Schulzenhaus inmitten, einem Schulhaus, einem Wasserturm, einem Kasino, einem Warenhaus, umlagert von zweihundert niedlichen Arbeiterhäuschen, mit sonnigen Gärten und Gärtchen umsäumt, von sauberen Straßen und Gassen durchquert, alles so eigenartig, alles aufs schönste und beste eingerichtet. Außerhalb des Zauberwaldes aber, in schützender Ferne, da rattert es, an der Waldmauer im Widerhall, von unentwirrbarem Räderwerk wunderbarer Maschinen gewaltiger eiserner Schachttürme und langgezogener Maschinenhallen, welche die immer noch qualmende Schauerstätte im weiten Bogen umstehen, und dazwischen sausen und brausen Dampfwagen und Wagen, wie von unsichtbarer Hand gezogen, im Menschengewimmel tausend geschäftiger Hände.

Und die anderen Tannenbäume, die dem neuen Kulturwerk nicht zum Opfer fielen?

Sie lispeln und raunen und schütteln staunend die Wipfel. — Das ist ein neuzeitliches Märchen. Das ist das Märchen von Gieschewald, des blitzsauberen Arbeitervillendörfleins der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben da draußen im oberschlesischen Tannenwalde, im Wunderlande der schwarzen Diamanten — ein Zauberwerk deutscher Kultur.

Die Perle des Dramatales.

Von Hubertus-Kraft Graf Strachwitz.

Während des Weltkrieges wurde viel von Oberschlesien gesprochen, auch in Feindesland, in neutralen Zonen, im Schweizerland. In einem seiner internationalen Hotelpaläste saßen wir bisweilen in der Muße des Abends um einen runden Tisch. Jeder erzählte von seinem Heimatlande; ich sprach von Oberschlesien, mit seinen üppigen Magnatensitzen, geräuschvollen Industriezentren, seinen meilengroßen Wäldern, den schwarzen Diamanten und seinem lieben, glaubenstreuen Volk. Sie wußten nur von dem Reichtum an Kohlen und Erzen.

Ob das Land schön sei? Es war mir schwer, zu antworten. Heimat sei immer schön und die oberschlesische ganz besonders.

Unter der Gesellschaft um den runden Tisch befand sich eine Dame, die vor Jahrzehnten zum Besuche von Verwandten in einer oberschlesischen Industriestadt weilte. Sie begehrte, uns plötzlich zu erzählen, und ich ließ ihr das Wort:

„Es war zu Pfingsten. Ich erkundigte mich vorsichtig bei meinen Verwandten, ob sie auch den Glanz der Pfingstsonne sich durch den Rauch der Essen würden verdunkeln lassen oder ob . . . ‚nein', riefen mir die halbwüchsigen Kinder zu, ‚am Pfingstmontag geht es in das Dramatal, du sollst seine Perle sehen!' Ich war erstaunt — Drama — was für eines, ein schreckliches, ein blutiges, ein zerstörendes? — ‚Nein', riefen sie wieder, ‚ein anmutiges, ein liebliches, nicht das Drama, sondern die Drama, ein Fluß, ein Flüßchen, und an seinen Ufern die Perle; du wirst sie sehen.' — Ich versprach mir nicht viel: was konnte es in einer solchen verräucherten Gegend Schönes geben, hier, wo man nur Essen und Schlote bewundern konnte, Rauch und Ruß schlucken mußte, wenn ich auch einen gewaltigen Respekt vor den Stätten der Arbeit und ihrer Umwelt erhalten hatte.

Am Pfingstmontag in früher Stunde bestiegen wir einen bequemen Wagen. Wir rückten ein wenig zusammen, meine Verwandten und deren drei Kinder Irmgard, Elisabeth und Kaspar. Ich selbst hatte den Ehrenplatz und freien Ausblick in die Umgegend. Etwa nach einer kleinen halben Stunde gingen die Schlackenfelder in tiefe, harzige Wälder über, aus deren Schatten der Heiland, mit buntbemalten Gewändern angetan, uns oft begrüßte. Hügel kämmte sich in Hügel ein, bis die Straße plötzlich in sonnenüberflutetes, fruchtschweres Land hinaustrat. Von den rauchenden, rußigen Industriegebieten nichts

mehr zu sehen, keine Esse, kein Schlot, eine andere Welt. Die Straße, behütet und beschützt durch breitästige Kastanienbäume, fiel einem Tal entgegen, in dem sich ein ganzes Kirchdorf verbarg. An einem kleinen Zollhaus, das wie ein riesiger preußischer Wachtposten dastand und mit seinem schwarz-weiß gestrichenen Mastbaum fast drohend in den Pfingsthimmel hineinragte, stieß die Fahrstraße auf eine andere durch das Dorf dahinziehende, scharfkantig wie ein lateinisches T, auf. Drüben, unter ehrwürdigen Efeubüschen wie begraben, lag ein schindelbedachtes Gotteshaus in verträumtem Baumesfrieden, seit wohl schon mehr als einem Halbjahrtausend. Wir fuhren durch das reinliche, wohlhabende Dorf in das frühlingsdurchduftete Tal hinein. Die Straße fiel, die Hügel stiegen an. Inmitten plätscherte es silberklar, anfänglich nur wie ein Brünnlein, das aus der Höhe hinabsprudelte; allmählich jedoch ward es sich seiner Würde bewußt, schuf sich ein breiteres Bett und begann das Tal und seine waldigen Hügel kraftvoll auseinanderzudrängen. Kleine Brücken mußten erbaut werden, um das Flüßchen zu überqueren. Auf seinem Boden glänzten kristallklare Kiesel so wunderlich hell wie bei einem aus der schneeigen Höhe herabstürzenden Hochgebirgswasser. Spielende Kinder fanden oft versteinerte Muscheln, die von jenen entschwundenen Zeiten zeugen, in denen gewaltige Meere die oberschlesischen Lande überfluteten. Eine vom Dramafluß umspülte Anhöhe bezeichneten die Mädchen als Muschelberg. Wieder ein stattliches Dorf, die Straße bergab, das Wasser gewann an Kraft; da erstanden Mühlen an den Ufern des Flusses oder überbauten seine ganze Breite, preßten ihre scharfkantigen, fressenden Räder ihm mitleidlos in die Seiten. Ein Kalkgebirge trat ihm hemmend in den Weg; da warf er unter dem Schutze heranmarschierender Pappelregimenter seinen schillernden Leib in weitem Bogen herum, stürzte durch die Räder einer grauen, festungsartigen Mühle und lief gleich darauf artig und geschmeidig, glitzernd und silbrig in ein baumumrauschtes Dorf hinein.

So verfolgten auch wir den Lauf der Drama, die, wie mir meine Verwandten sagten, dem Tarnowitzer Landrücken entspringt, sich dieses liebliche Tal bildet und endlich jenseits des Landstädtchens Peiskretscham der tintengefärbten, grauschwarzen Klodnitz, wenn auch noch selbst in unberührter Reinheit, unschuldig zuströmt.

Wir fuhren auch damals am Muschelberg und an den Mühlen vorbei, an dem Pappelregiment entlang und bogen an einem mittelalterlichen Kapellchen in das letzte ansehnliche Dorf ein, da rief Kaspar vom Bock: ‚Hier — die Perle des Dramatales!‘

Ein wenig entfernt von der blankpolierten Landstraße lief die Drama silberklar und forellenreich an der Rückwand der Häuser durch üppiges Wiesengelände hin. Zwei behäbige Wirtschaften zeigten sich: ‚Zur kühlen Forelle', ‚Zum Schloßpark'. Dunkle, riesenhafte Bäume traten dazwischen, unter deren hohen Lauben die weißgetünchte Kirche mit rotem Zackeldach und einem höchst selbstherrlichen Turme hervorlugte. In dämmeriger Runde die Gräber vergangener Geschlechter, die prunkvollen, marmorspiegelnden der Grafen und die spillrigen, vermoosten der kleinen Bauern und Tagelöhner, alle eingebettet in die Vorläufer des ungeheuren Parkes, der beiderseitig der Drama in weite Flächen sich ausdehnte, von Hügel zu Hügel eilte, die Ufer des Flusses mit bunten Blumen zierte und ihm einen weiten Raum überließ, um am Fuße dunkelumrandeter Fasanenbüsche einen von leisen Wellen bewegten See zu bilden. In der Sonne wonnigem Lichte wogten die goldenen Hahnenweiher — und nicht weit von ihnen schoben schneeweiße Schwäne wie verzuckerte kleine Gondeln ihren üppigen Leib in den silbernen See hinein. Wieder schmalte sich die Drama engbrüstig ein, schoß unter den Rädern der Schloßmühle hindurch und stürzte mit frohem Geschwätz einem breiten Brückenbogen zu, um endlich eine altväterliche Ruhe zu gewinnen und durch ein breites, mythenbespanntes Tal fast träge hinzuziehen. Dort, wo ein schmuckgegiebeltes Forsthaus in waldigen Gebüschen lieblich versteckt lag, hielt der Wagen. Die Kinder sprangen beinahe noch im Fahren ab und stürzten auf ein efeubehangenes Tor zu. Hinter diesem lag Schweigen — ein Schweigen, das auf sammetartigen Rasenplätzen sich auszuruhen schien und sich über den weiten, dem Berge zustrebenden, weichen, warmen Parkgrund verträumt hinbreitete. Kein Mensch auf seinen goldfarbigen Wegen, kein Kind auf seinen grünverlorenen Hängen. Drüben — weit her vom Kirchlein — zogen slawische Gesänge herüber; niemand, der nicht beim Herrgott wäre. Mit Andacht schritten wir vorwärts. Gleich zur Linken, unter den blutenden Blättern einer purpurnen Linde, kletterte ein schwieriges Trepplein durch bemoostes Felsgestein — dort kamen uns zwei entgegen. Goethe selbst führte sie uns zu: Hermann und Dorothea; sie schürzte mit leichter Grazie das Röckchen, und er — doch, sie waren von weißem Marmorstein. Tot und doch lebendig. Weiter rückwärts, aus einer tiefgründigen Schlucht, strebten vier Linden dem Pfingsthimmel entgegen. An einer lehnte wahrhaftig ein Mensch, fast feierlich anzuschauen im langen, schwarzen, altväterlichen Rock. Er lächelte uns an: ‚Verzeihen Sie — ich werde Ihnen erzählen!' Wir hörten zu, ohne ihn zum Sprechen

aufgefordert zu haben. ‚Hier an diesem Platze reichten drei Grazien aus dem gräflichen Geschlechte Friedrich Wilhelm IV. den Tee — daher vier Linden.‘ Er wandte sich einem sanften Hügel zu; wir folgten ihm träumerisch befangen und standen plötzlich unter einer Weide, die ihre trauernden, dunkelgrünen Gewänder am Boden schleppen ließ. An ihrem Stamm ruhte ein Marmorkreuz ‚Sei getrost . . .!‘ Wir sahen unseren wortkargen Führer fragend an; er lächelte trübselig. ‚Die Sage geht, hier liege ein unglücklicher Student begraben . . . — aber es ist etwas anderes. Hier kniete oft eine büßende Magdalena, eine jener drei Grazien, eine von denen drüben aus dem Schlosse, — die Schönste, — sie lebt noch heute. Und dort‘, er zeigte nach einer auseinandertretenden Fichtenlichtung, auf eine Donnereiche, unter deren Gezweig ganze Wagnerorchester Platz fänden, ‚dort dichtete er, der in Leidenschaft verzehrte Jüngling, der wildrasende Poet, Moritz — der Dichter.‘ Bald standen wir dort und tasteten an den Rinden, gedachten der Liebenden vor Menschenaltern und huldigten dem Dichter. Tiefer bogen die Wege ein; lange, seufzererfüllte Alleen kreuzten grüne, runde Plätze, fielen hinab zum Tale, eilten unter Platanenlauben hin, wie an den Gestaden südlicher Seen, wanden sich durch Rosenhecken, stiegen über hortensienbedeckte Treppen zum Plateau hinan, auf dem das stolze Schloß mit Hunderten von Fenstern und spitzzackigen Türmen aus dem Felsgestein emporwuchs. Terrassen liefen über alte Festungsmauern hin; europaferne Gewächse, die künstlich die Grundfesten des Schlosses umflorten. Hier schob sich der Rhododendron dazwischen wie hundertfältiges Rosengebüsch, scharlachrot in breiten Bändern, Gruppe mit Gruppe verbindend, nach unten zu leichtem Rosa sich verjüngend, nach oben wie heißroter, sonnenbestrahlter Sammet erglühend. Im Hintergrunde brach aus dem Felsgestein der Burg ein Ahorn urwaldmutig hervor, das Gemäuer bis in weite Höhen zersprengend. Wir blickten von der obersten Rundung der Terrassen, in dem Dufte blühender Kastanienbäume fast erstickend, über das weithinziehende Tal der Drama hin — Wehmut stieg uns entgegen — und drüben aus der Kirche: ‚Swenta Maria matga boga . . .‘

— Kein Mensch ringsum als unser seltsamer Führer.

‚Sie wünschen wohl das Innere des Schlosses zu sehen? Es geht nicht an: die Herrschaft weilt in der Kirche; aber auch davon will ich Ihnen erzählen.‘

Er führte uns an springenden Wassern, an liebedurchdufteten Rosenbeeten vorbei, nach einer Anhöhe, die von sagenumrauschten Kastanien

und Eichen umwogt wurde. Die Kinder warfen sich in das Gras; sie tobten nicht übermütig: die Stimmung war zu weihevoll. Wir ließen uns an dem Rand des Abhanges nieder, sahen über den lichtdurchflossenen Dramapark in weite, bewaldete Fernen hinüber und lauschten dem Erzähler:

‚Ehe noch diese vielhundertjährigen Eichen standen, erlchienen in diesem Tal die deutschen Ritter, auf ihrem Zuge vom meerumspülten Venedig nach dem heidnischen Preußenland an der Ostseeküste. Sie wollten dort oben das Licht Christi verbreiten. Aber hier an dieser Stelle blieben sie, wie durch einen Magneten gebannt; hier bliesen sie Halt, rasteten, bauten eine Feste und noch eine und eine dritte, die tief unter der Erde mit Gängen verbunden wurden, heute verfallen, vermoost und verrostet. Es gefiel ihnen hier. So vergaßen sie, das Licht weiterzutragen. Doch des Kaisers Befehl schreckte sie auf, und sie folgten dem Weichsellauf gen Norden. Ihre Schätze vergruben sie unter der Feste: Edelsteine, Diamanten, Hyacinthen, Chrysoliten und eine wunderschimmernde Perle in goldenen Muschelschalen. Sie wollten wiederkehren, wenn das Kreuz im Norden errichtet war. Sie malten einen Ritter im wallenden Bart, zu seiner Rechten eine lichtscheindurchflutete Laterne. Sie hingen das Bild hoch oben in den Rittersaal. Wo der Schein in seiner Fortführung hintraf, dort lag der Schatz und die Perle. Keiner kam wieder —, das Gemälde wechselte den Platz; noch heute hängt es in der tiefsten Hallenecke. Noch heute ist der Glanz der Perle unberührt. Seit Jahrhunderten wohnt hier ein hochberühmtes Geschlecht auf Schloß und Burg, in Berg und Tal, verwachsen mit dem Volk, noch eins mit ihm in alter Art — noch eins im Beten und Glauben an den Weltenheiland, an Christus und sein Werk. Doch naht diesem Geschlecht die Grabesstunde; es wird hinabsteigen in die Grüfte drüben — die Tore des Parkes werden sich schließen — und niemand wird mehr in beseligender Ruhe hier rasten dürfen. Es war einmal — der Perle Glanz wird nie gefunden werden — bis vielleicht am Jüngsten Tage; dann mag sie Gutes zeugen von denen, die einst hier waren — — — —‘

Während wir noch schweigend daniedersaßen, klangen die Glocken herüber und ladeten die Kirchenbesucher zum Heimgang. Durch die sonnenglitzernden Fluren strömten die Bauersleute nach Hause. Rote, gelbe, blaue Bänder flatterten im Pfingstglanze, breitpludrige, hundertfältige Röcke, bunte, seidene, blumenspiegelnde Tücher, messingkantene Gebetbücher. Andere im Kleide des Bürgers, Beamte, Förster; auch die Herrschaft schritt durch die Terrassen hinauf und verschwand zwischen

den aufgeworfenen Schloßportalen. Endlich eine schwarzgekleidete, tiefgebeugte Greisin am Krückstock —.

Unser Begleiter wies auf sie hin: — ‚Sie ist die Heilige des Dramatales — eine Perle. Sie heilt die Kranken, tröstet die Trauernden, speist die Hungrigen und tränkt die Durstenden — sie ist die Magdalena von drüben, von dem Hügel mit der weinenden Weide — — —.‘ Mit Ehrfurcht sahen wir zu ihr hinüber und gewahrten, daß auch sie in dem Portal verschwand.

Bald kam ein stämmiger kleiner Bursche aus dem Schloß geeilt —: ‚Herr Doktor! Herr Doktor! — —‘ Unser Führer erhob sich und ging dem Knaben entgegen, hob ihn in die Höhe, der jauchzend der Pfingstsonne entgegenjubelte und wohl noch fern von Sorgen im Paradies des Schönen lebte — —.

Den ganzen Tag verbrachten wir im Park, labten uns an rotgesprenkelten Forellen, gondelten auf dem See, schliefen auf grünen Hängen, bis der Nachtigall Liebesrufe sehnsüchtig durch die Büsche schlugen. In der Dämmerung des Abends bestiegen wir den Wagen und fuhren langsam aus dem Dramatal wieder hinaus, bis das Feuer der Essen durch die Nacht uns entgegenlohte und das Getöse der Arbeit uns wieder erfaßte. Noch oft dachte ich an dieses Tal und seine Perle. Wer war sie? War es jene in der goldenen Muschel, war es der Zauber des Parkes oder war es vielleicht die ehrfürchtige Gestalt der Greisin — ich weiß es nicht. Aber die Perle des Dramatales blieb mir unvergeßlich. — — — — So hat Oberschlesien seine Schönheiten. Wenn wir nur verstünden, seine Schätze zu heben, das Volk zu lieben, die Menschen zu achten, die Glocken zu hören und die Gesänge zu verstehen! Liebes, armes, verführtes Volk — deine Hoffnungen sind trüb' — denn —“

Ich warf leise dazwischen:

„Aber dein Glaube ist fest — und deshalb wirst du gesegnet sein.“

„Sie glauben an Oberschlesiens Glück?“

„Ja, ich glaube!“

Dann stand ich auf und reichte der Erzählerin beide Hände:

„Ich danke Ihnen! Die Perle des Dramatales ist meine geliebte Heimat, — der stämmige kleine Bursche — der nach seinem Hauslehrer suchte —, ich brauche wohl nicht zu sagen, wer es war, — ja damals war der Bursch noch ein glücklicher, in den Jahren, in denen er an den Ufern der Drama mit Muscheln spielen durfte, mit Perlenschalen, in denen er die Perlen suchte und noch manches Mal sucht — die Perle des Dramatales.“



Rathaus. — Gustav Freytags Geburtshaus in Kreuzburg. — Katholische Kirche.

Aus einer kleinen oberschlesischen Stadt. (Kreuzburg.)

Von Gustav Freytag.

1.

Liebe alte Stadt! Es ist lange her, daß ich dich nicht gesehen habe. Vieles hat sich an dir verwandelt. Du bist jetzt Knotenpunkt von zwei Eisenbahnen; die Zahl der Einwohner ist zweimal so groß als in meiner Kinderzeit, und stärker arbeitet in dir der Verkehr und das Geräusch des Tageslebens. Dem bejahrten Mann aber ist dein Bild, wie du vor sechzig Jahren warst, fester im Gedächtnis geblieben als vieles andere, was ihm das spätere Leben entgegentrug.

Die Stadt liegt im Flachlande in einer weiten Lichtung. Die Wälder sind klein geworden; aber die Kiefern fassen den Horizont noch immer mit einem dunklen Saume ein, und die Stadt ist deutsche Grenzstadt geblieben, nicht nur gegen Polen, auch gegen den oberen Teil von Schlesien; denn auch nach dieser Seite beginnen gleich hinter der Stadt Dörfer mit polnisch redenden Landleuten.

Daß die Stadt als eine wehrhafte Grenzfeste erbaut wurde, das war nach fünfhundertfünfzig Jahren noch überall zu erkennen. An der einen Ecke hatte auf kleiner Erhöhung die Burg der Kreuzherren gestanden. Noch war der Raum abgeschlossen, darin ein Amtshaus, in dessen Räumen die königlichen Behörden ihre Aktenschränke aufgestellt hatten, und neben diesem ein alter viereckiger Ziegelturm, verfallen und un-

benutzt, den zu besteigen verboten war. Oft sah der Knabe neugierig und scheu nach der Höhe zu einem wilden Strauch empor, zu welchem die Vögel den Samen an eine Fensteröffnung getragen hatten. Der Zufall hatte gefügt, daß auf derselben Stätte, wo einst die Oedensbrüder ein Hospital für arme Kranke unterhalten hatten, durch Friedrich den Großen ein Landarmenhaus für die Provinz Schlesien errichtet worden war. Dicht neben dem Hofraum des Amtshauses erhob sich der mächtige Bau hoch über die Bürgerhäuser.

Doch Burg und Stadt waren nicht nur durch Mauer, Graben und Erdwall beschirmt gewesen, noch fester durch einen großen Teich und sumpfigen Wiesengrund, welcher einem Heerhaufen den Zugang nur auf der Landstraße gestattete.

Die beiden Tore der Stadt, das deutsche und polnische, standen noch mit ihren engen Gewölben. Die Torflügel wurden jede Nacht geschlossen und durch Wächter behütet; aber sie öffneten sich bereitwillig dem verspäteten Reisenden. Während meiner Kinderzeit wurden sie niedergelegt, und der breitere Zug noch mit einem Gartentor versehen. In der Mitte der Stadt lag der große Ring, ein viereckiger Markt, in den die vier Hauptstraßen mündeten. In des Ringes Mitte stand das alte Rathaus und das Viereck der zwölf Häuser, welche in alter Zeit das Verkaufsrecht gehabt haben. Abseits vom Markte war der Kirchhof mit der evangelischen Kirche. Nach demselben Plane sind mit Abweichungen in Einzelheiten die meisten Städte Schlesiens erbaut. Nicht alle. Es gibt auch solche mit häuserfreiem Marktplatz. Offenbar entnahmen die erfahrenen Städtegründer des Mittelalters ihre Baurisse wenigstens zwei verschiedenen Überlieferungen. Ein wasserreicher Bach, die Stober, lief von einer Seite innerhalb der Stadtmauer dahin; dort hatten die Färber und Gerber ihre Stege, und eine große Wassermühle mit mehreren Rädern befand sich dort. Die Zeit hatte der Stadt genommen und gegeben; wiederholte Brände hatten die alten Straßen niedergelegt; fremdes Kriegsvolk hatte in jedem Jahrhundert geplündert, verwüstet, zerstört; aber alles Unglück der Vergangenheit war durch die unablässige Tätigkeit kleiner Bürger überwunden worden. Die niedrigen Häuser auf dem Markt und in den Hauptstraßen waren von Ziegeln und sorgfältig getüncht; auch vor den Toren mehrte sich die Zahl der sauberen Steinhäuser mit rotem Dach.

Zweimal in der Woche füllte sich der Markt mit den Wagen der Landleute. Dann sah man ein Gewühl geschäftiger Menschen, kleine struppige Pferde, zahllose Getreidesäcke, die Bauernfrauen der nahen polnischen

Dörfer in ihrer auffallenden Tracht, jüdische Händler, die sich gleich Aalen zwischen den Wagen hindurchwanden, und die Ratsdiener, wie sie im Amtseifer die Stöcke schwangen, um Ordnung zu halten.

Am Sonntag trug die Stadt ihr Festkleid: die großen runden Kiesel, mit denen der Markt und die Straßen gepflastert waren, erwiesen die höchste Glätte und Sauberkeit, welche ihnen möglich war. Von dem niedrigen Turme der Stadtkirche riefen die Glocken feierlich zur Kirche, und es war eine vergebliche Sehnsucht der Kinder, in die Blechmütze hinauf zu kriechen, die man dem alten Turm aufgesetzt hatte. In der Kirche war alles schmucklos, die weißgetünchten Wände vergraut und fleckig; nur um das Kanzeldach saßen dicke Rokokoengel aus Stuck in Weiß und Gold, ein wenig beschädigt, und mich dünkt, einem war die Trompete, die er blasen sollte, abgebrochen. An der kahlen Wand war eine große Holztafel befestigt, auf welcher die Namen der Krieger aus dem Kirchspiel standen, welche in den Freiheitskriegen geblieben waren. Alles war wohl früher stattlicher und geschmückter gewesen; jetzt aber fehlte das Geld. Zwischen den Pfeilern ragten Holzgalerien, welche zum großen Teil nach altem Herkommen den einzelnen Handwerken gehörten. Dicht neben der Kanzel war der Ratschor. Darin saß ganz vorn der Vater und neben ihm der kleine Sohn, so nahe dem Onkel Pastor, daß es möglich gewesen wäre, diesem mit leiser Stimme „Guten Morgen!“ zu sagen, wenn die Würde des Ortes solche Höflichkeit erlaubt hätte.

2.

Außerhalb der Stadtmauer aber dehnt sich weithin das Flachland. Auf der deutschen und der polnischen Seite läuft die Straße wohl eine halbe Meile zwischen kleinen Häusern der Vorstadt und den Bauernhöfen der Kämmereidörfer, dann endet sie in tiefem Sande; denn Kunststraßen gibt es noch nicht in der Gegend. Am äußersten Ende der Menschenwohnungen gegen den Wald liegt, von niedriger Mauer umgeben, ein Kirchhof der Dorfgemeinde mit einer kleinen Kapelle. In dem wilden Holunderbusch, der über die Mauer ragt, erspäht der Knabe das Nest eines Singvogels; es ist der letzte kleine Haushalt freundlicher Vögel, welche bei den Menschen wohnen. Von da waten Pferde und Menschen schwierig zwischen einzelnen kleinen Kiefern vorwärts. Der Sand ist heiß, und bei jedem Schritt versinkt der Fuß bis über die Knöchel. Es ist eine kleine Wüste. Aber die Füße stapfen mutig in dem weichen Boden; denn dahinter liegt der Wald mit seinem Schatten und dem lockenden Geheimnis, das ihn umschwebt. Weit zieht der Forst

entlang. Zuerst dürftiges Niederholz. Hier und da nur wächst ein Wacholderstrauch und etwas Moos in kleiner Niederung. Im Hochwalde aber ist der Boden glatt und braun von gefallenen Nadeln; Baumwurzeln laufen über den Fußsteig, und da, wo Regen von den Nadeln niederrieselt, haben sich wilde Beeren mit ihrem dunkeln Laube angesiedelt. Gelbe Stämme und dunkle Föhrengipfel erfüllen die Luft mit würzigem Waldduft. Hier ist es still. Nur zuweilen schreit ein Häher und ein Krähenschwarm, der über den Bäumen fliegt. Und von der Straße, die durch zwei verfallene Gräben bezeichnet wird, tönt der Ruf des Fuhrmannes, der die müden Pferde unablässig antreibt. Langsam nähert sich der Lastwagen. Seine graue Plane überdeckt die Waren, welche der Stadt zufahren, damit die Grenzleute in ihrer Abgelegenheit an den Genüssen der Fremde auch Anteil haben.

Wer aber seitwärts von der Straße in das Feld hinaustritt, dem sinken die niedrigen Dorfhäuser bald zum Horizont hinab, und er steht zwischen den Saaten auf einem Grunde, der fast so eben ist wie eine Tenne, ringsum am fernen Rand des Horizontes von dunklem Waldringe umschlossen. Wenn das Auge über die Erde fliegt, so findet es wenig, woran die Blicke haften wollen — hier und da eine geköpfte Weide an den Fahrwegen, im Felde selten noch einen wilden Birnbaum und darunter einen kleinen Rasenfleck, wo Feldblumen blühen. Im Laube aber sitzen und schwatzen die Feldsperlinge mit ihren Verwandten. Seit Urzeiten haben ihre Familien auf diesen Bäumen freie Wohnung und freie Nahrung aus der Flur, und sie schreien deshalb in den Zweigen, zanken sich übermütig wie nirgends sonst und kehren sich wenig an den Menschen, der daruntertritt. Aber wer einige hundert Schritte weitergeht, dem sinkt auch der Baum niederwärts zum Boden hinab, und er steht wieder auf der flachen Erdscheibe und sieht über sich die blaue Himmelsglocke mit weißen Wolkenstreifen, welche in großen Bogen von der Erde über ihn reichen und wieder bis zum Waldsaum hinab; er erblickt wenig Erde, aber viel Himmel, die Erde rund, den Himmel rund, beide so lichtvoll und in so heiterer Helle, wie sie nur die weite Ebene im Norden und Osten des deutschen Bodens dem Auge darbietet. Die Weisen lehren seit mehr als hundert Jahren, in den Gebirgen müsse man schöne Landschaften aufsuchen, und das Flachland will niemand rühmen. Wer schauen will, mag in die Berge wandern, aber wer sich wohlfühlen will und heiteres Licht für sein Leben begehrt, der findet es auch dort, wo der Himmel von allen Seiten so tief hinabsteigt, daß der Wechsel seiner Lichter alles wird und die Formen der Erde wenig.

3.

Auf der anderen Seite der Stadt breitet sich eine weite Wasserfläche, die dem Kinderauge unermeßlich scheint. Es ist ein großer Teich, gegen die Häuser durch einen hohen Damm begrenzt. In alter Zeit war das Wasser ein Schutz der Stadt; jetzt liefert es gefällig große Weihnachtskarpfen. Aber nur wenige Jahre staunt der Knabe im Herbst die Männer an, welche mit großen Netzen durch den Schlamm waten. Dann wird die Flut abgeleitet und die weite Fläche in Wiesen und Ackerland verwandelt. Der Damm dient zum Spaziergang für die Städter. Auch auf den anderen Seiten läuft um die Stadtmauer und den trockenen Stadtgraben ein Ringwall. Er ist zur Hälfte mit starken Holzgerüsten besetzt: den Tuchrahmen, an welchen die Tuchmacher ihr Gewebe aufspannen. Und die blauen, grauen und weißen Tuchflächen stechen grell ab von dem grünen Grunde und den alten Ziegelmauern. Aber die Holzrahmen zerfallen in diesen Jahren, die Zahl der Tuchmacher wird kleiner.

Denn das Handwerk in der Stadt hat gegen die Ungunst der Zeit zu kämpfen. Einst waren die Tuchmacher und Strumpfwirker wohlhabende Innungen gewesen; sie webten und wirkten die blauen und weißen Röcke und die bunten Strümpfe für das Landvolk bis weit nach Polen hinein, aber der erschwerte Verkehr mit der Fremde und noch mehr der Beginn der Maschinenarbeit macht ihnen mit jedem Jahre den Verdienst geringer. Noch fehlt das Geld und die Kraft zum größeren Betriebe. Die alte Zeit geht zu Ende; der Segen der neuen wird noch nicht sichtbar; es ist ein Zeitalter des Rückganges und der ersten Versuche auf neuen Bahnen, in welches meine Kindheit fällt.

Aus: Gustav Freytag, Erinnerungen aus meinem Leben. Leipzig, S. Hirzel.

Gustav Freytag in seinen Beziehungen zur Heimat.

Von Paul Kutzer.

Bei Gustav Freytag, dem großen Kulturgeschichtschreiber und Dichter, drängt sich uns ganz von selbst die Frage auf, was im besonderen Schlesien und Oberschlesien als erste Staffel im Werdegang des Dichters bedeutet und welche Beziehungen er zur Heimat gehabt hat. Wie Freytag selbst es anläßlich eines Besuches in Breslau ausgesprochen, hat er sich am wohlsten unter seinen Landsleuten gefühlt. Des Dichters ureigenstes Wesen wurzelt ja in der Heimat; sie

bildet die Grundlage seines Schaffens, den Hintergrund seiner Gestalten und Bilder. Seine Werke atmen bodenständigen Erdschollengeruch. Zur Heimat ziehen geheimnisvoll die Zauberfäden, klingen wie fern verhallende Kirchenglocken, die wie ein unaussprechlich Heimweh durch die Seele zittern. Zur Heimat zieht es ihn hin, zur Heimat mit ihren tannenduftenden Höhen, dem taufrischen Grün, den saftstrotzenden Niederungen und hochgegiebelten Häusern. Nicht als wilder, ungefesselter Sturzbach flutet indes seine Heimatkunst. Anmutvoll und majestätisch erhaben gleitet sie vielmehr durch sanfte Wiesengründe als geruhigter Landstrom mit Ebenmaß, behaglich, in glitzernder, breiter Fülle. Die Heimatkunst darf man nicht so verstehen, als ob jedes Dörflein seinen eigenen Poeten haben und züchten müsse. Und der Einfluß, den Freytag als Poet, als Forscher und Staatsmann auf unser ganzes nationales Leben ausübte, ist so bedeutsam, daß es fast gewagt erscheint, ihn sich für einen Einzelgau zu eigen machen zu wollen. Und doch hat man allen Grund dazu. Wo immer auch die sich von seiner Meisterhand geschaffenen Bilder abrollen, im Thüringer Wald oder friesischen Küstenland oder in den hochgetürmten Städten Frankens, immer trägt ihn die Erinnerung zurück zur heimatlichen Erde, ist seine Person durchtränkt von heimischem Wesen und der Gemütstiefe des Schlesiers. Nirgends wird er beredter als da, wo er Berge und Menschen, Ebene und Landschaft seiner Heimat schildert. Wenn auch Freytag ein Kind seines Geburtslandes ist und in der Stammesart die Wurzeln seines Wesens liegen, so darf man doch in dem Entwicklungsgange des Dichters den Wert der Heimat nicht überschätzen. Es liegt nun einmal in der Natur der Dinge, daß bei hervorragenden Geistern das Land ihrer Wiege eben nicht alles bedeutet und ausschlaggebend ist. Gerade die gesteigerte Triebkraft, die sich bei solchen impulsiven Naturen regt und offenbart, drängt mit Allgewalt dahin, daß sie die beengenden Fesseln der umgebenden Verhältnisse sprengen und, der Heimat schnell entwachsend, einen weiteren Wirkungskreis suchen und finden. Seltsam darum: immer weiter drängte es Freytag auf seiner Lebensfahrt nach Westen, nach den schönen Berglanden Thüringens, wo seine Vorfahren geweilt, ehe sie nach dem gewinnbringenden Osten gekommen. Immer weitere Kreise zog sein Leben, ehe er zum ernsten Einsiedler von Siebleben wurde. Unverkennbar aber hat die Heimat auf seinen Werdegang einen großen Einfluß ausgeübt.

Die lange verkannte Südostecke des deutschen Reiches hat verhältnismäßig wenig Dichter und Denker hervorgebracht. Der harte Kampf

mit der Scholle, verbunden mit einem rauhen Klima, erzeugte im allgemeinen mehr nüchterne Verstandesmenschen mit praktischem Sinn. Zu den deutschen Ansiedlerfamilien auf slawischem Boden des Ostens gehörten auch die Freytags, ein altthüringisches Geschlecht, das in seinem Namen die Erinnerung an die germanische Ehegöttin Freya festgehalten hat. Dem Verfasser der „Ahnen" war es stets eine Lieblingsbeschäftigung, den Blick in die eigene Vergangenheit seiner Familie schweifen zu lassen und die väterliche Stammeslinie zu ergründen. In Schönwald, im Herzogtum Brieg, in dessen Namen die Erinnerung an den einstigen Grenzwald zwischen Schlesien und Polen nachklingt, lebte der älteste Vorfahr gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts als Freibauer. Und es mochte gewiß ein vergnügtes Lächeln die Lippen des Germanisten umspielen, wenn er hörte, daß dessen Sohn eine Wüterich, Wodanrich, zum Weibe nahm, so daß also die alten Götternamen Wodan und Freya im christlichen Ehebunde zusammenklangen [1]. Das Dorf besaß ehemals zwei Scholtiseien, deren eine ein Enkel des erstgenannten Freytag erheiratete. Die Höfe waren sogenannte Minorate, das heißt, sie gingen auf den jüngsten Sohn über, weshalb der Urgroßvater des Dichters seinen ältesten Sohn das Gymnasium und die Universität Halle zwecks Studiums der Medizin besuchen ließ, wonach er sich (1797) in Kreuzburg niederließ.

Nicht in reizvoller Gebirgslandschaft liegt Freytags Heimat, die ihm, etwa wie einem Eichendorff, in begeisterter Naturverehrung mit goldiger Notwendigkeit die herrlichsten Waldlieder entlockt hätte; nicht in einem hochragenden Schlosse im Kranze lauschiger Lauben, schattiger Gärten und Marmorbilder stand seine Wiege. Die Jugend des aufwachsenden Knaben war jedes romantischen Schimmers bar. Nicht auf schwankem Birnbaum sehen wir ihn schaukeln, mit dem Ausblick aufs üppige, durchsonnte Oderland mit seinem blauen Strome und weltverstiegen, märchenbrunnentief und wirklichkeitsfremd lesen und sinnen oder träumen von losem Ringelreihenflüstertanz der Elfen, in geheimer Zwiesprache mit den Naturgewalten. Daher erzählt er auch nicht vom geschwätzigen Mühlrad, das traulich im stillen Talgrund plätschert, und klagt nicht in schwermutsschwangerem Schwelgen ums treulose Lieb und zerbrochene Ringlein und singt nicht vom Klingen verschwiegener Bronnen in mondbeglänzter Zaubernacht, und nicht begeistert ihn der lustig-süße,

[1]) Der im Jahre 1723 verstorbene Johann Freytag übersetzte allerdings seinen Namen ins Polnische und nannte sich Jan Piontek; aber sein Sohn schon kehrte wieder zum alten deutschen Namen zurück.

silberhelle Klang des Waldhorns, der sehnsüchtig das stille Waldtal durchzittert, und nicht haben es ihm die einsamen Rehe mit ihren treuherzigen Kindesaugen im heimlichen Dunkel der Waldhöhe angetan. Versagte ihm schon seine Geburtsstätte den bestrickenden Hauch und Zauberglanz der Romantik, so war ja auch seine ganze Vorbildung nüchtern und praktisch zugeschnitten, und von diesem Geiste sind auch seine Werke durchweht. Und doch konnte er auch in seiner Heimat eine nicht zu unterschätzende Fülle geistiger Anregungen schöpfen. Ein bescheidenes Landstädtchen auf altem Kolonistenboden im oberschlesischen Flach- und Oderlande ist es, wo er das Licht der Welt erblickte, umweht von dunklen Föhren, umstanden von einsamen Weiden und wilden Obstbäumen auf rasiger Feldfläche. Und auch sein Geburtshaus ist klein und unscheinbar in enger Straße. Es war in Kreuzburg am 24. Juli 1816, da trugen Paten über die holperige Straße ein junges Menschenkind dem nahen evangelischen Gotteshause zu. Lustiger als sonst flirrte da die liebe Sonne mit goldigen Lichtschimmern durchs Dämmer der Kirche; fröhlicher als sonst zwitscherten die Vögel draußen, als hielten sie geheime Zwiesprache. Und die braven Bürger guckten neugierig durchs Fenster, als der Zug vorüberging. War es doch ein Ereignis für das kleinbürgerliche Leben, die Taufe des Herrn Doktors Ferdinand Freytag Erstgeborenen, des vielgesuchten Arztes, den man zum Bürgermeister erkoren, zu sehen. Bis zum wilden Revolutionsjahre noch führte der Mann der alten Zeit die Zügel der Regierung. Dann aber klaffte mit Allgewalt ein neuer Zeitabschnitt und dehnte sich in den dunklen Ecken. Da ward der Alte, der das frisch aufkeimende Leben nicht verstehen konnte, der Amtsbürde müde und zog sich nach Groß-Strehlitz zurück, wo sein jüngerer Sohn Reinhold als Gerichtsassessor in glücklicher Ehe lebte. Das Haus befand sich an der Krakauer Straße und ging später in den Besitz des Buchdruckereibesitzers Hübner über. Aber zu dem alten Schulzenhofe in Schönwald, so berichtet uns Freytag in seinen „Erinnerungen“ selbst, bestand auch noch zu Lebzeiten seines Vaters ein gutes Einvernehmen. Der Vater, welcher von den Geschlechtsgenossen als Ältester der Familie betrachtet wurde, besuchte zuweilen den Hof, und der Dichter erinnerte sich noch deutlich, wie er in dem alten Balkenhause am Holztische saß, ihm gegenüber die breitschulterige Gestalt des Hofbesitzers mit der Fülle schneeweißer Haare.

Seine Jugendbildung genoß Freytag durch Privatunterricht seines Onkels, des Pastors in Kreuzburg. Von Einfluß auf seine Anschauungen und Empfindungen war auch der Besuch der Bühne einer Wander-

gesellschaft, die in dem Städtchen ihr Wesen trieb. Noch in späteren Jahren erinnerte sich Freytag deutlich des beängstigenden Gefühls, das ihn beschlich, als in einem Stücke ein verruchter Bösewicht ein hilfloses Mädchen verfolgte. Und dieser Abscheu vor dem Häßlichen ist sein ganzes Leben wirksam geblieben und verhärtete ihn später gegen alle Poesie der französischen Romantiker. Das Gymnasium besuchte er in Öls, wo sein Onkel Direktor des dortigen Stadtgerichtes war. Dort lebte er in fast klösterlicher Einsamkeit und vertiefte sich in die Bücher, die damals viel gelesenen geschichtlichen Romane und dann in Werke der Klassiker. Kreuzburg als deutsche Kulturmark und Grenzstadt gegen Polen hin mußte als solche das nationale Empfinden des Knaben frühzeitig wecken und um so schärfer ausbilden. Was für den jungen Goethe der Siebenjährige Krieg, das war für ihn der napoleonische mit seinen Nachwirkungen, dem beglückten Aufjauchzen nach tiefem Fall, das in ihm das nationale Empfinden erschloß und steigerte. Waren es doch die Jahre des Friedens nach der Zähmung des wilden Korsen, in denen sich neue Hoffnungen ans Licht wagten, wo einen die deutsche Welt wieder freundlich anlachte. Erfuhr doch der Knabe viele Ereignisse aus der frischesten Quelle, nämlich dem Munde seines Vaters. Auch eine ansehnliche Zahl Denkmäler des Örtchens waren geeignet, in ihm den Geschichtssinn zu wecken. Da lief noch die brüchige Mauer um den ausgetrockneten Wallgraben, in welchem die Gänse des Stadtkämmerers weideten. Und am Ende erhob sich die Anhöhe, auf welcher einst die Burg gestanden, die dem Städtchen den Namen gab, das unter dem Schutze der Kreuzherrn mit dem roten Sterne entstanden war. Und noch erhob sich ein alter, baufälliger vierschrötiger Gesell, der Ziegelturm, als Zeuge und Wahrzeichen vergangener Zeiten. Wo aber einst die Ordensbrüder ihr Hospital hatten, stand das Landarmenhaus. All diese Denkmäler erinnerten ihn an eine der glanzvollsten Zeiten in der Geschichte Schlesiens, die Erweiterung des deutschen Bodens durch die Besiedlung im Mittelalter. Die Bilder, die der spätere Geschichtschreiber und Poet von seinem Kindheitsleben in Kreuzburg entwirft, sind sehr anziehender Art, und die vielfach eingefügten kulturgeschichtlichen Spiegelungen verleihen ihnen einen ganz besonderen Reiz. Die beiden Tore der Stadt, das polnische und deutsche, wurden jede Nacht verschlossen und durch Wächter behütet, öffneten sich aber gern dem verspäteten Wanderer. Zweimal in der Woche ward Markt abgehalten. Da füllte sich der Platz mit geschäftigen Menschen, struppigen Pferden, Bauersleuten in eigener Tracht der Umgegend, trunkenen Fuhrleuten

und jüdischen Händlern. Zwischen den Wagen aber wanderten die uniformierten Ratsdiener, ihre Amtsstöcke schwingend, die Männer der Ordnung. Am Sonntag aber trug die Stadt ihr Festkleid, und die gepflasterten Straßen wiesen peinlichste Sauberkeit auf. Hinter der Stadtmauer aber hatten die Tuchmacher ihre Gewebe aufgespannt und übten dort ihr Handwerk aus, und die vielfarbigen Tuchflächen bildeten einen lebhaften Gegensatz zum grünen Grunde und alten Gemäuer. Eine interessante Gestalt bildete auch der berittene Gendarm des Kreises, ein stolzer, kriegerischer Mann, der in der Stadt wohnte. Den Wachdienst an den Toren versahen indes die vierundzwanzig Jüngsten. Sonnenhell floß des Knaben Kindheit dahin. Vom Mütterchen hatte er, wie Goethe, die Frohnatur, vom Vater des Lebens ernstes Führen. So reifte er allmählich heran.

In Breslau studierte er dann deutsche Philologie. Das ging aus seinem Bedürfnis nach lebendigem Stoffe hervor. Außerdem sind hier Sprachkunde und Lehre der sittlichen Zustände viel enger verbunden als bei der klassischen Philologie. Bei Freytag kam dazu noch die warme Liebe zu seinem Volke, die schon frühzeitig ein durchgehender Zug seines Lebens ward. Schon seine wissenschaftlichen Jugendarbeiten, seine Doktorschrift über die Anfänge des deutschen Dramas, welche er in den kirchlichen Spielen sieht, und seine Arbeit zwecks Zulassung zum Hochschullehramt über die Gandersheimer Nonne Hrosvitha, die der Buhlerinnenwirtschaft der Lustspiele des Terentius durch Vorführung von Beispielen weiblicher Enthaltsamkeit und Mißachtung irdischer Liebe entgegentrat, sind die Eingangsstücke zum später folgenden Hauptspiel, gewissermaßen die Richtlinien seiner Lebensarbeit, die in lebendigem Erfassen der Gegenwart und liebevollem Versenken in die Vergangenheit gipfelt. Wir gewinnen bald den Eindruck, daß ihm der Stil des römischen Geschichtschreibers Tacitus als Vorbild gedient hat, der uns, wie er, die Kenntnis des deutschen Wesens am besten vermittelt. Und wie man aus der Art des Farbenauftrages und der Pinselführung auf das zukünftige Bild schließen kann, wie sich die spätere Handschrift in den ursprünglichen Ansätzen deutlich kundgibt, so verraten uns auch seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten und Dichtungen ein aufkeimendes Talent, eine werdende Persönlichkeit. Dem Vogel wachsen zusehends die Schwingen; geistige Jahresringe setzen sich an. Frühzeitig drückte der Dichtergenius den bräutlichen Kuß auf seine Stirn und setzte ihm den Ruhmeskranz des Gelingens auf sein Haupt; da leuchtete fröhliches Frührot. Aber noch stand Herkules am Scheide-

wege. Zwei Seelen wohnten in Freytags Brust und stritten um die Vorherrschaft: die Liebe zur Wissenschaft und die Neigung zum Dichten, zwei sich zwar nicht gegenseitig ausschließende, doch wohl zu unterscheidende Wesen. Es gab einen seelischen Kampf, in welchem zunächst die Wagschale niedersank, welche den gesicherten Broterwerb des Gelehrten enthielt. Freilich, wer 1839 den jungen Privatdozenten im einfachen Kommißrock, der das Entsetzen der steifleinenen Hochschulgrößen Breslaus hervorrief, am Lehrpult sah, der vermochte ihm wohl kaum eine glänzende, ruhmvolle Dichterlaufbahn vorauszusagen. Jedoch war er wegen seiner schwungvollen Darstellung bei den Hörern sehr bald beliebt. Zu der Wissenschaft gesellte sich bei ihm jedoch die Geistesmacht, die ihm Herzensbedürfnis war, die Dichtung, und beide traten in innige Wechselbeziehung und spielten in seinem Leben die hervorragendste Rolle. Zu diesen scheinbar entgegengesetzten Richtungen der geistigen Betätigung gesellte sich im stürmischen Jahre 1848 bei ihm noch eine andere: die Politik. In der Zeit, als es den Kampf um die Neugestaltung des Vaterlandes galt, da vertauschte er die Theaterbretter mit der Weltbühne. In der Lebensfrage der deutschen Nation stand er auf Seite des Liberalismus, der Union und preußischen Partei. Ihm, dem Wirklichkeitsmenschen, schwebte die Führung Deutschlands durch Preußen vor Augen, wenn sie auch nicht gerade in seiner etwas schwarzseherischen Erwägung mit der Kaiserwürde verbunden zu sein brauchte. Das war eine Zeit, die das Metall seiner Seele härtete, die ihn zum getreuen Eckart des deutschen Volkes machte, der nur erfüllt ist von dem Wunsche, sein Volk groß, stark und tüchtig zu sehen, der ein Hort bildet in den Wirrnissen der Tagesmeinung, dem, wie der unverrückbare Polarstern, als stetes Ziel in sicherster Ruhe vorschwebt: die sittliche Idee. Er baute auf die latente Kraft seines Volkes. So sehen wir ihn als Bekämpfer der kopflosen Umsturzpartei und ihrer halsstarrigsten Widersacher überall in gesunder Vaterlandsliebe eintreten für das Maßvolle, Geordnete und für die staatliche Fortentwicklung. Wie schmerzlich es ihn berührte, daß sein großes, deutsches Vaterland der staatlichen Einheit entbehrte, das klingt schon früh aus seinen Liedern.

Das Feld seiner Tätigkeit bildete naturgemäß zunächst Breslau. Hier fand er gleichstrebende Freunde, die ihn schätzten und würdigten. In dem brandenden, brausenden, wogenden Trubel der sich drängenden Feste bildete er den geistigen Mittelpunkt und war er der gefeierte Mann und Held des Tages. Hier verlebte er die Zeit der schäumenden

Jugend mit ihren erwärmenden Strahlen und leuchtendem Zauberglanz.

Hier entfaltete er ein reiches Wirken als Schriftleiter des Musenalmanachs, als begehrter Mitarbeiter von Zeitschriften, vornehmlich aber als Mitglied des Künstlervereins, dessen glanzvollster Stern sein Lehrer der Handschriftenkunde, Hoffmann von Fallersleben, bildete. Auch Freytag mußte hier seine lyrische Begabung in den Dienst der Sache stellen und bei Festgedichten herhalten. Kein Wunder, daß die hier entstehende Gedichtsammlung gerade den Titel „In Breslau“ trägt.

Eine Art Berühmtheit hat unter den darin enthaltenen Gedichten, deren erster Teil feinsinnige Bilder aus dem Volke zeigt, der „Polnische Bettler“ erlangt:

„In Breslau vor dem Dome stand einst ein Bettelmann,
In grauem, leinenem Kittel, mit vielen Lappen dran;
Die Rechte hielt ein Säckchen, die Linke den Knotenstock,
Das weiße Haar hing zottig ihm über Stirn und Rock.“

Da er nur polnisch spricht, versteht ihn niemand, und da er nur polnisch betet, hören ihn auch hier nicht die Heiligen. Selbst die braune Mutter der Polen, an die er sich hilfeflehend wendet, ist für ihn tot; denn sie ist nicht in der Kirche zu finden, und schließlich könnte sie ihm doch kein Brot erbetteln. Das Schicksal dieses Armen ist tief ergreifend:

„Der Abend kam, da küßte der letzten Tränen Tau
Aus seinen geschlossenen Augen die Mutter von Czenstochau.“

In diesem episch-lyrischen Stück finden sich offensichtlich Anklänge des Dichters an seine Heimat, in deren Nähe jener berühmte polnische Wallfahrtsort liegt. Man hat vielfach — aber nur zu Unrecht und unnütz, um die echt nationale Gesinnung Freytags zu verunglimpfen — das Gedicht fälschlich dahin gedeutet, als ob er, die Teilung Polens bedauernd, für das zertretene Polenvolk, dem selbst seine mitleidlosen Götter gestorben sind, Mitgefühl erwecken wolle, während er doch nur das unter drückender Roheit der Russen schmachtende und in bitterer Armut seufzende, in tiefem Elend befindliche Volk zeigen will. — Aber auch schon hier hat er germanisches Leben trefflich gemalt. Doch die deutsche Muse vor zweitausend Jahren war ein trutzig Weib in grauem Wolkenmantel und blitzendem Schlachtgewand. Da sang der wilde „Sänger des Waldes“ in weißem Gewande, bedeckt mit grünendem

Lindenzweig, vom Festmahl der Götter auf Walhallas Höhe, von gelbem Mettrunk und holden Walküren. Da glänzten beim Liede die blauen Augen der Horchenden. Aber er sang auch vom giftigen Neid und Lindwurm, dem fremden, römischen, der durch deutsche Lande wühlte, die Saat zertretend und tiefe Furchen ziehend. Der da trägt einen goldenen Adler, geschmücktes Purpurgewand und glutrot glänzenden Panzerharnisch.

„Horch! hört ihr den welschen Drachen, ihr Männer der Föhrenwacht? Von fern erscholl die Tuba des Varus durch die Nacht."

Wie flogen da die Becher und Felle ins grüne Laubgemäuer! Wie klang da Axt und Schwert! Wie dröhnte da der stille Wald vom Mannesschrei und Hornruf!

„Die Söhne des wilden Gottes begannen die Schlachtenlieder
Und schlugen mit ihrem Eisen den Takt in Römerglieder
Und sangen dieselbe Weise drei Tage und Nächte lang,
Da hatte die deutsche Lyrik gar seltsam starken Klang."

Hier in Breslau dichtete er auch seine Erstlingswerke: 1841 die „Brautfahrt oder Kunz von der Rosen", 1846 die „Valentine" und 1847 „Graf Waldemar", Werke, die bereits von einer neueren, freieren Weltanschauung erfüllt sind, aber das dramatische Talent des Dichters so recht offenbaren. Doch immer mehr sah er sich mit dem geselligen Leben der Stadt verkettet; er zersplittert sein Talent in allerlei Gelegenheitsreimen, bis ihn endlich die wachsende Erkenntnis seines eigentlichen Dichterberufes dem zerstreuenden Treiben entreißt.

Aus Schlesien hatte Freytag ja auch seine Gattin heimgeführt, nachdem deren Ehe mit einem Grafen Dyhrn, von dem sie vielfach eine rauhe Behandlung erfahren, 1847 gelöst worden war; aber der neue Bund ward bald grausam zerstört, da die unglückliche Frau in geistige Umnachtung verfiel. Den alten Zusammenhang mit seinem Heimatlande Schlesien hat Freytag jedoch durch wiederholte Besuche, besonders in dem ihm befreundeten Molinarischen Hause, zu pflegen und wahren gewußt. Und mit dem Altmeister der schlesischen Geschichtsforschung, Geheimrat Grünhagen, verknüpften ihn ja freundschaftliche Bande. Zum siebzigsten Geburtstag sandte ihm der schlesische Geschichtsverein ein Ehrendiplom. So war und blieb er ein würdiges Mitglied schlesischer Forschung, bis er am 30. April 1895 in Wiesbaden seine Augen zum letzten Schlummer schloß. —

Mit gesundem Sinn und nüchterner Beobachtungsgabe hat Freytag schon in Kreuzburg und Öls, noch mehr aber in Breslau, manches beobachtet, was wir in seinen späteren Werken, so in „Soll und Haben", in veränderter Gestalt wiederfinden. Er sah und schilderte das deutsche Volk bei seiner Arbeit, wie es vorher Bitzius und Auerbach getan. Er lernte hier ein aufstrebendes Bürgertum kennen, nicht ohne Verständnis für die Fragen der Zeit und umgeben vom Glanze einer liberalen Lehrrichtung. Wenn Eichendorff der Vertreter des Adels war, so Gustav Freytag der des Bürgertums. Hier in Breslau sah er die romantischen Stätten, in denen die Bösewichter des Romans ihr Unwesen treiben: die Weißgerberohle mit ihrem trüben Wasser und das Haus an der Albrechtstraße 56 zum goldenen Männel mit altertümlicher Bauart. Auch die freundschaftlichen Beziehungen zur Kaufmannsfamilie Molinari fanden hier ihren wesentlichsten Niederschlag. Noch heute huschen die alten Motive wie Geister um die Korridore, Keller, Treppen, Höfe und Nischen des alten Kaufhauses und die festen Wandschränke mit Glasverschlägen. Ein lebenswahres Stück altschlesischen Handelslebens aus dem achtzehnten Jahrhundert mit den auch heute noch lehrreichen Kämpfen zwischen Polen und Deutschen wird uns da gegeben. Die Schilderung des Markttreibens gemahnt uns an jenes, das Freytag in seiner Kindheit selbst erlebte. Und den Aufstand der Polen schildert er nach Eindrücken, die er auf einer Reise nach Krakau gewonnen. Wie Schattenbilder ziehen in dem Roman die Lebenskreise an uns vorüber: der lockere Adel, der aufstrebende Kaufmann und der gewinnsüchtige jüdische Händler [1]).

Wenn wir Freytag als Geschichtschreiber betrachten, der seine Kraft in den Dienst der schlesischen Geschichte stellt, so wissen wir ja, daß er sich durch seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" und die „Ahnen" ein unvergänglich Denkmal in den Herzen der Deutschen gesetzt hat.

Insbesondere aber wird ihm die engere Heimat Dank wissen für den Anteil, die Anhänglichkeit und Sorgfalt, die er bei zahlreichen seiner Bilder bekundet, in denen er sich mit dem Schicksal Schlesiens beschäftigt, und durch die er sich einen dauernden Platz unter den großen schlesischen Geschichtschreibern gesichert hat. So zieht Freytag zum Beispiel den alten schlesischen Grenzwald, die Preseka, in den Kreis

---

[1]) Mit G. Freytags „Soll und Haben" hat große Ähnlichkeit die Erzählung „Froment junior und Rißler senior" von Alphonse Daudet; ebenso ist Charles Dickens auf ihn von bedeutsamem Einfluß gewesen.

seiner Betrachtungen. Gegenüber der damaligen Ansicht, daß dieser eine Schöpfung der Polen und unter Herzog Heinrich I. zum Schutze gegen Miesko von Oppeln errichtet worden sei, hat er mit seinem geschichtlichen Scharfblick erkannt, daß wir es mit einem uralten Bannwald zu tun haben, der den zu einer Stammeseinheit verbundenen Menschen schon in ältester Zeit als Schutzwehr diente. Wenn er ihn indes als eine Schöpfung der Vandalen hält und seine Ansicht damit zu begründen sucht, daß der Name wohl aus dem Slawischen als Verhau zu erklären ist, aber anscheinend ein älterer zugerichteter Name sei, dem vielleicht das gotische brisaivha = Umfassungsmauer, zugrunde liege, so ist das eine unhaltbare Vermutung.

Freytag war ein eifriger Verfechter des Urgermanentums in Schlesien. Um seine Gedankenführung zu stützen, muß ihm sogar die sagenumwobene Gestalt des alten schlesischen Berg- und Wettergottes Rübezahl herhalten. Freytag hat überhaupt von den Wohnungen der Vandalen in Schlesien unter starker Zuhilfenahme der Phantasie ein allerdings anschauliches, aber doch nicht in allen Teilen zutreffendes Bild entworfen. Den germanischen Grenzhüter mit Wurfspeer an den Prosnadämmen können wir mit Recht mit Mißtrauen betrachten. Freytag spricht sogar von einem letzten Lebenszeichen der Vandalen in Schlesien, nämlich von der Gesandtschaft nach Karthago im Jahre 430, durch welche die Landgenossen aus der Heimat die Auswanderer baten, auf ihr Anrecht an den heimischen Gütern zu verzichten, damit die Seßhaften daheim um so besser rechtlichen Erwerb treiben könnten. Er stützt sich dabei auf die unklaren Angaben des byzantinischen Geschichtschreibers Prokop. Daß unter den väterlichen Sitzen Schlesien gemeint sei, erscheint Freytag selbstverständlich, doch ist seine Vermutung wenig glaubhaft. Immerhin berührt es aber gegenüber der herrschenden Lehrmeinung, als säßen wir auf altslawischem Boden, angenehm, zu hören, Schlesien sei altgermanisches Land.

Anziehend sind besonders die Bilder, in denen Freytag zeigt, was Schlesiens Gewinn für das Deutschtum bedeutet und wie es in drangvoller Enge zwischen den Slawenländern seine Eigenart bewahrte und entwickelte. Die deutsche Besiedlung im Mittelalter, jene Glanzleistung der Landwirtschaft und jenes große Kulturwerk, hat er in besonders lebensvoller, gemütreicher, farbenprächtiger und tiefsinniger Form geboten. Liebevoll versenkte er sich da in das Volkstum seiner Heimat, aus dem die Wurzeln seines Dichtergeistes stets neue Nahrung sogen, und so entwarf er ein durchaus ansprechendes Bild von dem

Eindringen und der Einrichtung der Deutschen im Slawenlande der oberen Oder, zeichnete er, wie das Land unter der Obhut der neuen Pfleger sich wandelte, wie der junge, neue Volksstamm, ansässig im äußersten Reichswinkel, sein Wesen entfaltete. Hier stand Freytag ganz auf geschichtlichem Boden, fußte er auf den wissenschaftlichen Arbeiten anderer schlesischer Geschichtsforscher und verwertete er vor allem die reichen Schätze heimatlicher Kulturgeschichte, so das interessante Heinrichauer Gründungsbuch. Mag man hier und da in Einzelheiten auch noch anderer Meinung sein, im großen und ganzen kann man doch die Schilderungen des damaligen Schlesien als treues, anschauliches Gemälde jener Zeit erklären, wie es in dieser ansprechenden Form kaum noch anders geboten wird.

Lebenswahr sind die Schrecknisse gezeichnet aus der wilden Hussitenzeit nach dem Berichte des Martin von Bolkenhain mit wertvoller Beleuchtung von Einzelheiten, so der standhaften Leiden des Pfarrers Negerlein. Aus dem Leben des niederen Adels, der Krippenreiterei (1650—1700) auf der rechten Oderseite Schlesiens erhalten wir eine Schilderung nach der Erzählung des Edelmannes von Paul Winckler (vor 1676), dem polnischen Agenten und Rat des Großen Kurfürsten zu Breslau und Verwandten der Dichter Logau und Gryphius. — In dem allzu lustigen und berüchtigten Ritter Hans von Schweinichen spiegelt Freytag das fröhliche Treiben an den Fürstenhöfen der damaligen Zeit. Seinen Landsmann, das Musterbild eines gesunkenen Standes, charakterisiert er mit sichtlichem Behagen. — Freytag ist kein Freund von Jeremiaden und dumpfem Trübsinn. Und selbst beim Dreißigjährigen Kriege mit seiner tiefen Erschlaffung findet er in der Pflege der Poesie noch einen Lichtpunkt, der die Schilderung wie ein hoffnungsfroher Hauch durchzieht. Wir hören, daß die Schlesier unter den Scherben und Bechern, welche die Wallensteiner zerschlagen, und unter den geschwärzten Mauern ihrer Häuser, welche die Schweden ausgesengt, noch Lust an Versen und Gesang hatten, die Schäferinnen Daphne und Chloe anbetungswürdig fanden und kräftig nach Hebe und Ganymed riefen. — In Thomas Platter, der sich in Breslau aufhielt, lernen wir das Musterbild eines fahrenden Schülers kennen, und die Waffenfeste der Bürger sowohl als auch das Breslauer Königsschießen von 1738 bieten gleichfalls wertvolle Bausteine für die Heimatgeschichte. — Schließlich führte die friderizianische Zeit unseren Geschichtsdarsteller von selbst auf Schlesien und des großen Königs Sorge um die neuerworbene Provinz.

Auch die reizende Dichtung „Die Ahnen“ weist uns oft nach der schlesischen Heimat. Schon der erste Band „Ingo und Ingraban“ führt uns an der Schwelle den königlichen Vandalenflüchtling aus dem oberen Oberlande vor. Zu den anmutigsten Szenen in den „Brüdern aus dem deutschen Hause“ zählt das duftvoll-poetische Bild einer dörflichen Adventfeier mit der lichtfreundlichen Himmelsmutter Friderun in sternbesätem, weißem Kleide und dem vermummten, polternden Rupprecht. Hier haben sicher heimatliche Jugendeindrücke mitgespielt. Der einsame Pfarrhof mit der alten Holzkirche und dem Ringwall der Vandalen ist jedenfalls das Dorf Wüstebriese bei Ohlau, wo der Vater seiner Mutter Henriette Albertine Zehe als Prediger gewirkt hatte. Besonders anmutig ist aber der letzte Teil der Ahnen: „Aus einer kleinen Stadt“. In ihm führt uns der Dichter in eine Kleinstadt des Flachlandes der Oder und schildert die Opferwilligkeit der Bewohner in den Freiheitskriegen. Unschwer erkennen wir darin die Heimat Kreuzburg. Die kleine Stadt mit ihren spießbürgerlichen Verhältnissen atmet einen lieblichen Zauber, der uns anmutet wie traute Klänge einer alten, halbvergessenen Weise.

Besonders in seinen „Erinnerungen“ spricht Freytag aus, was er seiner Heimat dankt. Auch sie bieten ein echtes Bild aus deutscher Vergangenheit, welches uns das Leben einer einfachen städtischen Beamtenfamilie aus dem äußersten, halbslawischen Osten vorführt, das in harter, pflichttreuer Arbeit, in spärlichem äußerem Vergnügen dahinfließt. Die glücklichen Jahre der Jugend des Dichters, das Bild seiner Heimat, die Geschicke seiner Vorfahren, des Erbscholzen von Schönwald, rollen da an unseren Augen vorüber. Das Stilleben im Elternheim, die Ausflüge in den Nachbarforst, der Brand eines Armenhauses, die Entlarvung eines Münzschwindlers, das Erscheinen einer Wanderbühne, das alles gewinnt Reiz und Bedeutung für ihn und bleibt im phantasievollen Geiste haften, so daß diese Bilder noch nach Jahrzehnten deutlich vor seinem Auge stehen. Und Gebiete, gegen die mancher kurzsichtige Poet sich vornehm abschließt, werden für ihn anziehend und wertvoll. Diese Gedenkblätter, die so frei sind von aller Selbstgefälligkeit und die uns das innerste Wesen Freytags in seiner ganzen kernhaften Tüchtigkeit offenbaren, sind zugleich ein bleibendes und wertvolles Zeugnis für seinen fesselnden Werdegang. Bezeichnend für sein Gemüt und seinen umfassenden Schaffensdrang ist hier vor allem auch die warmherzige, dankerfüllte Erinnerung, die er seinem alten Freunde Molinari zollt.

Besonders in der Zeitschrift „Grenzboten“, der Freytag seine geist-

volle Feder lieh, hat er sich oft mit dem lieben Schlesierlande befaßt. Hier feiert er Holtei, der 1842 nach Breslau gekommen war, um die Leitung des Stadttheaters zu übernehmen, und dem er wohl auch Anregung in dramatischer Beziehung verdankte, als echten Vertreter schlesischen Humors. Er zeigt so, daß er für schlesisches Wesen ein tiefes Verständnis besaß. Keiner — außer Weinhold — wußte wie er ja auch das Wesen des Schlesiers überhaupt zu kennzeichnen. Er hat das trefflichste Wort geprägt, das je über unsere Landsleute gesagt worden ist: „Alles, was man auf Erden nur werden kann, wird der Schlesier mit Leichtigkeit. Am liebsten allerdings ist er Poet, weil ihm dies die Einseitigkeit erspart, irgend etwas Spezielles zu werden.“ Freytag war ja auch von Haus aus geradezu für ein derartiges Urteil über seine Schlesier berufen und eigens geschult, die Art seiner Heimatgenossen mit der anderer Stammländer zu vergleichen. Und mit Recht erkennt unser Dichter in dem kaleidoskopartigen Wesen seiner Landsleute eine Vermischung deutscher und slawischer Art. — In „Weberelend“ und „Oberschlesischer Hungertyphus“ schildert er uns federgewandt ergreifende soziale Trauerspiele und verweist hierselbst auf den schweren Schlag, den der schlesische Handel durch die Einverleibung Krakaus nach Österreich erfuhr. Er zeichnet in prächtigem Musterstück die Zustände und das gramvolle Aussehen Breslaus zur Zeit der Maiaufstände 1849. Auch schrieb er ebenda eine fesselnde Abhandlung über die schlesischen Juden. Die kritische Zeit von 1848 in Oberschlesien hat er nicht unberücksichtigt gelassen.

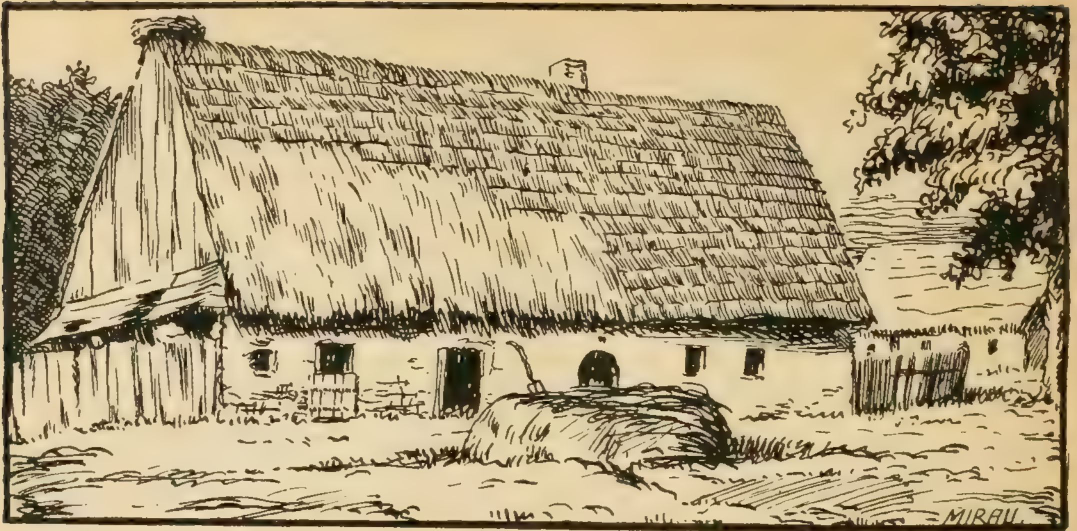
Es ist gewiß ein Beweis besonderer Dankbarkeit, wenn die Stadt Breslau ihm ein Denkmal setzte und Kreuzburg ihn durch die Bildung einer Gesellschaft ehrte, die sich zur Aufgabe stellt, Freytags Dichtungen im Volke zu verbreiten, insbesondere aber ihre Wirkungen für deutsche Kultur ins rechte Licht zu setzen, Nachrichten über seine Familie und Vorfahren zu sammeln und seine Heimatstätten in Schutz zu nehmen.

Aus: Schlesischer Musenalmanach 1920. Myslowitz.
Schlesischer Musenalmanach-Verlag.

Slawische und fränkische Gehöfte.

Von Hugo Gnielczyk.

Wer eine Wanderung durch die Dörfer und die Marktflecken Oberschlesiens unternimmt, wird bald eine Verschiedenheit der Dorfbilder entdecken, die, unabhängig von der Landschaft, ganz allein im Aufbau der einzelnen Gehöfte bedingt ist.



Altes oberschlesisch-polnisches Schötl.

Es tritt uns der slawische und der germanische Charakter der Gehöfte fast in einer deutlichen Grenze entgegen. Jedoch kommen in Gegenden polnischer Zunge vereinzelt deutsche oder, sagen wir genauer, fränkische Gehöfte und in Gegenden deutscher Zunge slawische Gehöfte vor.

Geht man dem Ursprung dieser Ausnahmen nach, so findet man fast immer, daß diese Wechselbeziehung durch Einheirat hervorgerufen wurde.

Der Kreis, der als Vertreter der meisten fränkischen Gehöfte hier behandelt werden soll, ist Leobschütz. Fast alle übrigen Kreise besitzen in ihren Dörfern, mit wenigen Ausnahmen, wie eben schon gesagt, nur slawische Gehöfte und solche, die in ihrer modernen Bauart weder zum slawischen noch zum fränkischen Stil gerechnet werden können. Diese modernen Bauten sind größtenteils ganz schmucklos oder in Nachahmung von Stadtgebäuden geschmacklos überladen. Man kann sie am besten als stillos bezeichnen. Jedoch erblickt man, besonders in neuerer Zeit, hier und da auch gefällige Neubauten.

Es soll zunächst kurz der slawische Stil, wie er heute in Oberschlesien vorkommt, gekennzeichnet und in Beziehung zum fränkischen gebracht werden.

Das slawische Gehöft besteht aus einem niedrigen Wohnhaus, dessen Räume gewöhnlich folgende sind: Flur, Stube, Kammer und Küche. Nicht zu oft ist ein Keller vorhanden. Unter demselben Dache, neuerdings auch getrennt, schließt sich der mit dem Flur durch eine Tür in Verbindung stehende Stall und daran die Scheune an. Über Stube, Küche

und Kammer befindet sich der Boden, der auch über den Stall bis zur Scheune reicht, um Stroh und Getreide bequemer unterbringen zu können. Natürlich finden sich, je nach Reichtum und Bedürfnis, Verschiedenheiten vor, so bei reichen Leuten ein Auszugsstübchen und eine Stube oder Kammer mehr oder weniger. In kleinen Besitzungen sind Küche, Wohn- und Schlafstube eins. Früher brachte man darin auch das Jungvieh unter.

Die Ähnlichkeit der slawischen mit der fränkischen Bauart besteht in derselben Anordnung von Flur, Stube und Küche. Hier aber bricht das Gebäude streng fränkischer Art ab; doch schließt sich bei den meisten Gehöften der Stall an den Hausflur an, bei den Reichen aber nicht unter demselben Dache, was bei den Ärmeren immer zutrifft. Der Stall ist, wie bei den slawischen Bauten, durch eine Tür mit dem Flur verbunden. Ausnahmen sind selten.

Um das slawische Haus geht gewöhnlich ein niedriger Latten- oder Bretterzaun, der Hof und auch Garten einschließt. Der Garten ist vom Hof wiederum durch einen Zaun getrennt.

Einfahrten und Eingänge von besonderer Schönheit gibt es bei slawischen Gehöften nicht. Das Tor ist ebenso niedrig wie der Zaun und besteht aus Brettern oder Latten, ebenso die Tür für Fußgänger. Beides, Tor und Fußgängertür, ist aber nur da zu finden, wo der Hauseingang durch die Umzäunung eingeschlossen ist. Ist dies nicht der Fall, so ist nur ein Tor vorhanden.

Der augenfälligste Unterschied zwischen slawischer und fränkischer Bauart ist, daß der slawische Bau nur aus einem Teil, der fränkische aber aus drei Teilen besteht, die Einfahrt nicht mitgerechnet.

Als mathematische Figur liegt dem fränkischen Gehöft ein Rechteck zugrunde. Die Anordnung sei hier kurz in ihrer Regel und in ihren Abweichungen angegeben.

Angenommen, das Wohnhaus mit anschließendem Pferdestall stehe links, so steht rechts, so daß der Hof dazwischen liegt, das Auszugshäuschen, bestehend aus ein bis zwei Stuben und Küche. Daran möge sich der Kuh- und der Schweinestall mit der Wagenremise schließen. Natürlich gibt es auch da Umstellungen. Obige Räume finden sich bei reichen Bauern. Bei Ärmeren fehlt das Auszugshäuschen und wird durch eine Auszugsstube im Wohnhaus ersetzt. Ebenso fehlt der Pferdestall. Diesen Umständen zufolge steht also gleich der Kuhstall oder die Remise oder ein Speicher an der Straße. Die Verbindung des Wohnhauses und des Auszugshauses, die mit dem Giebel zur Straße stehen, bildet

das mächtige Einfahrttor mit den Fußgängerpforten rechts und links. Fehlt das Auszugshaus, so ist nur eine Pforte vorhanden. Es gibt aber auch Gehöfte, die ein Auszugshaus besitzen und dennoch nur eine Ausgangstür haben. Nach hinten, auf Garten und Feld zu, wird der Hof durch die quer, also gleichlinig mit der Straße, stehende Scheune abgeschlossen. So ist förmlich ein Kastell entstanden. und es kommt einem unwillkürlich der Gedanke, daß diese Anordnung der Gebäude nicht nur wegen der Übersicht getroffen wurde, sondern daß früher jedes Gehöft bei plötzlichem Überfalle eine kleine Burg darstellte, in die der Feind von keiner Seite offen eindringen konnte.

Die hohen, starken Einfahrten der fränkischen Gehöfte sind also wahrscheinlich aus diesem zwingenden Grunde der Notwendigkeit entstanden. Auch heut' noch bieten sie dem Bauern Schutz gegen jegliche Eindringlinge. Deutsche Gehöfte sind deshalb vorteilhafter als alle Gehöfte anderer Art.

Es soll nun zunächst lediglich von den fränkischen Toreinfahrten gesprochen werden.

Man kann mit Sicherheit annehmen, daß die älteste Art der Einfahrten ganz einfach aus unbehauenen Baumstämmen bestanden hat und daß der fränkische Bauer in späterer Zeit, da er aber noch im deutschen Westen wohnte, die Art und Weise des weiteren Ausbaues der Toreinfahrten von den Burgen oder Stadtbefestigungen herübergenommen hat. Die Ähnlichkeit liegt klar zutage. An oberschlesischen Burgen, Schlössern und Stadttoren kann man dies beobachten und vergleichen. Mit der Zeit bildete der für bauliche Schönheit empfängliche Bauer die Toreinfahrten immer mehr aus. Er erfand aber nichts Neues, sondern nahm Feinheiten und Verzierungen ebenfalls von Burg- oder Stadttoren herüber. Mit dieser Behauptung soll aber nicht in Abrede gestellt werden, daß findige Dorfstellmacher schmuckliche Eigenheiten erfunden und angebracht haben. Ein Beweis für die Entlehnung von Verzierungen aus Burgen oder Stadtfesten ist das Vorhandensein des Bogenfrieses, wie der an Burg- und Stadtmauern zu erblicken ist. Die Ausschmückung wird aus einem Brette ausgesägt und aufgenagelt, so daß sie genau wie an Stadt-, Burgmauern und -türmen hervorspringt. Diese Verzierung kommt an Toren und Türen am häufigsten vor.

Der Rundbogen ist bei Tor und Pforte am beliebtesten, obgleich der Spitzbogen sogar bei slawischen Häusern an der Eingangstür anzutreffen ist. Der Spitzbogen wird aus praktischen Gründen und aus Schönheitsgründen abgelehnt worden sein. Er strebt in die Höhe und würde unten bei der Höhen- und Breitenausdehnung der Tore wie abgehackt aus-

sehen. Wollte man ihn aber anwenden, so müßten viel mehr Baumittel verbraucht werden, damit er nur einigermaßen zur Geltung komme. Erkennen wir doch seine Wirksamkeit am besten bei den hohen gotischen Fenstern, die, je niedriger sie sind, desto schmaler gebaut werden. Der Rundbogen läßt sich eine Verkürzung der Höhe eher gefallen. Daß nur dieser Bogen verwendet wird, mag einzig und allein an den Vorbildern liegen, die den romanischen Rundbogen verwandten.

Außer dem Rundbogen baute man auch Gehöfte, bei denen Tor und Pforte in Kastenform errichtet wurden. Bei manchen Einfahrten fehlen Tor- und Türeinrahmung ganz. Das Tor ist oben ganzrandig oder besitzt häufig Spitzen, die aus Brettern ausgesägt worden sind. Sie sollen wahrscheinlich die früher notwendigen Speerspitzen kennzeichnen, deren einstiges Vorhandensein sich unbewußt im Gedächtnis des Volkes erhalten hat. Ich meine das so: das Volk weiß nicht mehr, warum es diese Spitzen aussägt. Die einzige Antwort ist, weil dies schön aussehe. Ebenso weiß es nicht mehr, daß die Anlage ihres Gehöftes fränkisch heißt und ist.

Das fränkische Tor ohne Bogen ist in allen Kreisen Oberschlesiens am häufigsten. Dies ist leicht aus den Vermögensverhältnissen erklärlich. Im Kreis Leobschütz ist der Tor- und Türbogen am meisten anzutreffen.

Die Arten der Toreinfahrten sind mannigfaltig, bleiben aber immer an das gebunden, was in folgendem in den Vordergrund treten soll: den Baustoff.

Die Einfahrten nur aus Holz sind geschichtlich die älteren. Für Oberschlesien gilt dies bei seinem früheren Waldreichtum um so mehr, als alle Gebäude und, wie wir heute noch sehen, sogar viele Kirchen aus Holz erbaut worden sind.

Bewegliches und Unbewegliches der Einfahrten bestanden, wie schon erwähnt, aus dicken, unbehauenen Balken in grober Form.

Als die Gehöfte gegen Feinde nicht mehr genügend Schutz boten, was beim Gebrauch des Schießpulvers eintrat, oder als sie in ihrer starken Form bei staatlich geordneten Verhältnissen nicht mehr notwendig waren, wurden Tore und Türen verfeinert. An die Stelle der Stämme traten Bretter. Balken blieben nur dort, wo sie als Pfosten und Einrahmung unbedingt notwendig waren. Die drei Pfosten, die beiden Bogen, deren je drei Teile ineinandergreifen und in die Pfosten gefügt sind, sind Balken. Ebenso sind der Querstamm ganz oben und die Eckfüllungen zwischen Bogen und Pfosten Balken.

Mit dem allgemeinen Gebrauch der Schindeln wurde über dem obersten Querbalken zum Schutz gegen Regen oder als Verzierung ein Dach errichtet. Die meisten hölzernen Einfahrten sind in ihrer Ausführung der angeführten gleich.

In späterer Zeit, als man Lehm zu Ziegeln zu brennen verstand, begannen die Bauern nach dem Vorbild der Burgen die festen Teile der Einfahrt zu mauern. So trat als neuer Baustoff der Ziegelstein hinzu, und für die Ausbildung der Formen entstand ein größerer Spielraum. Oft wurden in die Einfahrtmauer ein oder zwei Nischen zur Aufstellung von Heiligenfiguren eingebaut.

Die Einfahrten stimmen in ihrer Farbe, sofern sie gemauert sind, gewöhnlich mit den Gebäuden überein. Ist das Gehöft in Rohbau aufgeführt, was früher fast gar nicht vorkam, so ist die Einfahrt auch so belassen. Die meisten Gehöfte der Gegenwart sind geputzt und weiß, hellblau oder hellgrün getüncht, die Mauern der Einfahrten demnach ebenso. Holzeinfahrten und deren Tore und Türen werden roh gelassen oder mit grüner oder brauner Ölfarbe angestrichen.

Stellen wir uns nun ein Dorfbild mit fränkischen Gehöften und solchen Einfahrten vor. Wir gehen die Straße entlang. Von dem Innern jedes Hofes mit seinen Düngerhaufen und Düngegruben und seinem sonstigen Schmutz ist nichts zu sehen. Die Straße flimmert hell mit dem Weiß der Häuser, dem Grün oder Braun der Tore und den Türen, dem bunten Baum-, Strauch- und Blumenschmuck des Gartens, der vor jedem Häuschen sich wohlig ausbreitet. Die Straße liegt sauber in ihrem sandigen oder gepflasterten Gewande da, daß es eine Freude ist. Nichts aus den Gehöften kann auf die Straße wehen. Der Duft, der manchen Nasen so empfindlich ist, wird aufgehalten. Man schlendert gemütlich an den behäbig dreinschauenden Häusern vorbei, die sich fröhlich von den Weinranken umarmen lassen. In den Fenstern blühen Geranien, Begonien, fleißige Lieschen, schöne Mariechen und wie alle die Stubenblumen im Volksmunde heißen. Ja, man fühlt sich ganz wohl in dem Dorfe und setzt sich gern zum Nachbar auf die Bank vor dem Tore.

Und woher dieses Wohlbehagen in einem solchen Dorfe? Einzig und allein von den alles verdeckenden, alles abwehrenden Toreinfahrten. Hier sind Rücksichten auf Schönheit und Gesundheit großzügig Hand in Hand gegangen.



In den Pleßschen Forsten.

Von Otto Hach.

Im Wald, im Wald, wo's Echo schallt,
Da tönet Gesang und der Hörner Klang
So lustig den schweigenden Forst entlang:
Trara, trara, trara, trara, trara!

Ja, so schallte noch vor fünfzig Jahren in den fürstlich Pleßischen Forsten Gesang und Hörnerklang. Da kamen die „Herrschaften", Fürstinnen und Gräfinnen und Prinzessinnen, vierspännig in großen Jagdwagen von Pleß nach „Ems" gefahren. Ich habe sie mit staunenden Kinderaugen gesehen, und die Kutscher und Diener in hellblauen Röcken mit roten Kragen und silbernen Knöpfen und weißen Lederhosen und Stulpstiefeln und glänzendem Hut mit silbernen Tressen. Wie glänzten da unsere Kinderaugen! Das war ja wie in den Märchen, die Großmutter erzählt hatte. Die Damen gingen in duftigen Sommerkleidern mit kurzen Ärmeln und tiefem Ausschnitt, mit großen Strohhüten und langen Locken in die „Plantage". Dort waren Buchen, Riesenbuchen mit silbergrauer Rinde und lichtgrünem Moos; drei Menschen umspannten die Stämme nicht, und Bänke und Tische waren da und an etlichen Buchen große weiße Tafeln mit Sprüchen und Namen: Friedrich Erdmann-Buche, Ludwig-Buche, Hans Heinrich-Buche, Marien-Buche, Luisen-Buche u. a. Da spielten die Damen „Begegnen", „Plätzchen vertauschen", „Fang' schon" u. dgl. harmlose Spiele; da tranken sie Kaffee, Tee und Schokolade, die der Koch mit großer weißer Mütze in meiner Mutter Küche gekocht und mit unserer fein ausgeputzten Magd hinausgetragen hatte. Dann gingen sie singend zur Marienquelle

und wuschen sich die Mündchen und trockneten sie mit feinsten Spitzentüchern ab, und dann, dann suchten sie duftenden Waldmeister oder sprangen in die weiten grünen Flächen von Springauf und pflückten und pflückten große Sträuße! Ja, das war ein Märchenwald, die Plantage, und eine Märchenzeit! Die Zeit ist hin, der Wald ist hin, der Sinn ist hin.

Dann kam die Eisenbahn, mit ihr die Hast. Und heute rasen die Herrschaften mit dem Auto durch die Welt; sie haben keine Heimat mehr trotz Schlössern und Palais'! Die Buchen sind hin, nur einige zwanzig vielleicht noch stehen als Zeugen aus alter Zeit, nahe bei „Ems". Und ebenso sind die großen alten Tannen- und Fichtenwälder mit eingesprengten Eichen und Eschen hin, die hundert- und hundertzwanzigjährigen Bestände, die von den Quellen der Klodnitz bis zu den Ufern der Weichsel reichten. Kein Hussa und Horrido ertönt dort mehr wie damals, da in den Oberforsten in einem Gehege von etwa zwanzigtausend Morgen Wisente, Rot- und Damwild und Wildschweine gejagt wurden. Das Wild wurde näher nach Pleß, nach den Niederforsten, gebracht, und 1912 wies die Schußliste vom Plesser Jagdgebiet allerdings noch achtzehntausend Stück Nutzwild: Wisente, Hirsche, Rehe, Wildschweine, Hasen, Fasanen und dgl. und fünftausend Stück Raubwild: Füchse, Marder, Iltisse, Falken, Häher und dgl. auf.

Ja, es ist etwas Herrliches, etwas Menschenherz und Menschengeist Erhebendes, so ein schöner, weiter Tannenwald mit Bäumen, die mehr als haushoch ihre Kronen in die Höhe ragen lassen. Jahrzehnte stehen sie da, wie Mann an Mann eines großen Heeres: Recken, die Menschen kommen und gehen sehen! Meilenweit dehnen sie sich so im äußersten Winkel Oberschlesiens aus. Nur eine Bahnstrecke hat einen breiten Einschnitt gemacht; eine Landstraße und einige Waldwege bilden eine kaum merkliche Teilung. Dörfer mit Feldern und Wiesen sind nur in geringer Zahl in diesen weiten, weiten Forsten zu finden. Schmucke Förstereien und Hegerhäuschen bilden hier und da eine angenehme Abwechslung in dieser großen, stillen Einsamkeit.

Und heute? — Die Kohlengruben, die an mehreren Stellen in den Oberforsten errichtet wurden, haben große, lichte Lücken, Löcher in den dunklen Wald gerissen. Unmengen von Grubenholz werden gebraucht. Und was die Brettmühlen, deren Schnittholz in alle Welt geht, übrig lassen, fressen die Zellulosefabriken. All diese Anlagen entwickeln außerdem eine solche Menge von Ruß und Rauch und giftigen Gasen, daß auch hierdurch die Wälder verdorben werden. Tannen

werden, weil sie in solch schwefliger Luft nicht gedeihen, gar nicht mehr angesät, und Fichten bleiben gegen die zufriedeneren Kiefern im Wuchse um die Hälfte zurück. Immerhin wird auf der Plesser Herrschaft nach Möglichkeit wieder aufgeforstet. Nur wächst das Holz viel langsamer heran als es abgeschlagen ist. Dazu kommen besonders oft Waldbrände, die eine Schonung um Jahre zurückwerfen. So zeigte mir ein alter Hegemeister, der vor fünfzig Jahren hier die ersten Saaten machte, einen Waldbrandfleck von hundertdreißig Morgen. Mit Wehmut bin ich mit dem alten Herrn dort durch den Wald gegangen, trotzdem, wie in Geibels herrlichem Gedicht, der Tag golden ins Laub floß und die Vöglein sangen, als ob der ganze Hag es wüßte, daß es Sonntag war.

Das Gesicht Oberschlesiens.

Von Hugo Gnielczyk.

Oberschlesien gehört zu den Landesteilen Deutschlands, über die vor dem Kriege von 1914 bis 1919 in der westlichen Öffentlichkeit fast ganz falsche Anschauungen und seltsame Märchen verbreitet waren.

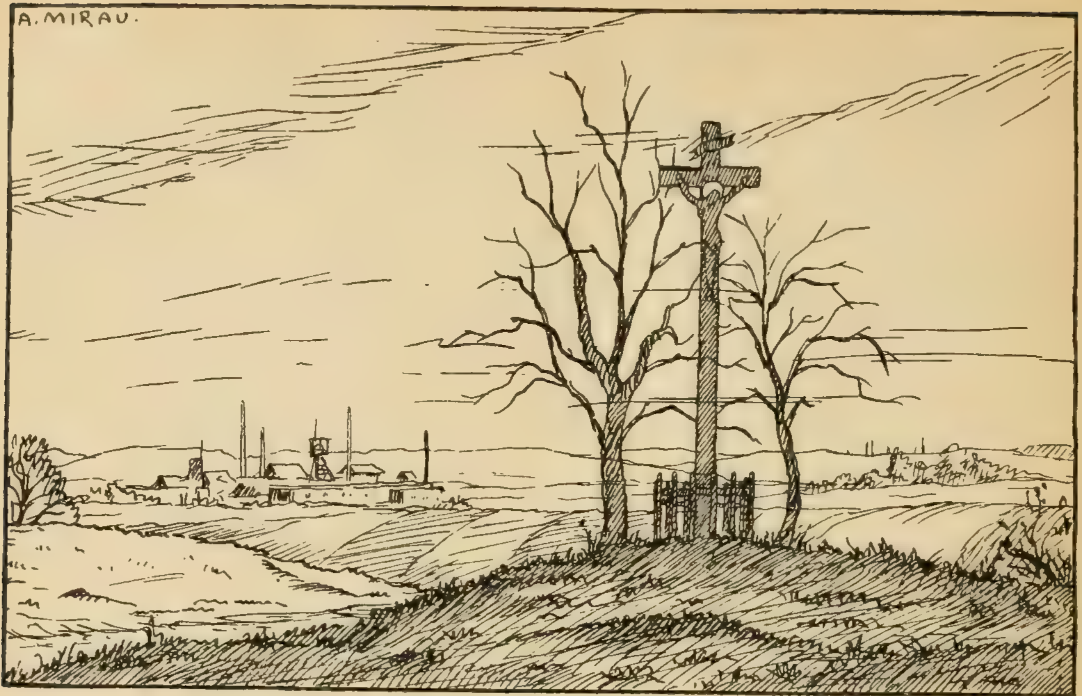
Manche dachten: dort hausen noch Wölfe in Unmenge. Der Hüttenrauch liege so dick in der Luft, daß man ihn fühlbar essen könne. Infolgedessen kann in Oberschlesien nichts wachsen. Keine Wälder, keine Wiesen, keine Ackerländereien sind vorhanden, nur Schutthalden und Bruchfelder.

Vom Klima behaupteten einige, die noch niemals in Oberschlesien waren, daß es dort so kalt sei wie in Sibirien. Noch vieles andere, nichts Gutes, wurde über dieses Ländchen gesprochen.

Wer dies alles hört und schon einmal in ganz Oberschlesien war, der muß über diese Fabeln lachen. Ja, ich lache auch darüber; denn ich sitze mitten in Oberschlesien, sogar in der Nähe der berüchtigten Industriegegend, die an die polnische Grenze stößt, und mich beißt kein Wolf, ich esse keinen Rauch zu Mittag und sonstwann, mir erfriert nicht die Nase, ist mir auch bis jetzt noch nicht erfroren. Gründlich haben Italiener und Franzosen ihr Urteil über Oberschlesien geändert, da sie es zur Besetzungszeit mit eigenen Augen schauten.

Oberschlesien ist ein Acker- und Industrieland. Ich sage zuerst Ackerland, denn etwa neun Zehntel von Oberschlesien sind Acker-, Wiesen-, Wald-, Fluß-, Teich- und brachliegendes Sandgebiet.

Die reine Industriegegend umfaßt also nur ein Zehntel des oberschlesischen Ländchens.



Kleophasgrube.

Von den neun Zehnteln sind ungefähr zwei bis drei Zehntel sandgemischter Boden, die übrigen sechs bis sieben Zehntel sind guter und links der Oder sehr guter Weizen- und Rübenacker.

Dieser kurze Überblick in Ziffern zeigt, daß man mit Unrecht sagt, Oberschlesien sei ein „verräuchertes Land".

Wenn wir den Wanderstab zur Hand nehmen und mit offenen Augen und fröhlichem Herzen durch ganz Oberschlesien marschieren, sehen wir die abwechslungsreichsten Stadt-, Dorf- und Naturlandschaften.

Hier liegt versonnen ein altes Landstädtchen. Es besteht nur aus dem Ring, der nach deutschem Recht im Viereck erbaut ist, und einigen anschließenden Straßen. Inmitten des Ringplatzes steht das alte Rathaus. Die Häuser sind fast alle einstöckig, haben spitzwinklige Giebel oder sind im verschnörkelten Barockstil erbaut. Manche Sonderlichkeit, aber auch manches baukünstlerisch wohlgebildete Haus ist da zu schauen.

Die Kirche ist der Stolz der Stadt. Fast alle Landkirchen und die der kleineren Städte sind in dem anheimelnden und so recht in kleine Verhältnisse sowie in Baumlandschaften hineinpassenden Barockstil erbaut. Der gotische Stil paßt weniger ins Dorf, da er andere Maße verlangt.

Die Straßen und der Ring sind mit zwar malerisch wirkenden, aber Holter und Polter erregenden Katzenköpfen gepflastert, zwischen denen das Gras reichlich hervorsproßt und die Unregelmäßigkeiten einigermaßen mindert. In manchen Städten kann man auf dem grasigen Ring Gänse ihre Mahlzeit halten sehen. Idyllische Winkel gibt es hier in Fülle.

Wo kein Bahnhof ist, stellt noch die vielbesungene Postkutsche — die gemächlich dahinfährt, so daß man sich der Natur erfreuen kann — die Verbindung zwischen Stadt, Post und Bahnhof her. Das Eintreffen dieses rasselnden Ungeheuers bereitet immer eine Aufregung unter den Kleinstädtern. Leider, für die Geschäftsleute allerdings mit Recht erwünscht, muß dieses Erinnerungsstück an ruhige, gemütvolle Zeiten dem nervösen Auto weichen.

An einigen Orten sieht man noch Stadtmauern und feste Türme, die sich hier stolz erhalten haben, aber auch dort schon zu geheimnisvollen Ruinen geworden sind, über die Weinlaub seine Hände ausbreitet oder sogar Bäume hoch oben auf Mauern und Zinnen ihre Wurzeln geschlagen haben. Die nimmermüde Sage spinnt um sie kühne Heldenerzählungen und schaurige Gespenstergeschichten.

In manchen Städten oder dicht neben ihnen stehen auch noch hier und da die wappengeschmückten Schlösser der Adelsherren, denen die Stadt und viele Hufen Landes um sie herum früher gehört haben.

In den ehrwürdigen Aufzeichnungen des Magistrats könnten wir noch lesen, wie es früher hier ausgesehen hat.

Wandern wir zum Städtchen hinaus, so sehen wir an einem kleinen Flusse dicht vor dem Walde ein langes Dorf liegen. Eine wohlgepflegte Kunststraße, die zu beiden Seiten mit Kirsch-, Äpfel- und Birnbäumen, an anderen Stellen aber auch nur mit gewöhnlichen Laubbäumen bepflanzt ist, führt an dem Dorfe vorbei.

In das Dorf zweigt sich eine Straße ab, die Dorfstraße, die sich, je nach Größe und Ausdehnung des Ortes, noch ein- oder zweimal teilt. Gewöhnlich ist nur eine Straße vorhanden.

Über alle Häuser hinaus ragt ein eigenartiger Holzturm. Das muß wohl der Kirchturm sein. Ja, dieses Dorf hat eine Holzkirche, deren es in Oberschlesien noch gegen hundertfünfzig gibt, die aber leider immer häufiger niedergerissen werden.

Die Verwendung des Holzes allein zur Erbauung von Kirchen läßt uns bei dem ehemaligen großen Waldreichtum nicht erstaunen. Noch bis ins vorige Jahrhundert wurden die Bauernhäuser nur aus Holz gebaut und mit Lehm beworfen.

Nun sind wir dem Dorfe näher. Wir sehen das schindelgedeckte Dach des Schrotholzkirchleins mit dem Dachreiter, den Rundgang und alles andere.

Die Holzkirchen sind nirgends einander gleich, sondern in den mannigfaltigsten Formen erbaut worden. Der Grundriß ist natürlich fast immer derselbe, aber Ausschmückung und Ausgestaltung sind da reicher, dort einfacher. Rundgänge sind nicht überall. Bei einzelnen Gotteshäusern steht der Turm abgesondert als sogenannter Glockenturm. Im Innern sehen solche Kirchen so traulich aus wie eine große Stube.

Es sei hier nur kurz erwähnt, daß in Lubowitz bei Ratibor an der Oder, dem Geburtsorte Eichendorffs, auch ein Holzkirchlein gestanden hat, das aber leider wegen Altersschwäche niedergelegt worden ist. Dort wurden die Eltern und zwei Geschwister Eichendorffs bestattet.

Die Dorfkirchen stehen gewöhnlich allein auf dem höchsten Platze des Ortes. Sie sind oft von jahrhundertalten Linden umstanden. Rings um die Kirche ist der Kirchhof, in dem auch Linden, Zypressen und andere Bäume und Ziersträucher stehen.

Das ehrwürdige, eigenartige Kirchlein, die rauschenden Bäume, die winkenden Kreuze, die schlagenden Vöglein in Strauch und Baum prägen Auge und Herz ein unvergeßliches Stimmungsbild ein.

Hier haben die Dörfler ihren Kunstsinn öffentlich niedergelegt, und es gibt in Oberschlesiens Dörfern Kirchen und Kirchplätze, die an malerischen Zügen in Städten ihresgleichen nicht finden.

In Dörfern und auch auf Landstraßen, an Feldwegen, auf freien Plätzen und an Wäldern stehen malerisch wirkende Bildsäulen, die Marienbilder oder Kruzifixe enthalten. An Festtagen werden sie bekränzt.

Wie es nun in Industriestädten und solchen Dörfern ausschaut, weiß ja jedermann zur Genüge. Von der Industrieluft und den Bergwerksbildern in Oberschlesien wird leider, wie schon zu Anfang in anderen Worten gesagt wurde, zuviel gesprochen und alles andere damit totgeschlagen.

Daß es an einzelnen Stellen tatsächlich sehr traurig aussieht, ist wahr, daß es aber in der Hüttengegend auch Wälder, Felder und Wiesen gibt, wird niemand ableugnen können.

In Beuthen, das mitten in der Industrie liegt, ist sogar ein schöner großer Park mit vielen Singvögeln, großen und kleinen, vorhanden. Es ist festgestellt worden, daß die Vogelwelt nicht vom Hüttenrauch und Kohlenstaub verdrängt wird, sondern daß ihr Vorhandensein von

dem Waldbestande abhängt, der ja selbstverständlich in dem Industriegebiet kleiner ist als auf dem freien Lande. —

Forsten gibt es hier noch sehr viele und große, durch die wir in gerader Richtung stundenlang wandern können. Da sind die Wälder des Herzogs von Ratibor, des Herzogs von Ujest, des Fürsten Lichnowsky, des Fürsten von Pleß, der Grafen von Donnersmarck und vieler anderer oberschlesischer Großgrundbesitzer, deren Landsitze mit prächtigen Schlössern und verwilderten Parks Bilder voll eigener, zauberischer Wirkung bieten.

Park und Wald gehen oft ineinander über. Dort lebt noch die von Eichendorff geschilderte Romantik. Sie lebt noch in den geheimnisvoll rauschenden Wäldern, wo nur der Specht hackt, der Birkhahn balzt, der Kuckuck schreit und auf den Waldwiesen Rehe scheu durch die Lichtung äugen.

Die Romantik lebt noch an stillen, menschenleeren Orten mit schönem Ausblick über wogende, duftende, reifende Getreidefelder, wo nur die Bienen summen, die Grillen geigen, Schmetterlinge von Blume zu Blume gaukeln, in Baum und Strauch Vöglein ihr Lied schmettern und die Lerche hoch oben in den Lüften hängt und ihr Lied trillert. Über Hügel und tiefe Schluchten schweift das Auge und ist befriedigt. Hier ist es gut zum Ausruhen, zum Träumen. Aufjauchzen möchte man, wenn man so viel Schönheit sieht...

Zwischen Wald, Feld und Wiese zieht sich die Oder als größter Fluß Oberschlesiens, ja Schlesiens überhaupt, hin. Sie besitzt zahlreiche Neben- und Zuflüsse. Der Klodnitzkanal verbindet das Hüttenrevier mit ihr. Möwen fliegen über ihr, stürzen blitzschnell auf ihre Beute und reißen sich kreischend darum. Oderkähne mit offenen rauchenden Kochherden fahren holz-, sand- oder kohlenbeladen langsam dahin. An Sonn- und Festtagen beleben Dampfer und Ruderregatten den Strom.

Teiche, größere und kleine, mit Schilf und Erlen umwachsen, erblickt man überall. In fast jedem Dorfe befindet sich ein Teich.

Ich möchte hier zum Beleg und zur Bekräftigung meiner Worte auf die Schriften Eichendorffs hinweisen.

Ein vielgebrauchtes Wort sagt: Willst du den Dichter recht versteh'n, mußt du in Dichters Lande gehn!

Diese Forderung ist bei Eichendorff aufzustellen, da er in seinen Gedichten, Novellen und Romanen kein reflektierender Dichter ist, sondern, um mit Schiller dies Wort zu gebrauchen, fast ausschließlich naiver Lyriker und lyrischer Schilderer, der alles so wiedergibt, wie er es sieht. So hat er auch seine Heimat, Oberschlesien, besungen. Sie ist immer

und immer wieder der Gegenstand seiner Poesie gewesen. Sie hat einen lebenslänglichen Eindruck auf ihn gemacht. Also muß doch etwas Anziehendes, etwas Schönes an ihr sein. Und dieses Schöne, dieses Romantische ist heute noch in diesem Ländchen zu finden. Man muß es nur wirklich suchen gehen.



Eichendorff. (Im Hintergrund Burgruine Tost.)

In den Fußtapfen Eichendorffs.

Von Hugo Gnielczyk.

Wir wandern von Ratibor nach Lubowitz, durch Eichendorffs Heimat. Vieles hat sich hier seit den Tagen unseres Romantikers geändert, aber manche Landschaft birgt noch den Zauber in sich, wie Joseph Freiherr von Eichendorff ihn in seinen Gedichten und Prosawerken, besonders in „Ahnung und Gegenwart, 1. Buch", festgehalten hat.

Auf zweifache Art kann man von Ratibor nach Lubowitz gelangen: zu Wasser und zu Lande. Der Wasserweg führt uns die Oder stromabwärts, bei Niedane und Brzesnitz linkerhand, bei Markowitz und Lenk rechterhand vorbei. Wiesen, Felder und ferndunkle Wälder in geschwungenen rhythmischen Linien begleiten uns. Möwen kreischen über dem rauschenden Strome.

Wie oft ist nicht Eichendorff diese Straße hinauf und hinab gezogen! Heute noch fährt der Ratiborer Ruderverein gern nach dem „Weißen Hause“.

Wir aber wollen lieber den Wanderstab statt des Ruders ergreifen, unseren sonnverbrannten Hut zu Haupte schwingen und unsere pflastermüden Beine zur Stadt hinaus in Bewegung setzen.

Während wir vom Ratiborer Ringe die Lange-Straße entlang zur Vorstadt Altendorf schreiten, sehe ich eine alte Kutsche uns entgegentraben. Auf dem Bocke sitzt ein lustig blinzelnder Kutscher in einer Livree, die Kennzeichen von Regen und Sonnenschein an sich trägt. Die Gäule klappern auf den Katzenköpfen, und der in Riemen hängende Wagenkasten schaukelt bedenklich. Das ist das „Unikum“ aus Lubowitz. Jetzt hält es vor dem Kaffeehaus auf dem Ringe. Ein junger Mann springt heraus, reicht einer Dame, die seine Mutter ist, die Hand, und beide verschwinden nach der magendurchschüttelnden Fahrt zur ersten Stärkung im Kaffeehause, wo der alte Konditor Hillmer, das Käpplein in der Linken, seine Ehrerbietung und sonstigen Sperenzeln macht. Die Lubowitzer Herrschaften sind ja seine alten Kunden. Dann erfolgten die Einkäufe, und zum Schluß ratterte die schaukelnde Kalesse zum Ratiborer Schloß, vorbei an den bunten Krambuden, die Oderstraße entlang, dann über die donnernde hölzerne Brücke und schwenkte endlich links ein. Ein lustiger Peitschenknall zeigte die Ankunft der erwarteten Lubowitzer an. In der Fensterfront klirrten Scheiben. Gesichter winkten heraus. Der Wagen rasselte durch die rundbogige dunkle, außen mit Wein belaubte Einfahrt in den geräumigen Hof, an der gotischen Schloßkapelle und dem gruseligen, sagenumwobenen Tatarenkopfe an der Schloßmauer vorbei.

Ein lebhaftes Begrüßen. Bald sind die Pferde eingestallt, Johann in der Küche und die Herrschaften bei gelbfunkelndem Wein in dunkelgetäfeltem Saale. Scherz und Spiel, Kunst und Alltägliches lassen die Zeit rasch vergehen. — — —

Wir wandern durch Altendorf, lassen die steil ansteigende Kunststraße links liegen und gehen den Feldweg in der Oderniederung auf Niedane zu. Dieses Tal, das sich rechts der Kunststraße über die Oder hinaus bis zur anderen Seite hinzieht, ist Überschwemmungsgebiet.

Von ferne winkt uns schon das weiße, rebenumrankte Schulhaus von Niedane zu. Rechts glänzt die Oder. Dahinter, das Tal krönend, steht auf einer Anhöhe ein Wald, die Obora. Ich weiß, bald am Anfange

dieses romantischen Bergwäldchens ist ein Quell, dessen Wasser in Ratibor springt, und wenn man die steile Waldanhöhe erklommen, kläfft plötzlich ein Hund: wir stehen erstaunt vor einem Försterhause. Hörst du nicht den Hornruf aus der Ferne? Rauscht unten im Grunde nicht der silberne Quell? Und die Bäume regen ihre Wipfel. So war es wohl auch schon zur Zeit, da Joseph von Eichendorff durch die Wälder schweifte.

Wir sind den steilen Hang zur Niedaner Dorfstraße kurz vor der Schule hinaufgeklettert. Rechts vor ihr steht ein alter in Öl auf Blech gemalter Bildstock, den wohl schon Eichendorff geschaut hat. Das Bild zeigt Gott Vater, wie er aus den Händen Brot und Körner zur Erde streut. Unten sieht man eine Kirche, Menschen und Vögel. Ob dieses Bild noch stehen mag? Niedane ist ein kleines Dorf ohne Kirche. Kleine polnische Gehöfte überall. Nur das Dominium reckt sich in die Höhe.

Wir lassen wieder die öde Kunststraße, die nach Brzesnitz führt, links liegen und gehen unsere eigenen Wege das Dorf hindurch zu der Oderniederung, der sogenannten Brzezinka. Das ist der schönste Teil unseres Weges. Rechts liegt wieder die Oder, links aber eine Anhöhe, bewachsen mit Sträuchern und Bäumen, eine fast undurchdringliche Wildnis. Hopfen schlingt sich von Ast zu Ast. Dort ein schmaler Waldgrund. Ein Bächlein rieselt mitten hindurch. Wir treten leise zwischen die hängenden Fichten. Rehe äsen das saftige Gras und lugen hinauf und hinab. Sie erblicken uns, und wir sehen nur noch ihre weißen Blumen. Wir marschieren hintereinander zurück, klettern hier und da in die Wildnis hinein. Seltsam! Ziersträucher mit roten Kerzentrauben, die man sonst nur in Gärten oder Parkanlagen findet, wachsen hier unter den Wildlingen. Wie mögen jene hierher gekommen sein?

Im Sommer und Herbst ist hier eine üppige Flora zu erblicken. Übermannshohe goldflimmernde, zartduftende Königskerzen stehen stolz am Wege. Herbstzeitlosen lassen ihre rosigen Kelche leuchten. Im Frühlinge Himmelsschlüsselchen auf den Oderwiesen. Ein Grünen und Blühen auf Wiesen, im Gesträuch und auf Bäumen. Wir setzen uns oben hinauf an den Rand des Abhanges und blicken zwischen nickenden Birken ins weite Odertal.

Zu unseren Füßen schimmert der Strom. Dahinter winkt wieder die Obora, und links von ihr leuchten die roten Dächer von Markowitz. Es ist anzunehmen, daß Eichendorff sich in diesem Teile wohl oft aufgehalten hat; denn all der Zauber Eichendorffscher Romantik ist hier vereint. Dürfte nicht etwa auch das Vorhandensein der Ziersträucher

einem Einfalle des Dichters zu verdanken sein? Wer kann Für oder Wider beweisen?

Hier am Abhange hingestreckt, träumt sich's gut. Ob hier nicht der „Taugenichts“ ab und zu seinen Phantasien nachgehangen haben mag? Und wenn von ferne, vielleicht drüben aus der Obora, ein Hornruf erschallt, Reiter aus dem Walde jagen oder ein Boot mit lachenden Gesellen und schönen Mädchen auf dem rauschenden Strome dahingleitet, scheint es uns, als ob Eichendorffs Gedichte und Erzählungen Leben erhielten. So ist noch heute Eichendorffstimmung in seiner Heimat zu finden.

Wir gehen durch eine enge Schlucht links hinauf, zwischen Feldern auf Brzesnitz zu. Das Dorf liegt im Tale, die Häuser von Gartengrün umgeben. Es ist ein schönes Dorf. Wir steigen die Landstraße hinan nach Lubowitz zu. Rechts der Oder liegt Lenk. Und man erzählt mir, daß vor Jahren beim Übersetzen von etwa zwanzig Kommunionkindern über die Oder die Fähre gekippt sei und alle ertrunken wären. So sind sie in die Ewigkeit übergesetzt worden und halten dort ewiges Gastmahl.

Noch ist Schloß Lubowitz hinter Bäumen versteckt. Begierig schauen wir hin. Da taucht es auf, das „Weiße Haus“. Jetzt gelblich schimmernd, winkt es uns zu. Bald sind wir dort; das Schloß wird ausgebessert. Wir treten in den Garten. Über dem Gange wölben sich wie Lauben beschnittene Bäume. Gute alte Zeit! Wir steigen weiter hinein. Der Garten fällt zu einer Straße ab. Hier steht noch ein alter knorriger Baum, der hundertjährig sein mag. Von seinem Wipfel hat wohl der Knabe und Jüngling Joseph ins dampfende Odertal geschaut; hier hat er den Vögeln und dem Rauschen der Bäume gelauscht, und hier ist manches Gedicht entstanden. Dort grüßen von fernen Höhen Aussicht und Obora. „O Täler weit, o Höhen!“ Welchem der beiden Wälder gilt sein Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ — — — Man sagt, es soll die Aussicht sein. Links von diesem Walde winkt der Schloßturm des Heimathauses seiner Braut aus Pogrzebin.

So stehen wir hier in unsers Dichters Kinderheimat. Vergißmeinnichte blühen im Grase, Enkel der Blumen zu seinen Lebzeiten. Ich pflücke eins. Das will ich mir in Eichendorffs Werke legen zur Erinnerung, daß ich dort gewesen, wo er sein Dichtergemüt besaitet, seine Phantasie gefüllt hat. Wir schreiten zum Hause. Des leeren Saales Fenster sind weit offen. Wir erblicken die getäfelte Decke. Bilder bunter Feste, wie sie in Eichendorffs Tagebüchern und in seinen poetischen

Werken geschildert sind, ziehen an unserem Geist vorüber. Auch in den Hof schauen wir, wo so lustig gehandwerkt wurde.

Dann nehmen wir Abschied von des Dichters Heimstätte. Ich dachte nur noch an ein Bild, das ich in Ratibor in Rölles Buchhandlung gesehen hatte. Es stellte das Schloß Lubowitz dar. Ein Ratiborer Schuhmacher, der sich auch sonst in anderen Künsten versuchte, hatte es gemalt. So soll er auch ein Modell für ein Flugzeug gebaut haben. Der Schuhmacher war uns eine bekannte Persönlichkeit. Mit seinen langen weißen Künstlerhaaren, meistens unbedeckt, großen Potschen an den Füßen und seinem nachdenklichen, würdigen Gesichte zog er mich an und flößte mir Ehrfurcht ein. —

Wir besahen uns dann noch die neue Kirche, in die manches aus der alten Holzkirche gerettet worden ist. Eichendorffs Wappen aber sieht man an den Wänden gemalt. — Das Dorf Lubowitz hat kleine, schlichte Häuschen, manche noch strohgedeckt, worin schon samtenes Moos seine Wurzeln geflochten hat. Aus den Hütten steigt ringelnder Rauch. Inmitten von ihnen traf ich vor Jahren noch das Holzkirchlein an, wo Eichendorffs Angehörige bestattet worden waren. Alle Erinnerung ist nun dem Boden entrissen. —

Zum Ausgang steigen wir auf den hohen Kirchturm der neuen Kirche und sehen all die Täler und waldgekrönten Höhen, von denen unser Dichter immer wieder sang. Und so erfüllt auch heute noch ihr Anblick unser Herz mit Freude und Wanderlust.

Eichendorff-Gedichte.

(Von Schlesiens größtem Dichter.)

Frühlingsgruß.

Es steht ein Berg im Feuer,
In feurigem Morgenbrand,
Und auf des Berges Spitze
Ein Tann'baum überm Land.

Und auf dem höchsten Wipfel
Steh' ich und schau' vom Baum.
O Welt, du schöne Welt, du,
Man sieht dich vor Blüten kaum!

Abendlandschaft.

Der Hirt bläst seine Weise,
Von fern ein Schuß noch fällt;
Die Wälder rauschen leise
Und Ströme tief im Feld.

Nur hinter jenem Hügel
Noch spielt der Abendschein —
O hätt' ich, hätt' ich Flügel,
Zu fliegen da hinein!

Mondnacht.

Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt'.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht;
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Nachtwanderung.

Ich wandre durch die stille Nacht,
Da schleicht der Mond so heimlich sacht
Oft aus der dunklen Wolkenhülle,
Und hin und her im Tal
Erwacht die Nachtigall,
Dann wieder alles grau und stille.

O wunderbarer Nachtgesang!
Von fern im Land der Ströme Gang,
Leis Schauern in den dunklen Bäumen —
Wirrst die Gedanken mir;
Mein irres Singen hier
Ist wie ein Rufen nur aus Träumen.

Nachts.

Ich stehe in Waldesschatten
Wie an des Lebens Rand;
Die Länder wie dämmernde Matten,
Der Strom wie ein silbern Band.

Von fern nur schlagen die Glocken
Über die Wälder herein;
Ein Reh hebt den Kopf erschrocken
Und schlummert gleich wieder ein.

Der Wald aber rühret die Wipfel
Im Traum von der Felsenwand;
Denn der Herr geht über die Gipfel
Und segnet das stille Land.

Abschied.

Im Walde bei Lubowitz.

O Täler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt;
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vöglein lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergeh'n, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit.

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Tun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte, schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in die Fremde geh'n,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel seh'n.
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernst's Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

Die Heimat.

An meinen Bruder.

Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höh'?
Das Horn lockt nächtlich dort, als ob's mich riefe;
Am Abgrund grast das Reh;
Es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe. —
O stille, wecke nicht! Es war, als schliefe
Dort unten ein unnennbar Weh.

Kennst du den Garten? — Wenn sich Lenz erneut,
Geht dort ein Mädchen auf den kühlen Gängen
Still durch die Einsamkeit
Und weckt den leisen Strom von Zauberklängen,
Als ob die Blumen und die Bäume sängen
Rings von der alten schönen Zeit.

Ihr Wipfel und ihr Bronnen, rauscht nur zu!
Wohin du auch in wilder Lust magst dringen,
Du findest nirgends Ruh',
Erreichen wird dich das geheime Singen, —
Ach, dieses Bannes zauberischen Ringen
Entfliehn wir nimmer, ich und du!

Keiner mehr.

Aus der Heimat hinter den Blitzen rot,
Da kommen die Wolken her,
Aber Vater und Mutter sind lange tot,
Es kennt mich dort keiner mehr.

Wie bald, wie bald kommt die stille Zeit,
Da ruhe ich auch, und über mir
Rauschet die schöne Waldeinsamkeit,
Und keiner kennt mich auch hier.

Das zerbrochene Ringlein.

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad;
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei;
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus
Und singen meine Weisen
Und geh'n von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.

Aus: Grüne Flöte, Die schönsten Eichendorff-Gedichte. Herausg. von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten u. Anzeiger A.-G., Görlitz. Bd. 1 dieser Eichendorff-Ausgabe: Romantische Zauberfahrten, Die schönsten Eichendorff-Novellen



Früher erschienen:

Die Ostmark

Von Fritz Braun

Mit Zeichnungen und Buchschmuck von A. Fahlberg
412 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

„Ein Volksbuch im besten Sinne. Es übernimmt in einer Zeit hoffnungsarmer Zerrüttung, das Heimatgefühl wachzurufen, und vermag vielleicht das Volk von der Herrschaft niedrigen Parteigeistes zu erretten. Herausgeber und Verlag erwerben sich durch die Veröffentlichung dieses Buches ein ganz besonderes Verdienst." Univ.-Prof. Geheimrat Dr. J. Partsch, Leipzig.

Die Nordmark

Von Joh. Schmarje und Joh. Henningsen

Mit Buchschmuck von C. Schröder. 4. Auflage
389 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

„Eine wahre Freude war es, Schmarjes und Henningsens Heimatbuch zwecks Besprechung durchzulesen. Hier haben wir das, was uns für unser Heim und für unsere Schule fehlte."
N. A. Schröder in „Die Nordmark".

Unsere märkische Heimat

Von Richard Nordhausen

Mit zahlreichen Abbildungen zur Landeskunde. 2. Auflage
494 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

„Verachtet nicht die Mark, lernt sie lieben und schätzen. Und wer sie noch nicht kennt, wer ihre Geschichte wissen, ihre Schönheit nacherleben, ihre Geheimnisse und Sagen erlauschen will, der greife zu Nordhausens ‚Märkischer Heimat'." Hugo Kubsch in der „Deutschen Tageszeitung".

Niedersachsen

Von Bernhard Flemes

Mit Zeichnungen und Buchschmuck von Erich Fricke
2. Aufl. 372 S. Oktav in Künstlerband gebunden

„Was Bernhard Flemes uns mit seinem Heimatbuche „Niedersachsen" geschenkt hat, das kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Es ist etwas, das in jedem Niedersachsenhause seinen Platz haben darf neben der Bibel und neben dem Gesangbuch; denn es ist etwas wie eine Niedersachsenbibel." Martin Frehsee im „Hannoverschen Courier".